



TODES ENGEL



H.L.WEEN

H.L. Ween

TODESENGEL

Roman

BUCH

Die ermittelnde Kommissarin Gerda Schieferbein wird mit ihren Kollegen zu einem neuen Tatort gerufen. Dort finden sie den übel zugerichteten Kaufmann Otto Berger vor, dessen Mörder ihn „entmannt“ hat. Dank einer Zeugenaussage wird schnell klar, dass er zuletzt in Begleitung einer Frau war. Schieferbein entdeckt Parallelen zu einem ebenso brutalen Mord an einem Transvestiten vor geraumer Zeit und es stellt sich die Frage, wer ist diese mysteriöse Blondine? Und bald darauf gibt es weitere Tode, die bestialisch zerstückelt wurden...

1.

Die Sogwirkung des Hurrikans war verheerend. Bäume und Sträucher, Schafe und Kühe verschwanden in dem Trichter, der einem Staubsauger glich und er war mitten drin in diesem Inferno, wehrlos den Uргewalten ausgesetzt, die Anfang und Ende jeder Existenz kennzeichnen.

Wenn es jetzt wirklich dem Nirwana entgegen ging, konnte er nur hoffen, dass die Prophezeiungen ewigen Lebens jeder Grundlage entbehrten und es sich bei den Furien, die auf ihn zuflogen, nicht um die apokalyptischen Reiter handelte, aber er befürchtete wohl zu Recht, nicht so leicht davonzukommen, weil seine Sünden nicht dazu angetan waren, im Rahmen eines kleinen Deals zwischen Gott und ihm getilgt zu werden. Hölle, Hölle und nochmals Hölle, das war es, was ihn erwartete und wie auf Stichwort flogen die ersten Zeugen der Anklage an ihm vorbei zum Tribunal, bei dem es um seinen Kopf gehen würde. Er erkannte seine Schwester Irmgard, die er bis aufs Blut gereizt hatte und die ihn jetzt hämisch angrinste, einen senilen Pauker, der von ihm in den Wahnsinn getrieben worden war und dieses undankbare Luder, das ihn mit dem luftigen Minikleidchen so provoziert hatte...

Fetzen seines Daseins huschten an ihm vorbei, flüchtige Bilder von Sieg und Niederlage, Liebe und Hass, ein Schrei im Wald, dazu ein Mädchengesicht, ohnmächtig und zur teuflischen Fratze verzerrt und schließlich dieses Lokal, nahe den Landungsbrücken, das ihm der Portier seines Hotels, als Gegenleistung für ein üppiges Trinkgeld, empfohlen hatte.

Die sündige Variante des Cafés Keese, seit der Eröffnung vor sechs Monaten der letzte Schrei des Hamburger Nachtlebens und bestens geeignet, einen Geschäftsreisenden wie ihn auf andere Gedanken zu bringen. Noch einmal trudelte er auf seiner Zeitreise zurück in die Vergangenheit, sah den Spielkameraden vor sich, den er aus Jux und Tollerei fast im Swimmingpool ertränkt hätte, doch dann befand er sich wieder in der Gegenwart, im rauchgeschwängerten Lokal nahe der Davidswache, in dem gedämpftes Licht und der Duft schweren Parfüms eine Atmosphäre sexuellen Verlangens herbeizauberten, die ihn sofort gefangen nahm. Er hatte schon eine Weile das Feld sondiert und sich

nebenbei über die Schwimmversuche einer vorwitzigen Stubenfliege in seinem Whiskyglas amüsiert, als ihn ein seit geraumer Zeit heimlich beäugtes Fabelwesen mit endlos langen Beinen unverhofft ansprach:

„Darf ich bitten, mein Herr?“

„Sie, Sie wollen tatsächlich...?“, stammelte er und die Unbekannte wisperte: „Aber gewiss doch, oder wollen Sie nicht tanzen?“

„O doch!“, versicherte er eilig und versuchte vergeblich, sich seine Verblüffung nicht anmerken zu lassen.

„Aber heute noch!“, drängte ihn die langmähnige Blondine im lila Seidenkleid und mit den gleichfarbigen, bis zu den Ellenbogen reichenden Handschuhen, worauf er sich ächzend aus dem Sessel hoch wuchtete, tapfer das süffisante Lächeln der Schönen ignorierte und sich bei Foxtrott und Tango krampfhaft bemühte, ihr nicht auf die zarten Füße zu treten.

Plötzlich löste sie sich von ihm und er befürchtete schon, seine Chance vertan zu haben, als sie ihn unverblümt fragte, ob er die Nacht mit ihr verbringen wolle.

„Die- die Nacht?“, stotterte er und die Grazie sah ihn voller Mitleid an:

„Du bist aber ein Dummerchen! Wegen der Liebe sind wir doch hier! Oder willst du dir nur Appetit für zuhause holen?“ Er hatte in seinem Leben schon viel erlebt und auch Erfahrungen mit Prostituierten gesammelt, aber denen hatte er ihren Beruf immer angesehen, während seine Tanzpartnerin aus gutbürgerlichen Verhältnissen zu stammen schien und auf jedem festlichen Ball eine gute Figur gemacht hätte.

„Und?“, hakte die geheimnisvolle Fremde nach und er beeilte sich, einzulenken: „Natürlich will ich die Nacht mit Ihnen, ä, mit dir verbringen! Irgendwie bin ich ja froh, dass du die Initiative ergriffen hast...“

„Dann ist ja alles in Ordnung!“, entgegnete sie, umschlang ihn wieder und er träumte zu Melodien wie Moon River vor sich hin, bis die junge Frau um eine kleine Pause bat und ihren Getränkewunsch äußerte. „Ich hätte gern ein Glas Champagner!“, wisperte sie, worauf er die Herzensdame zu seinem Tisch geleitete, beim Ober eine Flasche aus bestem Hause orderte und sich wieder seiner Tanzpartnerin zuwandte.

„Wie heißt du denn?“, wollte er von ihr wissen und sie brachte ihn mit der dahin gehauchten Antwort: „Cindy, nenn mich einfach Cindy!“

endgültig zur Raserei, übertraf der erotische Schmelz ihrer Stimme doch alles, was ihm bis dahin widerfahren war.

„Also, liebe Cindy“, säuselte er und wischte sich derweil den Schweiß von seiner Stirn, „ich kann mein Glück noch gar nicht fassen! Wie bist du bei deiner Wahl nur auf mich gekommen?“ Cindy taxierte ihn wie einen Preisbullen:

„Wer sonst sollte mich denn deiner Meinung nach eher anziehen? Der Kerl da hinten mit den breiten Schultern? Das Jüngelchen am Nachbartisch mit dem Goldkettchen?“ Hierauf wusste er spontan keine Antwort und so war er froh, dass der Ober zu ihnen trat, um den Champagner zu servieren und er ein wenig Zeit zum Überlegen hatte. Fieberhaft suchte er nach den richtigen Worten und als er zu wissen glaubte, worauf seine Gesprächspartnerin hinauswollte, sprach er seine Vermutung ungewohnt leise aus:

„Meinst du, dass dir Macht, Einfluss und Reichtum mehr bedeuten als gutes Aussehen?“

„Völlig richtig! Aber eigentlich brauchtest du den Reichtum nicht zu erwähnen! Der kommt zwangsläufig, wenn du einflussreich und mächtig bist!“

„So einfach soll das sein?“, wollte er wissen und sie relativierte ihre Aussage ein wenig: „Natürlich nicht! Wenn ich unseren glücklosen Finanzminister sehe, bin ich so angetört wie beim Anblick einer Feldmaus! Aber die meisten Männer mit Macht strahlen unglaublich viel Erotik aus!“

„Ich etwa auch?“, fragte er voller Selbstzweifel und die Schöne lächelte ihn einer Sphinx gleich an: „Du hast auch das gewisse Etwas! Insofern ist es schade, dass du verheiratest bist! Deine Beziehung wirst du ja nicht wegen mir aufs Spiel setzen...“ Woher wusste dieses wunderbare Weib, dass er vor zwei Jahrzehnten den Bund der Ehe eingegangen war? Trug er seither ein Mal auf seiner Stirn? Er nahm allen Mut zusammen und flüsterte: „Wie kommst du darauf, dass ich verheiratet bin?“, worauf Cindy herzlich zu lachen anfang und mit entwaffnender Offenheit antwortete: „Weil alle attraktiven Männer eine Frau haben, die zuhause auf sie wartet! Glaub mir ruhig, dass ich weiß, wovon ich rede! Oder bist du etwa nicht...“

„Doch! Doch!“

„Hab ich es doch gleich gesagt! Aber sonst weiß ich immer noch nichts von dir! Nicht einmal, wie du heißt!“ Er zog die Stirn in Falten. Warum war die junge Frau so neugierig? Reichte es nicht aus, wenn er Süßholz raspelte? Aber den Vornamen konnte sie ruhig wissen, auch wenn er seine Eltern für ihn hasste: „Otto! Ich heiße Otto!“

„Wie niedlich!“, meinte Cindy und wollte auch noch seinen Beruf wissen, aber das ging ihm fürs erste doch zu weit: „Sag mir erst, was du bist! Tänzerin? Malerin? Oder Choreografin?“ Der Fremden schien das Katz und Mausspiel zu gefallen und sie gab ein wenig mehr von sich preis: „Ich mache bald mein Diplom als Psychologin!“ Er schüttelte erstaunt den Kopf und meinte: „Ich hätte dich eher im künstlerischen Bereich vermutet!“ Cindy gab ihm einen Kuss auf die Stirn und entgegnete: „Psychologie ist auch eine Kunst! Das wirst du nachher merken!“

Jetzt war er ernsthaft irritiert und wollte Genaueres wissen, doch die Schöne der Nacht blockte sein Begehren elegant ab: „Du musst nicht alles wissen, mein Schatz! Aber ich verspreche dir, deine intimsten Wünsche zu erfüllen!“

„Die, ä, die kenne ich doch selbst nicht...“, stotterte er und Cindy tat sehr geheimnisvoll, streichelte seine Hand und prophezeite ihm, dass er sich noch wundern werde. Dann bat sie ihn, die Zeche zu zahlen und am Ausgang zu warten, bevor sie sich erhob und kurz darauf in der Damentoilette verschwand.

Er sah ihr lange nach, konnte einfach nicht glauben, welches Glück ihm beschert war und winkte voller Angst, die Unbekannte könnte ihn doch noch versetzen, den blasierten Ober herbei. Beglich mit leisem Murren die skandalös hohe Rechnung, begab sich zur Garderobe und trat wenig später auf die von Pfützen übersäte Spielbudenstraße hinaus. Gierig sog er den Geruch vom nahen Hafen in seine Lunge und dachte über Cindys Ankündigung, ihm jeden Wunsch zu erfüllen, nach. Natürlich fieberte er der von ihr avisierten Entdeckungsreise ins Reich seiner geheimsten Begierden entgegen, aber zugleich fühlte er jetzt ein gewisses Unbehagen. Er war gewiss nicht prüde und im Grunde für jedes sexuelle Experiment zu haben, doch waren ihm Frauen, die im Bett das Kommando übernehmen wollten, äußerst suspekt, weil sie seiner Meinung nach immer die Rolle des passiven Weibchens ausfüllen

sollten, sogar seine neueste Eroberung, von der er vor einigen Stunden nicht einmal zu träumen gewagt hätte...

„Hier bin ich!“, hörte er Cindy hinter sich flöten und schon war sie neben ihm, hakte sich vertraulich unter, winkte ein sich von links näherndes Taxi herbei und verschwand Sekunden später mit der Eleganz einer Gazelle im Fond der Limousine. Gab ihm, nachdem er sich auch in den Wagen hineingezwängt hatte, einen Kuss auf die Wange und knuffte ihn liebevoll, als er dem Droschkenkutscher nicht gleich das Fahrtziel nannte.

„Nun sag dem Herrn schon, wo wir wohnen!“, mahnte sie ihn, als er immer noch nicht reagierte und er kam sich vor wie ein kleiner Junge, der sich verlaufen hatte und nicht mehr wusste, wie er nachhause kam. Dann presste er endlich den Hotelnamen heraus und der Taxifahrer setzte den Mercedes, maliziös lächelnd, in Bewegung.

Die Fahrt zum am Ufer der Binnenalster gelegenen Fünfsternehotel Astor verging wie im Fluge und als er mit seiner Geliebten die Wandelhalle der Nobelherberge durchschritt, fühlte er sich wie Gott in Frankreich, zumal der Empfangschef vor Neid zu platzen schien. So beschwingt, wie es sein Gewicht zuließ, geleitete er die Herzensdame zum Lift und, in der sechsten Etage angekommen, in seine Suite, sah sie erwartungsvoll an und fragte, ob sie etwas zu trinken haben wolle. Mit lasziver Stimme vertröstete Cindy ihn auf später, bat ihn, sich auf seinem Bett zu entspannen und wenn ihm die Dominanz des Prachtweibes auch Angst machte, so wollte er es auf keinen Fall mit ihr verderben und folgte brav ihren Anweisungen.

Cindy ließ ihn einige Minuten zappeln, doch dann gesellte sie sich zu ihm, entkleidete ihn nach und nach und seine Erregung stieg ins Unermessliche. Plötzlich verspürte er einen heftigen Schmerz in der linken Brusthälfte, fürchtete sich wegen eines vor zwei Jahren mit Mühe überstandenen Herzinfarktes fast zu Tode und wollte die Geliebte schon bitten, einen Arzt zu holen, als die Beklemmung in der Brust wieder nachließ und er sich dafür entschied, alle gesundheitlichen Bedenken über Bord zu werfen. Doch irgendwie war ihm die Stimmung verdorben worden und er wunderte sich über die bleierne Müdigkeit, die ihn zu überwältigen drohte. Hatte er doch einen Herzanfall erlitten oder was war sonst mit ihm los?

„Spürst du schon was?“

„Was, was soll ich spüren?“, entgegnete er und sah sie angsterfüllt an.

„Die Wirkung des Narkosemittels, mein Schatz! Hast du den Stich in deine Brust nicht bemerkt?“ Natürlich hatte er den Stich verspürt! Und anschließend hatte sein Herz wie Zunder gebrannt und er allen Ernstes geglaubt, die Schmerzen seien auf eine natürliche Ursache zurückzuführen! Aber was wollte dieses Flittchen von ihm? Wollte sie ihn berauben? Ihm im Auftrag seiner Konkurrenten Geschäftsgeheimnisse entlocken? Oder sollte er gar entführt werden? Unversehens schien er sich in einem Alptraum zu befinden, geriet in Panik und nahm alle Kraft zusammen, um sich von der Femme fatale zu lösen, aber er hatte gegen sie keine Chance. Das Nervengift hatte längst zur Lähmung seiner Gliedmaßen geführt, sodass er dem mörderischen Weib auf Gedeih und Verderb ausgeliefert war. Und Cindy, oder wie immer die geheimnisvolle Fremde heißen mochte, nutzte seine Hilflosigkeit schamlos aus, schilderte ihm lang und breit das Motiv für ihre Tat und ließ ihn schon tausend Tode sterben, bevor sie mit finsterner Entschlossenheit Hand an ihn legte...

2.

Am nächsten Morgen hatte sich aus dem Schmuddelwetter des Vorabends ein veritabler Herbststurm entwickelt und die völlig durchnässte Gerda Schieferbein fluchte vor sich hin, als sie ihr karg möbliertes Büro im Landeskriminalamt betrat und wenig später das Telefon auf dem überladenen Schreibtisch läutete.

”Verdammtter Mist!”, schimpfte die drahtige Hauptkommissarin, ”kann man in diesem Saustall keinen Moment ungestört bleiben?”

”Nimm schon den Hörer ab!”, mahnte sie ihr Chef, der Gedanken verloren am Fenster stand.

”Was willst du denn schon hier?”, nörgelte die 48-Jährige, fügte sich aber und nahm mit säuerlichem Gesicht den von der Telefonzentrale vermittelten Anruf entgegen. ”Kripo Hamburg, was kann ich für Sie tun?”, fragte sie lustlos, straffte sich aber nach wenigen Sekunden und hörte dem aufgeregten Anrufer anschließend aufmerksam zu. Unterbrach ihn nur, wenn sie etwas nicht verstanden hatte und versprach, mit ihren Kollegen sofort zum Tatort zu kommen.

”Was ist?”, fragte Kriminalrat Knut Hansen und seine Mitarbeiterin instruierte ihn kurz und präzise über das Gewaltverbrechen, dem ein Gast des Hotels Astor zum Opfer gefallen war. Der Chef verzog bei einigen Details der Bluttat sein Gesicht, zündete sich die erste Lucky Strike des Tages an und bat die Hauptkommissarin, mit Albers und Segler zum Tatort zu eilen, zudem die Kollegen der Spurensicherung zum Astor zu bestellen. Fürs erste solle sie die Ermittlungen führen und ihn nur einschalten, wenn ihr die Sache über den Kopf zu wachsen drohe.

”Und was wolltest du sonst noch von mir?”, fragte die Kriminalbeamtin den 63-Jährigen, als er das Zimmer verließ und der alte Haudegen drehte sich noch einmal um und lächelte verschmitzt: ”Das weißt du doch ganz genau! Ich muss das Feld bestellen, bevor ich mich aus dem Staub mache und meinen geliebten Rosen widme und deshalb wollte ich mit dir über die künftige Leitung der Mordkommission sprechen! Du kannst dir ja denken, wen ich für diesen undankbaren Job favorisiere...”

Schieferbein war jetzt sichtlich verlegen:

”Du, du meinst wirklich, dass ich...?”

”Natürlich!”, knurrte Hansen mit gespielter Ungeduld und ließ sie dann endgültig stehen, um sich in sein Büro zurückzuziehen und auf eine überfällige Rücksprache mit dem LKA-Chef vorzubereiten.

Nur achtzehn Minuten später traf Gerda Schieferbein zusammen mit Albers und Segler am Tatort ein, noch vor den Kollegen von der KTU und Gerichtsmediziner Bader, der auf Menschen, die ihn nicht näher kannten, recht ungeschlacht wirkte, aber ein Liebhaber feinsinniger Lyrik und auch sonst den schönen Künsten zugetan war.

Vor dem Hotel drängten sich bereits etliche Schaulustige, einige Reporter suchten nach Interviewpartnern und die Ordnungshüter, die den Eingang sicherten, hatten Mühe, die Kriminalbeamten ins Hotel zu lotsen.

”Widerlich!”, brummte Albers, als er sich endlich an den Gaffern vorbeigedrängt hatte und Gerda Schieferbein nickte fast unmerklich, sah sich flüchtig in der Empfangshalle um und ging dann schnurstracks auf einen seriös gekleideten Herrn zu, der sie offenbar schon erwartete und sich, wie von ihr vermutet, als Hoteldirektor entpuppte. Sie stellte sich und ihre beiden Mitstreiter kurz vor und bat den Hotelchef dann, sie zur Leiche zu führen und dafür zu sorgen, dass auch Kriminaltechniker und Gerichtsmediziner nach ihrem Eintreffen zum Tatort fanden. Der Direktor nickte, wies einen beschäftigungslos herumstehenden Pagen an, sich um die später eintreffenden Experten zu kümmern und setzte sich mit der Bitte, ihm zu folgen, in Richtung des Lifts in Bewegung.

Unter anderen Umständen hätte die Hauptkommissarin auf dem Weg nach oben den vom Regen immer noch nassen Pagenkopf über die Intarsien in der Wandverkleidung des Fahrstuhls geschüttelt und sich über die geschmacklose Fantasieuniform des Liftboys lustig gemacht, doch war sie viel zu sehr in Gedanken versunken, als dass sie die protzigen Insignien des Luxushotels überhaupt bemerkt hätte. Zuletzt hatte sie vor zwei Jahren ein ähnlich übel zugerichtetes

Verbrechensopfer zu Gesicht bekommen, einen in die Jahre gekommenen Transvestiten, der in die Fänge betrunkenen Halbstarker geraten und von ihnen so brutal in die Mangel genommen worden war, dass ihn sein Lebensgefährte hinterher nicht mehr identifizieren konnte.

”Denkst du auch an die Tunte?”, fragte Albers sie im Flüsterton und bewies damit einmal mehr, dass er über die außergewöhnliche Fähigkeit

verfügte, ihre Gedanken zu lesen.

„Sag nicht immer Tunte, wenn du von Transvestiten sprichst!“, zischte sie und stieß ihm den linken Ellenbogen in die Rippen.

„Tut mir leid!“, stöhnte der nach Luft schnappende Kommissar und im nächsten Moment hielt der Lift auch schon im sechsten Obergeschoss.

„Dann wollen wir mal!“, meinte der Hoteldirektor mit belegter Stimme und von seiner zur Schau getragenen Selbstsicherheit war so gut wie nichts mehr übrig. Die Hauptkommissarin spürte, dass der smarte Geschäftsführer am Tatort nur stören würde und versuchte, ihn abzuwimmeln.

„Sie brauchen nicht mitzukommen“, meinte sie verständnisvoll, „es reicht aus, wenn Sie uns den Weg beschreiben!“ Der Hotelchef sah sie dankbar an und wollte schon auf ihr Angebot eingehen, hatte aber plötzlich Angst, als Feigling da zu stehen und gab sich deshalb so mannhaft, wie es die Situation vermeintlich von ihm verlangte:

„Ich kneife nicht, gnädige Frau! Ein Schiffskapitän geht schließlich auch als Letzter von Bord!“ Schieferbein schüttelte den Kopf, bat den Hagestolz, voranzugehen und nach etwa dreißig Metern erreichte die Crew die Suite des Toten, vor der ein junger Schutzpolizist Wache schob.

„Und?“, fragte die Kriminalbeamtin ihn, doch der blonde Mann mit dem gepflegten Schnurrbart zuckte nur mit den Schultern und öffnete den Ankömmlingen die Tür, froh darüber, mit der Leiche nicht mehr allein zu sein.

„Sie können sich jetzt die Beine vertreten!“, meinte Segler ohne Absprache mit seiner Vorgesetzten und der Wachtmeister nahm die Offerte dankbar an, war schon Sekunden später aus dem Blickfeld des Teams verschwunden und Schieferbein, die sich über den Alleingang ihres Assistenten sichtlich ärgerte, blieb nichts anderes übrig, als den Hotelchef zu bitten, fürs erste die Stelle des Schutzpolizisten einzunehmen.

Dann standen die Kriminalbeamten vor dem Lotterbett, auf dem der Tote in einer riesigen Blutlache lag. Nackt, wie Gott ihn geschaffen hatte und nicht sehr appetitlich anzusehen. Seine Augen waren aus den Höhlen gequollen, das Gesicht zerkratzt, der Leib mit blauen Flecken übersät und das blutverschmierte Glied steckte samt Hodensack in seinem Mund.

Gerda Schieferbeins Frühstück kroch langsam die Speiseröhre hoch und weil es in der Suite auch noch bestialisch stank, stürzte die Hauptkommissarin schließlich ins Badezimmer, spie ihren Mageninhalt in hohem Bogen aus und kam dann mit einem müden Lächeln zu den Kollegen zurück, die wie sie mit der Übelkeit zu kämpfen hatten.

„Was meint Ihr?“, fragte sie die jungen Beamten, bekam aber keine Antwort und so begann sie, nach einer kleinen Atempause, laut zu denken: „Wenn ich den Hotelchef am Telefon richtig verstanden habe, handelt es sich beim Toten um Otto Berger aus Berlin, von Beruf Kaufmann und 52 Jahre alt, der seit drei Tagen Gast des Hotels war, als Geschäftsmann in unserer Stadt weilte und jetzt eigentlich im Flugzeug sitzen müsste, statt uns zu beschäftigen! Ich frage mich, was passiert ist, nachdem der Mann gestern Abend, eine unbekannte Schöne im Arm, den Zimmerschlüssel in Empfang genommen hat! Und ich bin brennend daran interessiert, herauszufinden, um wen es sich bei dieser Blondine gehandelt hat! Ist sie eine Prostituierte? Ein Luxus-Callgirl? Und ist sie, wenn sie den Mord begangen hat, eine Einzeltäterin oder Mitglied einer Bande, die es sich zum Ziel gesetzt hat, zahlungskräftige Freier auszurauben?“

„Das kann ich mir nicht vorstellen“, warf Albers ein, „so, wie der Kerl zugerichtet ist, hat er es auf die harte Tour gewollt und das Ganze ist außer Kontrolle geraten! Vielleicht hat der Fettwanst nur das Losungswort vergessen, mit dem er die Quälerei hätte stoppen können...“

Die Hauptkommissarin widersprach vehement: „Wenn ein Tatort so hinterlassen wird, sollen wir bestimmt auf eine falsche Fährte gelockt werden! Mir ist aber kein Fall bekannt, in dem ein Masochist so misshandelt wurde, zumindest dann nicht, wenn eine Frau mit im Spiel war! Und nach allem, was wir wissen, gehe ich davon aus, dass die Blondine, mit der Berger das Hotel betrat, das letzte menschliche Wesen war, das der Tote vor seinem Ableben zu Gesicht bekommen hat!“

„Und was soll die Schmiererei an der Wand?“, fragte Segler, der sich bisher zurückgehalten hatte und Gerda Schieferbein sah sich den mit roter Farbe auf die Tapete gemalten Schriftzug aus der Nähe an, berührte aber nichts, um keine Spuren zu verwischen und antwortete ihrem Assistenten dann mit belegter Stimme:

„Vielleicht ist es Ölfarbe, vielleicht aber auch Blut! Und die Worte

Rache für M.! sind so aussagekräftig, dass jeder Volksschüler aus ihnen seine Schlüsse ziehen könnte! Hier liegt ein Schwein, das es verdient hat, umgebracht zu werden! Aber wie ich schon sagte: Hier hat sich jemand große Mühe gegeben, uns mehrere denkbare Tatmotive aufzutischen, in der Hoffnung, dass wir nicht auf die Idee kommen, an einen Raubmord zu denken und im kriminellen Milieu herumzustöbern! Wahrscheinlich hat die Täterin ihrem Opfer sogar ein wenig Bargeld gelassen, um uns in die Irre zu führen...“

„Wollen Sie uns nicht den Tatort untersuchen lassen, bevor Sie wild herum spekulieren?“, wandte Kriminaltechniker Lutz Fabian ein, der inzwischen ebenfalls eingetroffen war und Dr. Bader, der zusammen mit ihm zum Astor gekommen war, ergänzte: „Wenn Ihr so schlau wäret, wie Ihr immer tut, bräuchtet Ihr uns Fachidioten gar nicht, aber leider, leider...“

„Ist schon gut!“, entschuldigte sich Schieferbein bei den Neuankömmlingen, gab an sie weiter, was an Erkenntnissen vorlag und überließ ihnen dann das Feld, weil es weder Pathologen noch Kriminaltechniker gern haben, wenn ihnen jemand ins Handwerk pfuscht...

3.

Das Wetter an der Elbe verschlechterte sich in den Tagen nach dem Mord an Berger nach einem kurzen Zwischenhoch ebenso wie die Laune der Mannen um Gerda Schieferbein, die trotz aller gut gemeinten Ratschläge an ihrer Meinung festhielt, der Kaufmann sei einem Raubüberfall zum Opfer gefallen. Irgendwie hatte sie sich in eine fixe Idee verrannt und es schien sie nicht im geringsten zu interessieren, dass weder Razzien in den Etablissements rund um die Reeperbahn noch die Recherchen im Milieu zu brauchbaren Ergebnissen führten.

Zwei Wochen nach dem Schlachtfest im Astor waren die Beamten noch keinen Schritt weiter als am Morgen nach dem Mord und zu allem Überfluss kam die Regionalausgabe der BILD nach einem Streit zwischen der Hauptkommissarin und einem aufdringlichen Reporter dieser Zeitung mit dem Aufmacher Unfähige Kripo! Hoteliers in Sorge! heraus, worauf Knut Hansen das zweifelhafte Vergnügen hatte, vom Polizeipräsidenten zum Rapport gebeten zu werden. Dem alten Hasen hatte beim Gang nach Canossa ohnehin nichts Gutes geschwam, doch übertraf das Donnerwetter, das er im Beisein seines unmittelbaren Vorgesetzten über sich ergehen lassen musste, die schlimmsten Befürchtungen.

Der Hamburger Polizeichef tobte minutenlang herum, bezichtigte den Kriminalrat fortwährend die Führungsschwäche und forderte ihn schließlich ultimativ auf, Gerda Schieferbein als Leiterin der Ermittlungen abzulösen und das Steuer wieder selbst in die Hand zu nehmen. Womit Hansen den Plan, bald in Pension zu gehen und die 48-Jährige mit seiner Nachfolge zu betrauen, getrost zu den Akten legen konnte. Entsprechend verärgert stieß er kurz nach 11 Uhr zur täglichen Lagebesprechung der Ermittlungsgruppe, hielt sich entgegen sonstiger Gewohnheit nicht lange zurück, sondern ergriff nach einigen hastigen Zigarettenzügen das Wort und berichtete mit stockender Stimme, was er beim Polizeipräsidenten erlebt hatte. Schieferbein versuchte während seines Vortrags mit Macht, Haltung zu bewahren, doch spürte der Kriminalrat, wie sehr es in seiner Lieblingsschülerin brodelte. Auch wenn sie mit ihren beruflichen Ambitionen nicht hausieren gegangen war, hatte sie sich doch über die in Aussicht gestellte Beförderung riesig

gefreut und entsprechend niedergeschlagen wirkte sie jetzt, da sie alle Hoffnung auf einen Karrieresprung fahren lassen musste.

„Alles nur wegen der blöden Presse!“, schimpfte Albers, der sich schon Hoffnungen auf die Stelle der Hauptkommissarin gemacht hatte und bedauerte zutiefst, dass er gewissen Journalisten nicht das Handwerk legen durfte, aber letztlich fügte er sich wie die anderen Ermittler und die Kriminaltechniker ins Unvermeidliche und schilderte Hansen den Stand der Ermittlungen, während Schieferbein wie ein Häufchen Unglück auf ihrem Stuhl kauerte und sich am liebsten in Luft aufgelöst hätte. Fabian, der Grüße vom Gerichtsmediziner ausrichtete, ergänzte die Ausführungen des Kommissars durch einige neue Details aus dem Autopsiebericht und Gerd Segler gab zum Besten, was ihm die Berliner Kollegen über den ermordeten Computerspezialisten mitgeteilt hatten, ehe der Kriminalrat die Beiträge seiner Mitarbeiter zusammenfasste und versuchte, den Ermittlungen eine neue Richtung zu geben, ohne Gerda Schieferbeins Vorgehen unnötig zu kritisieren: „Nach unseren Erkenntnissen hat sich Berger gestern vor vierzehn Tagen bis kurz vor Mitternacht mit einer unbekanntem Frau im Ball Paradox amüsiert und ist anschließend mit ihr ins Hotel Astor gefahren. Es gibt ein, nach den leider recht widersprüchlichen Zeugenaussagen, gefertigtes Phantombild der Dame, aber damit hat es sich auch! Weder wissen wir, um wen es sich bei der Verdächtigen handelt noch, wo sie sich aufhält. Und verwertbare Fingerabdrücke von ihr gibt es auch nicht! Hat wenigstens schon der Abgleich ihres Konterfeis mit den Fotos unserer Kundinnen stattgefunden?“

Albers verständigte sich kurz mit Segler und antwortete dann: „Ja, aber der Computer hat keine Übereinstimmungen feststellen können! Jetzt steht nur noch das Ergebnis des Abgleichs mit den Dateien von Interpol aus...“

„Ich weiß nicht“, brummte Hansen, „bei der Verdächtigen handelt es sich doch offenbar um eine Deutsche! Warum sollte die bei den Kollegen von Interpol registriert sein und nicht bei uns? Was uns eher auf ihre Spur bringt, ist dieses Berger injizierte Mittel, das ähnlich wie dieses indianische Pfeilgift aus Südamerika wirkt und in einigen Kliniken als Narkosehilfsmittel verwendet wird! Wenn ich den Kollegen Fabian richtig verstanden habe, kommt außer den Beschäftigten der

Herstellerfirma, den Fahrern der Spedition, die das Zeug zu den Kliniken bringt und ausgewähltem Personal in diesen Häusern kein Mensch an das Gift heran! Und wenn die Krankenhäuser wirklich genau über die verwendete Menge Buch führen müssen, sollte es eigentlich möglich sein, herauszubekommen, wo etwas von diesem Gift fehlt!“

Jetzt meldete sich erstmals Schieferbein zu Wort: „Das wird enden wie die Suche nach der Stecknadel im Heuhaufen! Wir sollten unsere Aufmerksamkeit lieber der Phantomzeichnung widmen! Bisher haben nur die Hamburger Polizisten das Bild der Verdächtigen bei sich, nicht aber die Kollegen in den anderen Bundesländern oder gar im Ausland. Von den Massenmedien ganz zu schweigen...“

Hansen zog die Stirn in Falten und fragte die Hauptkommissarin nach dem Grund der zögerlichen Weitergabe, worauf Schieferbein errötete, herum stotterte und Albers der völlig verunsicherten Frau beisprang: „Wir glaubten bis gestern nicht, dass eine so zierliche Person Berger überwältigt haben könnte und suchten die unbekannte Frau deshalb überwiegend als Zeugin. Wir konnten ja nicht ahnen, dass der Berliner vor der ganzen Sauerei betäubt worden ist...“

Hansen schüttelte missbilligend den Kopf, ordnete mit vor Erregung zitternder Stimme an, das Phantombild sofort an die Medien und alle Polizeidienststellen im In- und Ausland zu geben und wandte sich dann, immer noch wütend, Segler zu: „Was haben die Kollegen in Berlin eigentlich über den Lebenswandel des Opfers herausbekommen? Gibt es Anhaltspunkte dafür, dass sich jemand an ihm rächen wollte, vielleicht ein übers Ohr gehauener Geschäftspartner oder die betrogene Ehefrau? Und gibt es in Bergers Umfeld eine Person, deren Vor- oder Familienname mit dem Buchstaben M beginnt? Ich denke gerade an die mit dem Blut des Kaufmanns an die Wand geschmierten Worte Rache für M!“

Der Kriminalassistent wühlte in seinen Unterlagen, ließ sie vor Aufregung zu Boden fallen, fand aber schließlich den Zettel mit den Notizen, die er sich beim Telefonat mit dem Berliner Landeskriminalamt gemacht hatte. Er überflog die schwer zu entziffernden Aufzeichnungen, räusperte sich kurz und berichtete mit hochrotem Kopf: „Berger gilt, äh, galt als erfolgreicher Geschäftsmann, der sich mit seiner Firma auf die Entwicklung von Softwareprogrammen für den militärisch-industriellen

Komplex verlegt hat. Angeblich war er nicht zimperlich bei der Durchsetzung seiner Interessen und bei dem heiklen Milieu, mit dem er es zu tun hatte, kann ich mir vieles vorstellen...“

Hansen unterbrach ihn abrupt: „Wohl zu viele Spionageromane gelesen, was? Oder wie soll ich den Hinweis auf die Rüstungsindustrie sonst verstehen?“ Der Assistent erleichte zur Abwechslung, vertiefte sich wieder in seine Notizen und fuhr fort: „Ansonsten gilt, äh, galt Berger als unbescholtener Bürger und seine Frau fiel aus allen Wolken, als sie von seinem Schäferstündchen mit der Nutte erfuhr!“

„Prostituierte! Wenn schon die Berufsbezeichnung, dann die richtige!“, mäkelt Schieferbein und Segler nickte reumütig, bevor er auf die mögliche Bedeutung des Buchstaben M einging: „In Bergers Firma gibt es 6 Leute, deren Familienname und 8, deren Vorname mit M anfängt. Dann gibt es noch einige Verwandte und den Vorsitzenden des Heimatvereins Steglitz-Zehlendorf, mit dem Berger sich überworfen hat...“

„Heimatverein Steglitz-Zehlendorf? Was ist das denn?“, wollte Hansen wissen und Segler war glücklich, dass der Chef endlich etwas entspannter wirkte: „Dabei handelt es sich um einen Verein traditionsbewusster Bewohner des gleichnamigen Stadtbezirks, die sich ehrenamtlich ums kommunale Museum kümmern und auch sonst recht rührig sind. Berger ist vor einigen Monaten, nach einem heftigen Streit mit dem Vorsitzenden Müller, von allen Ämtern im Verein zurückgetreten und hat sich seitdem nicht mehr sehen lassen!“

„Und deshalb hat sich dieser Müller jetzt als Frau verkleidet und das abtrünnige Mitglied getötet?“, fragte Hansen ungläubig und Albers spottete: „Mitglied? Wohl eher ohne als mit Glied!“

Die Kollegen sahen ihn einen Augenblick ratlos an, begriffen dann das Wortspiel und fingen bis auf Schieferbein herzlich zu lachen an. Und sogar der Kriminalrat schien das Donnerwetter im Polizeipräsidium langsam verkraftet zu haben, grinste übers ganze Gesicht und verteilte die Aufgaben für den restlichen Tag, ehe er die Hauptkommissarin zu einem vertraulichen Gespräch in sein Zimmer bat. Er musste unbedingt um Verständnis für ihre Entmachtung werben, wenn er nicht riskieren wollte, dass sie frustriert Sand ins Getriebe streute und die weiteren Ermittlungen behinderte...

Die von Hansen angeordnete Veröffentlichung der Phantomzeichnung brachte die kriminalpolizeiliche Arbeit nach Tagen des Stillstandes wieder in Gang, wenn auch anders, als es sich der Kriminalrat gedacht hatte. Tagtäglich meldeten sich Bürger, die Stein und Bein schworen, die vermeintliche Täterin zu kennen, doch zeigte sich einmal mehr, dass der Aufruf an die Bevölkerung, bei der Verbrecherjagd zu helfen, selten zu Erfolgen führt, dafür aber unzählige Denunzianten auf den Plan ruft, die es einem verhassten Nachbarn oder anderen unliebsamen Zeitgenossen endlich einmal zeigen wollen und die Ermittlungen eher erschweren als erleichtern.

Fünf Wochen nach dem Mord im Astor, an einem bitterkalten Dezembermorgen, kam das Team von Hansen nach mehrtägiger Pause wieder zur Lagebesprechung zusammen und der wegen seiner Erfolglosigkeit sichtlich gealterte Kriminalrat ließ sich von seinen Leuten über den aktuellen Stand der Ermittlungen informieren. Was er zu hören bekam, machte ihn noch mutloser, als er ohnehin schon war, weil es immer noch keinen verwertbaren Hinweis auf die Begleiterin von Otto Berger gab und zu befürchten war, dass der bizarre Fall zu den wenigen gehören würde, die für immer und ewig ungelöst blieben. Mitten in die Besprechung platzte die Meldung von einem Leichenfund im Hafengelände und als die Beamten wenig später am Tatort eintrafen und das grässlich verstümmelte Mordopfer anhand seiner Personalpapiere als einen unter Korruptionsverdacht stehenden hohen Beamten der Innenbehörde identifizierten, war Hansen endgültig klar, dass er verloren hatte. Das Interesse der Medien würde sich nach allen Erfahrungen sofort auf die neue Bluttat konzentrieren, der Chef des LKA eine Sonderkommission unter Einbeziehung seiner Leute bilden und die Akte Berger langsam Staub ansetzen.

Vielleicht geriet die Mörderin des Berliners trotzdem irgendwann in die Fänge der Polizei, doch dann war er bestimmt schon lange pensioniert und diese Erkenntnis stimmte ihn noch trauriger als das Zerwürfnis mit Gerda Schieferbein...

4.

Engholm kannte die Frau erst seit zwei Tagen und eigentlich war es an diesem kühlen Märzabend für ein Techtelmechtel im Gras des Ruhwaldparks, dessen Konturen in der Dämmerung langsam verschwammen, noch zu früh.

Aber durfte er sich die einmalige Chance, die sich ihm bot, entgehen lassen? Die zauberhafte Orientalin war ihm zufällig in der Nähe des Alexanderplatzes über den Weg gelaufen, hatte ihn nach dem Weg zum Zeughaus gefragt und sie waren schnell ins Gespräch gekommen, erst beim Schlendern über die Schlossbrücke hin zum Ziel der jungen Frau und dann im Opernpalais, dem sie spontan den Vorzug vor dem geplanten Museumsbesuch gegeben hatte.

Zu Besuch sei sie in Berlin, verriet sie ihm bei Kaffee und Kuchen, für zwei Wochen und sie wohne in dieser Zeit in einer netten, nicht allzu teuren Pension am Spandauer Damm im Bezirk Charlottenburg. Zum Schluss hatten sie sich für heute zu einem Spaziergang verabredet und er hatte hin und her überlegt, ob er seiner Frau erzählen sollte, dass er vielleicht später als üblich nach Hause kommen würde, schließlich aber darauf verzichtet und nur einigen Kollegen gegenüber angedeutet, dass er sich mit einem für drei Tage in Berlin weilenden alten Schulfreund treffen wolle.

„Lass dich einfach gehen!“, empfahl ihm die nach ihren Angaben in der Nähe von Istanbul lebende Frau, die ihn vor ihrer Pension mit einem bezaubernden Lächeln begrüßt, aber ihre Zurückhaltung erst aufgegeben hatte, als sie zur nahen Grünanlage gekommen waren. Er zitterte vor Erregung, ließ sich von Fatima, wie die Unbekannte sich nannte, bereitwillig entkleiden und lag schließlich, abgesehen vom Kondom, das sie ihm übergestreift hatte, nackt da. Spürte weder die Feuchtigkeit noch die vom Boden aufsteigende Kälte und schloss auf ihre Bitte die Augen, im selbstverständlichen Respekt vor der natürlichen Scham, die Frauen des islamischen Kulturkreises nach seiner Kenntnis im Umgang mit dem anderen Geschlecht empfanden.

Mit viel Gefühl fuhren ihre Hände über seinen entblößten Leib und er wusste nicht, ob er das feine Leder ihrer Handschuhe noch länger genießen oder sie anflehen sollte, sich endlich auch auszuziehen, als er

plötzlich einen stechenden Schmerz in der Herzgegend verspürte und Fatima um eine kleine Pause bat. Er sei wohl zu aufgereggt und müsse sich vor der Fortsetzung des Liebesspiels erst einmal fangen...

Die Orientalin lächelte huldvoll, ließ ihm alle Zeit der Welt, sich zu erholen, doch es half nichts. Sein Zustand verschlechterte sich immer mehr, eine seltsame Lähmung breitete sich in ihm aus, und als er Fatima anflehen wollte, ihm zu helfen, kam kein Wort über seine Lippen, weil auch seine Zunge jetzt bleiern war wie schon Arme und Beine.

Dafür verwandelte sich die exotische Schönheit unvermittelt in eine Rachegöttin und las ihm die Leviten, wie es noch keine Frau gewagt hatte. Erst verstand er nicht, worauf sie hinaus wollte, doch als sie den Namen seiner Tochter erwähnte und auf die Ereignisse vor sieben Jahren zu sprechen kam, wusste er, dass sie gekommen war, um ihn für den unentschuldbaren Inzest zur Rechenschaft zu ziehen, dessen Opfer sein eigenes Fleisch und Blut geworden war. Er war sein Leben lang nicht fromm gewesen, aber in der Stunde größter Not erinnerte er sich zu seiner Verblüffung an den Allmächtigen und winselte um seine Gnade.

Aber was war schon dabei? Immerhin galt der Schöpfer als Menschenfreund, der sich über einen reuigen Sünder mehr freute als über hundert Gerechte und wenn er ihn hier, hilflos wie der eingeborene Sohn in der Krippe von Bethlehem, im Gras liegen sah, musste er einfach eingreifen, konnte er nicht zulassen, dass sich die Mächte der Finsternis seiner bemächtigten.

Das Stoßgebet hatte ihn einige Sekunden daran gehindert, der Verrückten zuzuhören und er hatte Mühe, den Faden ihres Monologs wieder aufzunehmen, aber ihre letzten Sätze waren so unmissverständlich, dass er sie sofort verstand und ihm das Blut in den Adern gefror:

„... wirst du in die Haut deiner Tochter schlüpfen und alles erdulden, was sie durchgemacht hat! Von der brutalen Vergewaltigung bis hin zur Abtreibung, die du dem armen Kind aufgezwungen hast!“

Engholm war verzweifelt: Was hatte die Bestie mit ihm vor? Wie wollte sie die Szene nachspielen, in der er sich vergessen und Rosemarie Gewalt angetan hatte? Er war gewiss nicht sonderlich schmerzempfindlich, doch ging die Vorstellung, von der Türkin mit irgendeinem Gegenstand penetriert zu werden, über jedes erträgliche

Maß hinaus! Dann sollte sie ihn lieber strangulieren oder seine Kehle durchschneiden! Verschwommen sah er die Dessous, die Fatima ihm vor das Gesicht hielt und er begriff, dass sie ihre Drohung Wort für Wort wahr machen würde, wunderte sich schon nicht mehr, als sie ihm Höschen und Büstenhalter überstreifte und betete nur noch um ein schnelles Ende, als sie ihm den Slip wieder herunterriss, ein Rohr, wie es bei Darmspiegelungen benutzt wird, in seinen Allerwertesten einführte und wenig später die Geräusche eines unmittelbar vor dem Höhepunkt stehenden Mannes imitierte. Dann endlich schwand sein Bewusstsein und er war zum Schluss beinahe dankbar für die Dunkelheit, die ihn umgab...

5.

Egon Becker suchte in jedem Winkel des Wohnzimmers nach seinem Feuerzeug, durchwühlte die Schubladen der Schrankwand und fluchte leise vor sich hin. Da hatte er zum ersten Mal seit Wochen einen dienstfreien Tag und sich vorgenommen, es sich auf der Couch gemütlich zu machen, ein Bier zu trinken, die neueste CD seiner Lieblingssängerin Mariah Carey anzuhören und sich in den Krimi Spreekiller zu vertiefen und jetzt konnte er die dicke Zigarre nicht anzünden, die ihm sein Chef aus dem Urlaub in der Karibik mitgebracht hatte.

Wenn seine beiden Töchter nicht in der Schule wären, hätte er wenigstens die Möglichkeit, sie in die Suchaktion einzubinden und notfalls zum nächstgelegenen Tabakgeschäft zu schicken, um für Ersatz zu sorgen, aber mit ihrer Rückkehr war frühestens in vier Stunden zu rechnen und solange wollte er auf keinen Fall warten.

„Wo ist das blöde Ding nur?“, fragte er den Wellensittich, der in seinem Bauer an einem Hirsekolben knabberte, doch der gefiederte Freund würdigte ihn keines Blickes und so schlurfte der Zweizentnermann missmutig in die Küche, in der er wenigstens eine Schachtel mit Streichhölzern vermutete. Auf halbem Wege läutete das Telefon und er nahm sich fest vor, das Klingeln zu ignorieren. Seine Frau, die seit zwölf Tagen bei ihrer kranken Mutter im Münsterland weilte, hatte erst am Morgen angerufen und von seinen Kollegen im LKA wollte er heute unter keinen Umständen gestört werden.

In der Küche angekommen, fand er das vermisste Feuerzeug zu seiner Überraschung auf Anhieb, fragte sich nur, wie es dahin gekommen war und im selben Augenblick gab der Anrufer seine Bemühungen auf.

„Stört es dich, dass ich rauche?“, fragte er wenig später scherzhaft den Vogel und zündete sich trotz dessen wütenden Protests die Zigarre an, als das Telefon wieder zu läuten anfang. Noch immer war er unschlüssig, ob er das Gespräch entgegennehmen sollte, doch dann ging ihm durch den Kopf, dass sich der Gesundheitszustand seiner Schwiegermutter verschlechtern konnte und Carmen vielleicht seinen Rat brauchte und so erhob er sich wieder von der Couch und nahm sich auf dem Weg zum auf einem Tischchen im Korridor stehenden Telefonapparat vor, das

vorsintflutartige Gerät bei nächster Gelegenheit durch ein Modell mit Mobilteil zu ersetzen. Dann nahm er den Hörer ab, knurrte ein: „Ja?“ in die Sprechmuschel und ärgerte sich gleich darauf für seine Nachgiebigkeit, weil er die Stimme der Oberkommissarin Mirjam Berndt hörte, die von ihrem Diensthandy mit ihm telefonierte und aufgeregter als sonst wirkte:

„Ich weiß ja, Chef, dass Sie frei haben, aber Sie müssen trotzdem unbedingt herkommen! Die Jungs vom örtlich zuständigen Kommissariat haben den Fall gleich nach dem Leichenfund an uns abgegeben und Frankenstein meint auch, dass Sie sich die Sache anschauen sollten! So etwas haben Sie noch nicht gesehen!“

Becker spürte, dass er, freier Tag hin, freier Tag her, am Tatort gebraucht wurde, weil das Küken seines Teams ihn nur in Stresssituationen siezte, seit er ihr auf der Weihnachtsfeier vor drei Monaten näher gekommen war, als es sich für einen langjährig verheirateten Mann ziemte.

„Nun mal langsam“, beruhigte er die Oberkommissarin, „erzähl mir alles der Reihe nach!“

„Es geht um einen Mann! Geschlachtet! Im Ruhwaldpark!“, stammelte die Kollegin nach einigen Sekunden der Stille und Becker bellte ein knappes: „Ich komme!“ ins Telefon, eilte ins Bad, wusch sich oberflächlich und verließ zehn Minuten später das Reihenhaus am westlichen Stadtrand, in das er mit seiner Familie vor vier Jahren gezogen war.

Auf dem Weg in die Innenstadt überlegte er kurz, ob er von seinen Sonderrechten Gebrauch machen und das Blaulicht einschalten sollte, verzichtete dann aber zunächst auf dieses Privileg, weil er einige Minuten brauchen würde, um sich auf die neue Situation einzustellen. Was würde ihn in der Grünanlage zwischen Spree und Spandauer Damm erwarten? Das Opfer eines Raubmordes, für den ein Stricher verantwortlich zeichnete? Das unglückliche Objekt eines satanischen Rituals? Oder hatte sich der Tote auf riskanten Sex eingelassen und das Spiel war außer Kontrolle geraten?

Becker fragte sich nicht zum ersten Mal, was in die früher so prude Gesellschaft gefahren war, woran es lag, dass es keine Tabus mehr gab und jede denkbare Sauerei ausprobiert werden musste. Besonders irritierte ihn, dass dabei Gewalt eine immer größere Rolle spielte.

Mitunter im Einverständnis zwischen den handelnden Personen wie beim bizarren Kannibalismusfall von Rotenburg, oft genug aber mit Frauen und Mädchen, die den Sadismus ihrer Peiniger höchst unfreiwillig zu spüren bekamen und manchmal sogar mit dem Leben bezahlten.

Vielleicht, dachte er, befindet sich unsere Zivilisation im Siechtum und wir erleben dasselbe, was im alten Rom passierte, als es mit diesem Imperium langsam, aber sicher bergab ging.

Vor ihm staute sich jetzt zunehmend der Verkehr und er griff kurz entschlossen nach dem mobilen Blaulicht, befestigte es auf dem Wagendach und schaltete es ein, ließ zudem das Signalhorn ertönen und schon bildete sich wie von Geisterhand eine Gasse und er konnte seinem VW Passat, der schon über zehn Jahre auf dem Buckel hatte, ungehindert die Sporen geben. Zehn Minuten später erreichte er den Ruhwaldpark, vor dem Mirjam schon am Straßenrand auf ihn wartete, ließ sich von ihr über den Hauptweg der Grünanlage in die Nähe des Tatorts lotsen und sah bald das Gewimmel aus Neugierigen, Journalisten und in weißen Kunststoffoverall steckenden Kriminaltechnikern, dazu den neuen, vor einer Woche aus München nach Berlin gekommenen Gerichtsmediziner und die Kollegen seiner Sonderkommission, die sich auf Todesfälle mit sexuellem Hintergrund spezialisiert hatte und immer dann zu den Ermittlungen hinzugezogen wurde, wenn die örtlich zuständigen Beamten glaubten, ohne die Hilfe der Fachleute vom Landeskriminalamt nicht weiter zu kommen.

Der Hauptkommissar stellte sein Gefährt neben dem Leichenwagen ab, stieg wie seine Kollegin aus und rief zur Begrüßung: „Hallo!“, ehe er auf die vier oder fünf Meter abseits eines kleinen Seitenweges im Gras liegende Leiche zusteuerte und erschauerte, als er den Kadaver vom Nahen sah.

Die sterblichen Überreste eines älteren Mannes, den der Täter ausgenommen hatte wie eine Weihnachtsgans. Die Eingeweide quollen aus seinem wie bei einem Kaiserschnitt aufgeschlitzten Leib und zwischen den Beinen klaffte eine weitere Wunde, wie bei einer Schwangeren, die unsachgemäß abgetrieben hatte und an den Folgen des Eingriffs verblutet war. Die abgetrennten Genitalien aber steckten im weit aufgerissenen Mund des Toten und dieser Anblick brachte es mit sich, dass sich vor Beckers geistigem Auge ein winziges Fenster im

Langzeitgedächtnis öffnete, das mit Details aus allen möglichen Mordfällen vollgestopft war. Aber was sollte der zerrissene Büstenhalter, den der Tote trug, was das in den Kniekehlen des Mannes hängende Spitzenhöschen? Hatte er einen Transvestiten vor sich, der bei der Partnerwahl nicht sorgfältig genug vorgegangen und deshalb ein Opfer seiner Perversionen geworden war?

Der Hauptkommissar wandte sich angewidert von der Leiche ab und sah seine Mitstreiter ratlos an, bis Frankenstein sich räusperte und mit belegter Stimme das Wort ergriff.

„Wenn du willst“, schlug sein Chef vor, „fasse ich für dich zusammen, was wir bisher wissen! Bist du damit einverstanden?“

Becker nickte müde und der Kriminaloberrat, der sich als Bereichsleiter eigentlich um die strategische Ausrichtung des Teams kümmern sollte, sich aber viel lieber ins operative Geschäft einmischte, fing an, die bisher gewonnenen Erkenntnisse zu übermitteln: „Die Leiche ist um 7.14 Uhr von einem Spaziergänger entdeckt worden, der über sein Handy sofort die Polizei alarmiert hat. Der arme Kerl steht drüben am Mannschaftswagen, hat vom Arzt eine Spritze bekommen...“

„Aber der Täter ist er nicht?“, fragte Becker dazwischen und Frankenstein schüttelte den Kopf, als er auf die Einlassung seines Stellvertreters einging: „Ganz sicher nicht, Egon! Der Tod des Opfers ist gestern zwischen 20 und 23 Uhr eingetreten und ich kann mir nicht vorstellen, dass der Täter über Nacht bei der Leiche geblieben ist, um heute Morgen die Polizei zu alarmieren! Dafür hat uns Gerstenmaier, der neue Gerichtsmediziner, verraten, dass aus dem Glied des Toten, bevor es abgetrennt wurde, einige Lusttropfen ausgetreten sind! Außerdem haben wir im Gebüsch einen Ausweis gefunden, der dem Ermordeten gehören müsste. Allem Anschein nach handelt es sich beim Toten um Peter Engholm, geboren am 6. März 1952, 1,74 m groß und verheiratet! Seine Frau ist jedenfalls benachrichtigt und...“

„Seine Frau?“, fragte Becker ungläubig und besah sich noch einmal die zerrissene Reizwäsche.

„Seine Frau“, versicherte der Chef, „Ich war zunächst auch verdattert, weil Schwule normalerweise nicht heiraten, aber heutzutage weiß man ja nie! Übrigens kenne ich das Opfer flüchtig, der Mann hat seinerzeit mit über die Anerkennung meiner Tätigkeit bei der Ostberliner Kripo

befunden! Und dann gibt es noch einen Zettel, mit der Aufschrift Rache für Rosi! Wie der Zufall so spielt, heißt eine Tochter des Toten Rosemarie, aber die junge Frau befindet sich zurzeit im Ausland und kommt deshalb als Täterin nicht in Betracht!“

Becker nickte beifällig und lobte die Kollegen für ihre Tüchtigkeit, zog dann aber, aus einer plötzlichen Eingebung heraus, die von allen vermutete sexuelle Präferenz des Ermordeten in Zweifel: „Ich bin mir überhaupt nicht sicher, ob wir es mit einem braven Ehemann oder einem Homosexuellen zu tun haben! Soweit ich weiß, gibt es viele Geschlechtsgenossen, die hin und wieder gern Damenwäsche tragen, ohne dass sie gleich...“

„So ist das nicht“, warf Mirjam Berndt ein, „der Tote hat kurz vor seinem Ableben einen ungewöhnlich großen Gegenstand im Hintern gehabt und wenn ich die zerrissenen Dessous

hinzunehme, ist es doch klar, dass der Mann es mit seinesgleichen trieb!“

„Unter diesen Umständen könntest du Recht haben“, räumte Becker ein, auch wenn ihm die vorschnelle Schlussfolgerung der Oberkommissarin gegen den Strich ging, „wir sollten also den Schwerpunkt unserer Ermittlungen auf das Strichermilieu legen, vielleicht plaudert ja einer unserer V-Leute aus dem Nähkästchen und führt uns auf die Spur des Irren, der seine Liebhaber abschachtet! Aber wir sollten uns auch der Ehefrau des Toten widmen! Immerhin gibt es diesen Zettel und ich frage mich, woher der Täter, wenn es sich bei ihm um einen Zufallsbekannten Engholms handelt, wissen konnte, dass dieser eine Tochter namens Rosemarie hat!“

Frankenstein nickte zustimmend und meinte, bis auf die Kollegen von der kriminaltechnischen Untersuchungsstelle und den Gerichtsmediziner hätte eigentlich niemand mehr etwas am Tatort verloren, überlegte es sich aber noch einmal und bat Mirjam Berndt, die Ankunft der auf dem Weg zum Ruhwaldpark befindlichen Witwe des Ermordeten abzuwarten, sie mit der den Umständen geschuldeten Rücksicht zu befragen und dann zum Dienstgebäude des LKA am Flughafen Tempelhof nachzukommen. Mirjam Berndt nickte zum Zeichen des Einverständnisses und wollte sich schon von der Gruppe lösen, als Becker sich plötzlich an den Kopf fasste.

„Ich bin vielleicht ein Trottel“, schimpfte er, „fast hätte ich die Parallelen

zu diesem Mord in Hamburg übersehen! Wir müssen uns unbedingt mit den Kollegen in der Hansestadt in Verbindung setzen!“ Die Kollegen sahen Becker verblüfft an, verstanden nicht recht, worauf er hinauswollte und der Hauptkommissar ließ sie eine Weile schmoren, ehe er des Rätsels Lösung präsentierte: „Könnt Ihr Euch an den übel zugerichteten Berliner erinnern, der im letzten Herbst in diesem Hotel, na, wie hieß es noch, ja, richtig, im Hotel Astor aufgefunden wurde?“

Mirjam Berndt erkannte als erste, worauf Becker hinaus wollte, meinte: „Na klar! Du meinst den Mordfall Berger!“ und jetzt begriff auch Frankenstein den Zusammenhang, schüttelte den Kopf und grummelte: „Ich bin vielleicht ein Depp! Der Zettel mit der Aufschrift Rache für Rosi! Hat der Mörder in Hamburg nicht auch so eine Art Bekennerschreiben am Tatort zurückgelassen?“

„Im Grunde schon“, antwortete Becker, „der Strolch hat damals die Tapete mit dem Blut des Toten besudelt! Und im Mund des Opfers steckte wie in unserem Fall das eigene Glied!“

Oberkommissar Scharf, der sich bisher mit eigenen Beiträgen zurückgehalten hatte, schüttelte den Kopf: „Ich kann mir nicht vorstellen, dass die Dinge so einfach liegen! Das kann doch alles Zufall sein! Und was ist, wenn der Mörder von Engholm seine Tat sorgfältig geplant und sich der Umstände des Verbrechens in Hamburg bedient hat, um uns auf eine falsche Fährte zu locken? Diese Hypothese scheint mit jedenfalls realistischer zu sein als der Glaube an den großen Unbekannten, der sich auf einem Rachezug quer durch Deutschland befindet...“

Diese Argumente leuchteten letztlich allen Beamten ein und so kehrten sie mit dem Vorsatz ins LKA zurück, unvoreingenommen in alle denkbaren Richtungen zu ermitteln.

6.

Klara Engholm saß zusammengekauert auf dem Rücksitz des Peterwagens, der sie zum Ruhwaldpark brachte und ließ die letzten Stunden Revue passieren. Zunächst hatte sie sich gestern Abend wegen ihres Mannes keine Sorgen gemacht.

Schließlich kam es öfter vor, dass er länger als seine Kollegen am Schreibtisch saß oder den Senator zu einer Sitzung begleiten musste und so hatte sie sich allenfalls wegen des kalt gewordenen Essens geärgert und sich zum x-ten Mal vorgenommen, ihre Kochkünste nicht länger zu verschwenden. Als es aber auf 22 Uhr zugegangen war und immer noch kein Lebenszeichen von Peter gab, hatte sie einen Kollegen angerufen und bei dieser Gelegenheit erfahren, dass ihr Gatte sich nach Dienstschluss mit einem alten Schulfreund, der sich für einige Tage in Berlin aufhielt, treffen wollte. Wenn sie sich recht erinnerte, in einer Pension am Spandauer Damm. Das hatte sie eine Weile beruhigt, trotz des Ärgers, den sie darüber empfand, dass Peter es nicht für nötig hielt, sie über diese Zusammenkunft vorab zu informieren.

Nach Mitternacht hatte sie sich dann zum ersten Mal ernsthaft gesorgt und sogar eine Vermisstenanzeige erwogen, aus Angst vor einer Blamage aber von diesem Schritt abgesehen und stattdessen vor sich hin gegrübelt. Darüber war sie in den frühen Morgenstunden eingedöst, um 8 Uhr aber schweißgebadet von einem Klopfgeräusch hoch geschreckt. Voller Vorfreude war sie zur Wohnungstür geeilt und hatte sie schwungvoll geöffnet, doch stand nicht, wie erwartet, Peter vor ihr, sondern eine junge Polizistin, die ihr mit traurigem Gesicht die Nachricht vom gewaltsamen Tod ihres Mannes übermittelte und sie zur Identifizierung der Leiche zum Tatort bringen sollte.

Was, so fragte Klara sich, hatte Peter gestern Abend im Ruhwaldpark zu suchen gehabt und was würde sie außer dem Mordopfer am Tatort zu sehen bekommen? Die üblichen Schaulustigen? Die Haie von der Boulevardpresse, für die der gewaltsame Tod eines hohen Tiers der Berliner Verwaltung bestimmt ein gefundenes Fressen war? Herumwuselnde Kriminalisten und einen Arzt, der für sie schon eine Beruhigungsspritze bereit hielt? Und welche Rolle würde sie in diesem Stück spielen, das als griechische Tragödie angelegt war? Den Part der

ob des Todes ihres Gatten ungerührten, gefühlkalten Frau? Gar der Meuchelmörderin mit dem Dolch im Gewande? Oder doch der erschütterten Witwe, die sich im letzten Akt entleibte, um dem Geliebten in den Hades zu folgen?

Sie war so sehr in Gedanken, dass sie die Außenwelt erst wieder wahrnahm, als die Polizistin den Wagen zum Stehen brachte und ihr beim Verlassen des Fahrzeugs half. Dann war sie auch schon, wie befürchtet, dem Blitzlichtgewitter der Fotografen ausgesetzt und hatte noch Glück im Unglück, weil eine junge Frau die Situation richtig erkannte und die pietätlosen Bildreporter wie lästige Fliegen verscheuchte.

„Ich bring Sie erst mal zum Doc!“, merkte ihr Schutzengel danach nonchalant an und dirigierte sie mit sanftem Druck zum Gerichtsmediziner, der sich nach ihrem subjektiven Befinden erkundigte und sie schließlich zu ihrem immer noch im Gras liegenden Gatten führte.

„Ist das Ihr Mann?“, fragte er zaghaft und sie nickte fast unmerklich, schwankte hin und her und brach dann zusammen, mit der Folge, dass er erste Hilfe leisten und sich um sie kümmern musste, bis ein Notarztwagen kam und sie ins nahe Westendkrankenhaus brachte. In den wenigen Sekunden vom ersten Anblick des Mordopfers bis zu ihrem Kollaps war für Klara Engholm eine Welt zusammengebrochen. Dass sie ihren Gatten tot vorfinden würde, war ihr letztlich klar gewesen, aber dass er in zerrissener Reizwäsche steckte und es offensichtlich mit einem Kerl getrieben hatte, brachte sie fast um den Verstand. Hatte sie nicht immer versucht, ihrem Mann eine gute Ehefrau und Geliebte zu sein? Und dann der gute Ruf der Familie! Ruiniert für alle Zeiten! Was würden die Töchter ihr wohl vorhalten, wenn das Foto des toten Vaters die Titelseiten der Tageszeitungen schmückte? Und wer würde ihr glauben, dass sie von seinen abartigen Neigungen nicht gewusst hatte? Bei diesen Gedanken hatte das gemarterte Gehirn angefangen, verrückt zu spielen und als ihr zu allem Überfluss auch noch das Stichwort Aids eingefallen war, hatte es endgültig einen Kurzschluss in ihrem Kopf gegeben...

7.

Drei Stunden nach dem Kollaps der Witwe Engholm traf Beckers Team zu einer ersten ausführlichen Lagebesprechung zusammen, an der auch Frankenstein, die vom stundenlangen Einsatz im Ruhwaldpark durchgefrorenen Kriminaltechniker Franz und Enz, Dr. Gerstenmaier vom Gerichtsmedizinischen Institut an der Charité und Oberstaatsanwalt Sauerbrei teilnahmen.

Der Kriminaloberrat überließ seinem Stellvertreter wie üblich die Moderation, erteilte aber vorab dem Vertreter der Anklage das Wort, der für den späten Nachmittag eine Pressekonferenz anberaumt hatte, um die Medienvertreter rechtzeitig vor Redaktionsschluss der am nächsten Tag erscheinenden Zeitungen auf seine Sicht der Dinge einzustimmen. Sauerbrei betonte mehrmals die Priorität des anliegenden Mordfalls, versprach, die Ermittlungen tatkräftig zu unterstützen und bat abschließend um größtmögliche Diskretion gegenüber der Öffentlichkeit, um den bereits angerichteten Flurschaden für die Berliner Verwaltung nicht noch zu vergrößern. Immerhin sei Peter Engholm ein enger Mitarbeiter des Innensensors gewesen und er sehe schon die Aufmacher der Boulevardpresse, wenn etwas von der vermuteten Homosexualität des Mordopfers durchsickere...

Becker musste sich bei den Ausführungen des Juristen das Lachen verkneifen, weil er sich an etliche Fälle erinnern konnte, in denen der 56-jährige Oberstaatsanwalt mit seiner Geschwätzigkeit die Ermittlungen behindert hatte, aber Sauerbrei galt wegen der mit viel Lokalkolorit versehenen Kriminalromane, die er in seiner Freizeit verfasste, als Liebling des LKA-Bosses und deshalb war es nicht ratsam, sich vor aller Augen über ihn lustig zu machen. Auch nicht für den Hauptkommissar, der wegen seiner unbestreitbaren Erfolge Narrenfreiheit bei seinen Vorgesetzten genoss. Becker riss sich also zusammen, starrte angestrengt in die Luft und nickte schließlich brav, als der Oberstaatsanwalt jovial lächelnd das Wort an ihn weitergab und sich, berauscht von seiner Rede, entspannt zurücklehnte. Erst wenn der fachliche Teil abgearbeitet war, würde er die Gesprächsführung wieder übernehmen und die Pressekonferenz vorstrukturieren, weil er sich notfalls alles aus der Hand nehmen ließ, aber nicht die Kontakte zu den Medienvertretern.

Becker musterte, ehe er zu sprechen anfang, die angespannten Gesichter der Versammlungsteilnehmer, ertappte sich dabei, dass sein Blick länger als nötig bei Mirjam Berndt haften blieb und spürte, dass die Oberkommissarin sich über seine heimliche Zuwendung freute. Er fragte sich seit der Weihnachtsfeier des LKA immer wieder, ob es bei dem harmlosen Flirt mit der viel jüngeren Kollegin bleiben oder sich das Ganze zu einer richtigen Affäre auswachsen würde, konnte sich bei der notorischen und bisher fast immer unbegründeten Eifersucht seiner Frau einen Seitensprung eigentlich nicht leisten, aber wenn Carmen noch länger bei ihrer Mutter im Westen des Landes blieb, konnte er für nichts garantieren, dazu kribbelte es viel zu sehr in seinem Bauch, wenn er an die Oberkommissarin dachte. Dabei war er, darüber konnte es keinen Zweifel geben, mit Carmen glücklich verheiratet und die Töchter Annette und Juliane, die eine 15, die andere 10 Jahre alt, schweißten den Bund seiner Ehe noch enger zusammen.

Aber er war natürlich aus dem Honeymoon in den 80-er Jahren längst heraus und deshalb nahezu zwangsläufig empfänglicher für die Reize einer frisch erblühten Frau, als ihm und womöglich auch seiner Ehe gut tat. Becker spürte eine gewisse Unruhe in der Runde, straffte seinen Oberkörper und fragte zunächst Gerstenmaier, wann mit den ersten Ergebnissen der Obduktion zu rechnen sei. Der bayrische Pathologe zierte sich zunächst, legte sich dann aber auf den nächsten Morgen fest und der Hauptkommissar wandte sich als Nächstes den Technikern zu, für die Justus Franz das Wort ergriff. Es gebe leider, führte der schwächliche Mann aus, so gut wie keine verwertbaren Spuren vom Tatort, weder Fingerabdrücke, die nicht dem Toten zuzuordnen seien noch Haare oder Hautpartikel, die sich für eine DNA-Analyse eigneten, von irgendwelchen Körperflüssigkeiten ganz zu schweigen. Noch seien die Untersuchungen aber nicht abgeschlossen und so könne er nicht einmal mit Bestimmtheit sagen, ob es sich beim Täter um einen Mann oder eine Frau handle.

„Eher um einen Mann, wenn ich an die Dehnung des Afters von Engholm denke!“, brummte Gerstenmaier und errötete heftig, als ihn der Oberstaatsanwalt missbilligend ansah, worauf Becker wieder das Heft des Handelns an sich riss und von den ersten Recherchen seines Teams berichtete, dabei weder die Spur ins Homosexuellenmilieu aussparte

noch die verdächtige Parallelität zum Mordfall in Hamburg. In diesem Moment platzte Debora Stütze, die langjährige Sekretärin von Frankenstein, in die Besprechung und überreichte ihrem Chef ein Fax, das dieser mit gekrauster Stirn durchlas und dann an Becker weiterleitete. Der überflog den Text, zog dabei die Augenbrauen hoch und wandte sich anschließend an den Kriminaloberrat:

„Sieht doch nach einer Beziehungstat unter Schwulen aus, oder?“ Frankenstein nickte und antwortete:

„Wenn sich Engholm gestern nach dem Dienst wirklich, wie von ihm gegenüber Kollegen geäußert, mit einem alten Freund in einer Pension am Spandauer Damm treffen wollte, spricht viel dafür, dass der große Unbekannte unser Mann ist, es sei denn, dass er für die Tatzeit ein wasserdichtes Alibi hat! Aber noch wissen wir nicht, wie dieser Freund heißt und dürfen die anderen Aspekte der Ermittlungen nicht vernachlässigen!“

Becker dankte seinem Chef für den Redebeitrag, las anschließend den Text vor, der dem LKA zugefaxt worden war und fragte den eifrig mitschreibenden Oberstaatsanwalt, ob er jetzt zu einem Resümee kommen und Arbeitsaufträge verteilen dürfe oder ob noch etwas offen geblieben sei. Sauerbrei überlegte kurz und wollte dann von den Kriminaltechnikern wissen, ob es wirklich kein weiteres Beweismaterial vom Tatort gebe. Hautpartikel unter den Fingernägeln des Toten vielleicht, den einen oder anderen Schuhabdruck, Kleidungsstücke oder sonstige Utensilien. Franz waren die Ausführungen des Juristen äußerst peinlich und er bekam seinen Mund nicht mehr auf, sodass Gudrun Enz für ihn einsprang, noch einmal bedauerte, dass keine auf den oder die Täter hinweisenden Spuren gesichert werden konnten und die Schuld an allem den Spaziergängern gab, die dem Finder der Leiche zu Hilfe gekommen waren...

Sauerbreis Gesicht hatte sich während der Rede immer mehr verfinstert und so wunderte sich niemand in der Runde darüber, dass er anschließend vor Wut im Gesicht rot anlief und die Kriminaltechniker als Dilettanten und Taugenichtse beschimpfte.

„Noch so eine Panne“, drohte er am Ende seiner Philippika, „und Sie können sich auf ein Disziplinarverfahren gefasst machen! So viel Schlamperei erfüllt ja beinahe den Tatbestand der Strafvereitelung im

Amt!“ Rums, das saß, dachte sich Becker und war froh, dass der giftige Sauerbrei ihm die Drecksarbeit abgenommen hatte. Denn dass die Kriminaltechniker einen Anschiss verdient hatten, war klar und wenn er in der Runde der Ranghöchste gewesen wäre, hätte er den Part des Wüterichs übernehmen müssen, eine Rolle, die er, wenn nötig, nicht schlecht ausfüllte, weil eine fatale Neigung zum Jähzorn in ihm genetisch angelegt war und er sich nicht sonderlich anstrengen musste, um einen Mitarbeiter lautstark zusammenzustauchen. Dass ihn die meisten Kollegen dennoch mochten, lag daran, dass er sich anschließend immer schnell beruhigte und nicht nachtragend war, sich im Gegenteil ausnahmslos vor seine Leute stellte, wenn sie einen Fehler machten und deshalb in die Kritik außen Stehender gerieten.

Der Hauptkommissar fragte den Oberstaatsanwalt, ob er jetzt zum weiteren Vorgehen bei den Ermittlungen kommen dürfe, wartete die Antwort erst gar nicht ab und meinte, die Kriminaltechniker sollten sich noch einmal in der Umgebung des Tatorts umsehen, Mustafa Fati, ein in Istanbul geborener Kriminalassistent von 27 Jahren, zusammen mit Oberkommissar Scharf die Herbergen rund um den Spandauer Damm aufsuchen, um den Hinweisen auf Engholms angeblichen Bekannten nachzugehen und die übrigen Ermittler, soweit noch nicht geschehen, ihre Kontakte zur Schwulenszene der Hauptstadt nutzen, sich insbesondere im Strichermilieu am Bahnhof Zoologischer Garten umhören. Er selbst wolle die für den Mordfall Otto Berger zuständigen Kollegen im Hamburger LKA kontaktieren und auf diese Weise möglichst viel über die Umstände des Gemetzels an der Alster herausfinden.

Vor allem interessiere ihn das dem Geschäftsmann seinerzeit verabreichte Gift und deshalb solle der Gerichtsmediziner bei den Laboruntersuchungen besonders auf fremde Substanzen in Engholm Blut und Organen achten. Frankenstein nickte anerkennend, als Becker seine Ausführungen beendet hatte und bat den Oberstaatsanwalt, sich jetzt zur Pressekonferenz zu äußern. Sauerbrei, der auf seinen zweiten Auftritt ungeduldig gewartet hatte, setzte sich in Positur und verteilte die Rollen für die Zusammenkunft mit den Medienvertretern so, dass er ohne jeden Zweifel im Mittelpunkt des Geschehens stehen würde. Frankenstein, Becker und Gerstenmaier sollten ihn zwar begleiten und neben ihm auf

dem Podium Platz nehmen, ansonsten aber nur in Erscheinung treten, wenn er sie ausdrücklich darum bat.

„Soweit alles klar?“, fragte er schließlich in die Runde, erhob sich, als niemand widersprach und forderte Frankenstein und Becker im Gehen auf, die nächste Lagebesprechung am nächsten Tag um 10 Uhr anzuberaumen. Bis dahin wolle er deutliche Fortschritte bei den Ermittlungsarbeiten sehen, um dem Landeskriminaldirektor etwas Brauchbares vorzeigen zu können...

8.

Sauerbrei saß in seinem häuslichen Arbeitszimmer schon zwei Stunden über dem ersten Kapitel seines neuen Romans, brachte aber trotz aller Mühe nichts Vernünftiges zustande.

Eigentlich hätte er mit dem zu Ende gehenden Tag zufrieden sein können, war die Pressekonferenz doch ganz nach seinen Wünschen verlaufen. Mit großem Geschick hatte er dafür gesorgt, dass die ewigen Querulanten erst spät mit ihren Fragen an die Reihe kamen, zu einem Zeitpunkt, als die Aufmerksamkeit der meisten Journalisten schon spürbar nachgelassen hatte und so blieb bei den Medienvertretern der von ihm suggerierte Eindruck hängen, es handle sich beim Mord im Ruhwaldpark um die Tat eines Verrückten, dessen zufälliges Opfer Peter Engholm geworden sei. Die Polizei verfolge bereits eine heiße Spur und es sei für ihn nur eine Frage der Zeit, dass sie den Täter fasse und seiner gerechten Bestrafung zuführe.

Die rotzfreche Anmerkung Meiers von der linksalternativen Tageszeitung, das Tragen von Reizwäsche sei in der Berliner Verwaltung seit dem Amtsantritt des schwulen Bürgermeisters wohl Ehrensache, hatte er mit der waghalsigen Behauptung gekontert, der irre Täter habe seinem Opfer die Dessous post mortem übergestreift, um sich sexuell zu stimulieren. Die meisten Reporter hatten diesen Unsinn zu seiner Überraschung widerspruchslos hingenommen und so konnte er davon ausgehen, dass die morgigen Zeitungsberichte ganz im Sinne der Justizsenatorin ausfallen würden, die ihn im Namen aller Regierungsmitglieder angefleht hatte, möglichst schnell Gras über die Sache wachsen zu lassen.

Dass seine Gedanken trotzdem immer wieder abschweiften und er zu seinem Verdruss keinen vernünftigen Satz zustande brachte, lag an der möglichen Verbindung zwischen den Morden im Ruhwaldpark und im Hotel Astor. Sollte es sich bei diesen Bluttaten wirklich um Racheakte handeln und war das Motiv des Täters darin zu sehen, dass irgendwelche an Frauen verübte Straftaten gesühnt werden sollten, nähme die Wahrscheinlichkeit, dass sich Mirjam Berndt an die unselige Geschichte erinnerte, die er längst verdrängt hatte, mit jedem Tag zu.

Er kannte die Oberkommissarin seit ihrer frühesten Kindheit, war seit

ewigen Zeiten mit ihrem Vater befreundet und sogar Mirjams Taufpate, doch wagte er zu bezweifeln, dass es bei der Männerfreundschaft blieb, wenn Gunther Berndt von den Ereignissen vor 23 Jahren erfuhr. Die kleine Mirjam hatte sich damals wie eine Schneekönigin gefreut, als er ihren Eltern vorgeschlagen hatte, sich einen Sonntag lang um die 6-Jährige zu kümmern und ihre Begeisterung war noch größer geworden, als er ihr die exotischen Tiere im artenreichsten Zoo der Welt gezeigt hatte. Danach war er mit ihr in seine von den Eltern geerbte Villa gefahren und hatte sich nichts dabei gedacht, ihr die vielen großen und kleinen Zimmer des um 1900 errichteten Landhauses zu zeigen, doch dann war die Kleine auf dem Bett in seinem Schlafzimmer herumgehoppst und er hatte sich nicht zurückhalten können. Wie weit er damals wirklich gegangen war, wusste er nicht mehr, aber er war damals so geschockt über seine bis dahin nur in ihm schlummernde Neigung und seinen Kontrollverlust gewesen, dass er seitdem jeder Situation aus dem Weg ging, die zu einer Wiederholung des Dramas führen könnte. An seiner fatalen Neigung, blutjunge Mädchen zu begehren, war wohl nichts zu ändern, es sei denn, mit Hilfe einer aufwändigen Therapie, aber er suchte sich seit der unrühmlichen Episode mit Mirjam seine Gespielinnen nur noch im Dirnenmilieu, unter mädchenhaft wirkenden Prostituierten, die für einen angemessenen Liebeslohn gern in Kinderkleidung schlüpfen und beim Geschlechtsakt notfalls auch mit Puppen spielen. Für seine speziellen Zwecke hatte er einen fensterlosen Raum im Untergeschoss entsprechend seiner Fantasie ausgestattet, in dem die Objekte seiner Begierde nicht nur mit einer Rassel in der Hand oder einem Teddybären im Arm heruntollten, sondern ihm auch zu Willen waren, wenn er sich an ihrem neckischen Spiel lange genug erregt hatte. So gab es mit seinen fehlgeleiteten Trieben eigentlich keine Probleme, aber nichts würde so bleiben, wie es war, wenn sein Patenkind sich wie er an die intimen Minuten mit ihm erinnerte. Dann würde er von der Karriereleiter in die Tiefe stürzen wie einst Ikarus vom Himmel, auch wenn er strafrechtlich nach so langer Zeit nichts mehr zu befürchten hatte...

9.

Die gerichtsmedizinische Untersuchung brachte Becker und seinen Kollegen nur wenige Erkenntnisse, die den Ermittlungen dienten. Sie wussten jetzt zwar, dass Engholm gefoltert und mit einem Instrument, wie es Internisten bei Untersuchungen des Enddarms benutzen, penetriert worden war, aber ob das Mordopfer sich zunächst im Einklang mit dem Täter befunden, es erst im Verlauf einvernehmlicher Sexualhandlungen zu den teuflischen Entgleisungen gekommen oder der hohe Beamte bei einem Spaziergang im Ruhwaldpark überfallen worden war, blieb ebenso im Dunkeln wie die Frage, ob sich ein Mann oder eine Frau am Abend des achten März wie ein Monster aufgeführt hatte.

Am meisten ärgerte es Becker wegen der von ihm vermuteten Verbindung zum Hamburger Mordfall, dass sich in der Leiche kein Gift mehr nachweisen ließ, obwohl eine Einstichstelle in der Herzgegend dafür sprach, dass Engholm ein solches Mittel injiziert worden war.

„Das gefällt mir überhaupt nicht“, klagte der Hauptkommissar, als er zwei Tage nach der Tat mit seinem Chef und Mirjam Berndt in der LKA-Kantine speiste und sich mit ihnen über das Kapitalverbrechen austauschte, „ich war mir so sicher, dass sich Spuren des Narkosehilfsmittels finden würden, das Otto Berger im Hotel Astor verabreicht worden ist, aber wahrscheinlich war das Gift diesmal zu gering dosiert!“

„Verrenne dich nicht“, mahnte ihn Frankenstein, „es kann sich beim Schlachtfest im Ruhwaldpark auch um einen banalen Lustmord handeln, der mit der Bluttat in Hamburg nichts zu tun hat! Ich gehe nach der Befragung des Personals in den Pensionen am Spandauer Damm zwar davon aus, dass es den Schulfreund, von dem Engholm gesprochen hat, nicht gibt und bin mir auch nicht sicher, ob wir noch in der Homoszene fündig werden, aber vielleicht ist der Mörder ein Einzelgänger, ein im Milieu unbekannter Psychopath...“

„Du glaubst immer noch nicht an die Verbindung zum Mord im Astor?“ Frankenstein zuckte mit den Schultern:

„Solange es außer den bekannten Übereinstimmungen nichts gibt, was du mir als Beleg für deine Theorie vorweisen kannst, bleibe ich skeptisch! Aber meinetwegen kannst du die Hamburger Kollegen noch

einmal anrufen, vielleicht bekommst du diesmal einen kompetenteren Beamten als gestern an den Apparat!“

„Das kann schon sein“, entgegnete Becker, der sich über das Telefonat mit dem ebenso inkompetenten wie einsilbigen Mitarbeiter des LKA der Hansestadt sehr geärgert hatte, „aber am liebsten würde ich in Hamburg persönlich nach dem Rechten sehen...“

Oberkommissarin Berndt sah den Hauptkommissar verblüfft an und fragte ihn, ob er allen Ernstes mitten in den Ermittlungen wegfahren wolle, schüttelte dazu verständnislos den Kopf, aber Frankenstein schien Beckers Idee zu gefallen:

„Ich finde den Plan gar nicht schlecht, Egon! Wenn du es schaffst, das Team an den Tisch zu bekommen, das sich mit dem Fall Berger beschäftigt hat, bekommst du wahrscheinlich mehr heraus als in einem anonymen Telefonat oder durch Aktenstudium! Du solltest aber nicht allein fahren, das macht sich schon deshalb nicht gut, weil mein Freund Hansen sich Ende letzten Jahres krankheitshalber aus dem Berufsleben zurückgezogen hat und fürs erste wohl diese Schieferbein die Geschäfte der Mordkommission führt...“

Becker sah seinen Chef erstaunt an: „Woher kennst du diesen Hansen? Und dazu diese, wie heißt sie noch...?“

„Schieferbein!“

„Richtig! Diesen Namen höre ich jetzt das erste Mal!“ Der Kriminaloberrat lächelte verschmitzt, kam aber nicht mit der Sprache heraus und Becker ahnte, dass Frankenstein nach seinem vergeblichen Anruf selbst mit den Hamburger Kollegen telefonierte hatte, wusste nicht, ob er sich über diese Bevormundung freuen oder ärgern sollte und entschied sich schließlich dafür, gute Miene zum bösen Spiel zu machen:

„Du wolltest mir erklären, warum ich nicht allein fahren sollte! Was ist denn an dieser Schieferbein dran, dass du mir nicht zutraust, allein mit ihr fertig zu werden?“

„Das kann ich dir schnell erklären, mein Freund! Schieferbein ist immer noch davon überzeugt, dass Berger einem Raubmord zum Opfer gefallen ist, steht mit ihrer Meinung zwar ziemlich allein da, aber wenn Ihr beiden Dickköpfe aufeinander stößt, könnte es ohne einen Puffer zu diplomatischen Verwicklungen kommen!“

„Und wen sollte ich mitnehmen?“

Frankenstein lächelte: „Das überlasse ich dir! Ich wüsste aber, für wen ich mich entscheiden würde...“

„Für wen denn?“, wollte Becker wissen und sein Chef half ihm auf die Sprünge: „Das liegt doch auf der Hand, Egon! Wenn der Schieferbein neben dir auch eine Frau gegenüber sitzt, ist sie vielleicht friedfertiger als gedacht und die Dienstreise soll doch schließlich was bringen, oder?“

„Meinst du etwa mich?“, fragte Berndt in gespielter Naivität und Frankenstein tätschelte ihre Hand, sah dann Becker an und warb um Verständnis für seinen Vorschlag: „Ihr Beide werdet euch doch hoffentlich vertragen! Bisher hatte ich jedenfalls nicht den Eindruck, dass Ihr Euch unsympathisch findet und so gestresst, wie Ihr aussieht, könnte es nicht schaden, wenn Ihr Euch in Hamburg nach der Arbeit ein wenig amüsiert! Natürlich ganz in Ehren...“

Was bist du nur für ein alter Kuppler, dachte Becker, freute sich aber insgeheim darüber, dass Frankenstein von allein auf die Idee gekommen war, ihn zusammen mit Mirjam an die Elbe zu schicken. So konnte er seinem Chef problemlos den Schwarzen Peter zuschieben, wenn es zwischen ihm und der Oberkommissarin auf der Fahrt funkte und Carmen etwas davon mitbekam.

„Mich fragt anscheinend keiner“, beschwerte sich Berndt, „vielleicht will ich ja gar nicht mit! Außerdem sehe ich ein ernsthaftes Problem für das Team, wenn gleich zwei Ermittler tagelang nicht in Berlin sind!“

„Das lass meine Sorge sein“, meinte Frankenstein, „ich verspreche mir von der Visite an der Waterkant mehr als von blindem Aktionismus an der Spree, könnte zwei, drei Tage problemlos die Stellung halten und mich ohne schlechtes Gewissen intensiver als sonst in die Ermittlungen einmengen!“

Becker fragte sich, warum seine Kollegin plötzlich so zickig war, ahnte aber, dass sie Angst vor der eigenen Courage und den Komplikationen hatte, die sich aus einem Techtelmechtel mit ihm ergeben könnten und versuchte, ihr den Wind aus den Segeln zu nehmen:

„Ich glaube“, sinnierte er, zu Frankenstein gewandt, „dass unsere Kollegin sich sorgt, ich könnte ihr zu nahe treten! Das ehrt mich zwar, weil ich ein ziemlich alter Knochen bin, aber es gibt einen Weg, um denkbaren Übergriffen einen Riegel vorzuschieben! Wir beziehen in Hamburg getrennte Zimmer, auch wenn das die Landeskasse mehr kostet

als ein Doppelzimmer!“ Mirjam fühlte sich missverstanden und korrigierte Beckers Annahme deshalb umgehend: „Ich habe das wirklich nicht so gemeint! Außerdem kann ich allein auf mich aufpassen! Also, gut, ich komme mit, würde aber gern wissen, wann es losgehen soll!“

„Am besten schon morgen früh“, schlug Becker vor, „ich bringe um 7 Uhr meine jüngere Tochter zur Schule und hole dich dann gegen 8 Uhr von deiner Wohnung ab!“

„Einverstanden!“, meinte die Oberkommissarin und Frankenstein fragte, was er tun könne, um den Hamburg- Aufenthalt der beiden Mitstreiter vorzubereiten. Becker überlegte kurz und bat seinen Chef dann, Schieferbein zu informieren und von der Sekretärin zwei Einzelzimmer in der Nähe der Landungsbrücken buchen zu lassen. So seien Mirjam und er am Abend mitten im Trubel von St. Pauli und könnten gelegentlich das Tanzlokal inspizieren, in dem Berger sich aufgehalten hatte, bevor er mit seiner vermutlichen Mörderin ins Hotel zurückgekehrt war.

„Das mach ich gern!“, versicherte Frankenstein und sah zu Mirjam hinüber, die noch etwas auf dem Herzen zu haben schien.

„Ist noch was?“

Die Kollegin nickte und bat den Oberrat, ihr am Nachmittag frei zu geben. Sie müsse vor der Abreise nach Hamburg noch die Versorgung ihrer Haustiere regeln und den Koffer packen. Frankenstein stimmte gönnerhaft zu, empfahl Becker, ebenfalls eine Auszeit zu nehmen und sich um seine Kinder zu kümmern, bevor es am nächsten Morgen losging und bot zudem an, für die Dienstreise einen Mercedes aus dem Fuhrpark der Kripo zu organisieren, was Becker dankend ablehnte.

Wenn er von Psychologie überhaupt etwas verstand, dann würden sich die Kollegen in Hamburg bestimmt nicht sonderlich kooperativ verhalten, wenn sie sahen, mit welchem statuträchtigen Gefährt Berndt und er bei ihnen aufkreuzten...

Während Becker um 15 Uhr über die Stadtautobahn seinem Eigenheim im Bezirk Spandau entgegenfuhr und Mirjam Berndt zur selben Zeit bereits das Reisegepäck für den nächsten Morgen zusammenstellte, versuchten beide, ihre Gedanken zu ordnen, sich auf die Zusammenkunft mit Schieferbeins Team vorzubereiten und mit ihren privaten Gefühlen ins reine zu kommen. Der Hauptkommissar tüftelte angestrengt an einer

Strategie für die Sitzung im Hamburger Landeskriminalamt, überlegte hin und her, wie er Mirjam am sinnvollsten in die Gesprächsführung einbeziehen konnte und erwischte sich immer wieder dabei, dass er an alles Mögliche dachte, nur nicht an die Ermittlungen im Mordfall Engholm.

War Berndt wirklich hinter ihm her oder bildete er sich das nur ein? Und wenn sie seinen Skalp wollte, steckte dann echte Sympathie und vielleicht noch ein bisschen mehr hinter ihren Ambitionen oder dachte sie wie die meisten jungen Kolleginnen, denen es nur um die Karriere ging? Er bedauerte, nicht in den Kopf der Oberkommissarin hineinschauen zu können und im ungewissen darüber zu bleiben, welche Motive die Frau bewegten, mit der er vielleicht schon bald seiner Gattin untreu werden würde. War es nicht irgendwie absurd, schoss es ihm durch den Kopf, dass er nichts Wichtigeres zu tun hatte, als über Voraussetzungen und Bedingungen eines Seitensprungs zu spekulieren, während Carmen sich mit ihrer pflegebedürftigen Mutter abplagte? Aber vielleicht zermarterte er sich völlig umsonst das Hirn, dachte Mirjam gar nicht daran, den vorweihnachtlichen Flirt mit ihm fortzusetzen oder gar zu intensivieren! Er würde jedenfalls, auch wenn es ihm schwergefallen, nicht den ersten Schritt machen, dazu konnte er zu viel verlieren, wenn seine Frau ihm auf die Schliche kam, denn seine Ehe aufs Spiel setzen wollte er wegen einer Affäre auf keinen Fall...

Mirjam Berndt überlegte derweil, was sie in der Hansestadt anziehen sollte. Für das Treffen mit Schieferbein und ihren Leuten würde sie sich nach der Ankunft in Hamburg nicht extra umziehen, dafür reichten die hellblauen Jeans und der weiße Kaschmirpullover, die sie während der Fahrt tragen würde. Aber was würde ihr am Abend am besten stehen und von welchen Absichten war ihre Kleiderwahl eigentlich gesteuert? Als sie sich beim Tanzen auf dem Weihnachtsfest an ihren Vorgesetzten geschmiegt hatte, war ihr mit einem Mal klar geworden, welchen Nachholbedarf sie im Umgang mit der Männerwelt hatte, trotz der vielen Sportler, die sie als aktive Handballerin bei einem Berliner Drittligisten kannte.

Wie oft hatte sie eigentlich schon mit einem Kerl geschlafen? Zweimal? Dreimal? Viel häufiger jedenfalls nicht und wenn sie berücksichtigte, dass sie bald das dritte Lebensjahrzehnt vollendete, musste sie sich von

ihren Mannschaftskameradinnen wohl zu Recht vorwerfen lassen, ein Mauerblümchen zu sein, trotz ihres ansehnlichen Körpers und des hübschen, mit Sommersprossen übersäten Gesichts, das es Becker offenbar besonders angetan hatte. Aber woran lag es, dass ihr Sexualleben mehr oder weniger brach lag? An mangelnder Attraktivität jedenfalls nicht, schließlich konnte, sie, wenn sie wollte, so viele Verehrer wie Finger an den Händen haben. Aber was half das, wenn sie sich störrisch wie ein Esel anstellte, sobald ein Mann ihr an die Wäsche wollte? Irgendetwas in ihrem Oberstübchen flüsterte ihr dann ein, sie solle Abstand halten, alle Kerle seien Schweine, obwohl sie letztlich nicht wusste, worauf ihre Verklemmtheit zurückzuführen war. Doch jetzt spürte sie die Chance, sich endlich von ihren Berührungsängsten zu befreien, würde sie ihrem Chef morgen zu fortgeschrittener Stunde schöne Augen machen und sich ihm, wenn er anbiss, hingeben, wie sie es noch nie getan hatte. Und ein schlechtes Gewissen brauchte sie trotz der viel beschworenen weiblichen Solidarität auch nicht zu haben, weil sie Egon nicht für sich allein haben wollte.

Dann ist das kleine Schwarze wohl genau das Richtige, ging es ihr durch den Kopf und sie tänzelte vergnügt ins Bad, um das richtige Parfüm für Beckers Verführung auszusuchen.

10.

Egon Becker rührte mit dem Strohhalm sein Cocktailgetränk um, das auf den exotischen Namen Copacabana hörte, glatte 8 € kostete und den Geschmack von Zitronen, Feigen und weißem kubanischen Rum vereinte, ließ den Blick über das geschmackvolle Interieur der Bar schweifen und beäugte schließlich die ihm gegenüber sitzende Mirjam, die sich nach dem Treffen mit den Hamburger Kollegen umgezogen hatte und in ihrem Kleid zum Anbeißen aussah.

Aber er würde nicht in die Offensive gehen, nicht ohne die Gewissheit, dass die Oberkommissarin ihn von ganzem Herzen beehrte und deshalb begann er das Gespräch nicht mit Komplimenten, sondern mit der Frage nach ihrem Eindruck von der Zusammenkunft mit Schieferbein, Albers, Staatsanwalt Schnoor und Kriminaltechniker Fabian. Die Oberkommissarin nippte erst einmal an ihrem Whisky Sour, sah ihm dann tief in die Augen und lächelte so betörend, wie es nur Frauen vermögen:

„Du wolltest mich eigentlich was ganz anderes fragen, oder?“ Becker nickte fast unmerklich und Mirjam fuhr fort:

„Der Abend ist noch lang und du musst nichts überstürzen, ich laufe dir schon nicht davon! Aber zur Sache. Ich halte Frau Schieferbein für eine fähige Ermittlerin, glaube inzwischen aber auch, dass sie sich mit ihrer Theorie von der Räuberbande verrannt hat! Sie steht mit ihrer Meinung auch ziemlich allein da, wenn ich die anderen Kollegen richtig verstanden habe. Meiner Meinung nach gibt es einige wichtige Details, die wir bei den weiteren Ermittlungen beachten sollten. Zum einen die ungeheure Wut des Täters, sowohl beim Mord an Engholm als auch bei dem an Berger! Diese Aggressivität spricht dafür, dass der Mörder emotional aufgewühlt ist und ich kann mir nicht vorstellen, dass Verbrecher, die nur ans Geld des Opfers wollen, diese Gefühlsaufwallung nachstellen können. Als zweites haben wir die Schmierereien an den Tatorten, Rache für M. im Hotel Astor und Rache für Rosi im Ruhwaldpark. Albers meint, dass der Buchstabe M für Marga stehen könnte, ein überaus attraktives Mädchen, das bis zu Bergers Tod als Auszubildende in seinem Vorzimmer arbeitete. Und Engholm hatte sogar eine Tochter namens Rosemarie! Die Befragung

von Marga und Rosemarie hat zwar nichts gebracht, zumindest als Täterinnen kommen die jungen Frauen wegen ihrer wasserdichten Alibis nicht in Betracht, aber merkwürdig finde ich das Ganze schon! Wenn ich dann noch an die anderen Gemeinsamkeiten denke...“

Becker wollte von Mirjam wissen, welche Schlussfolgerungen sich hieraus für sie ergäben und die Oberkommissarin antwortete, ohne lange nachzudenken: „Dieselben wie für den Kollegen Albers! Irgendein Eiferer, der sich von Gott oder sonst wem berufen fühlt, treibt sich in unserem Land herum und bringt Männer um, weil sie ein bestimmtes Mädchen kennen!“

„Das hat was für sich“, bestätigte Becker, „reicht mir aber als Tatmotiv nicht aus! Wenn wir es nicht mit einem Geisteskranken im engeren Sinne zu tun haben, müssen wir uns doch fragen, ob zwischen den Mordopfern und den Mädchen etwas vorgefallen ist, das vergeltungswürdig sein könnte. Irgendetwas, das die jungen Frauen so tief verletzt hat, dass sie einem Dritten davon erzählten. Und der hätte dann an ihrer Stelle...“

Mirjam unterbrach ihn: „Genial! So könnte es gewesen sein! Aber warum sagen uns die Mädchen nicht, dass so etwas vorgefallen ist?“

„Aus Angst, mit einem Mord in Verbindung gebracht zu werden, weshalb denn sonst!“, meinte Becker, doch jetzt wirkte die Oberkommissarin wieder skeptisch:

„Das kommt mir alles so unreal vor! Kann es nicht auch so sein, wie Scharf unmittelbar nach dem Mord an Engholm gemutmaß hat, dass irgendein Psychopath in Berlin von den Details der Hamburger Bluttat gehört hat und dabei auf den Geschmack gekommen ist?“

Becker grübelte vor sich hin und meinte schließlich: „Gut möglich! Nachahmungstäter gibt es schließlich genug! Aber heute werden wir das Rätsel nicht mehr lösen und ich bin schon froh, dass wir uns mit den Kollegen vom hiesigen LKA regelmäßig austauschen werden! Den restlichen Abend sollten wir aber das sündige Leben von St. Pauli genießen! Bist du dabei?“

„Und ob“, entgegnete Mirjam. „Wenn es nach mir ginge, würden wir hier bald aufbrechen und als Nächstes dem Ball Paradox unsere Aufwartung machen! Dann wären wir immer noch dienstlich unterwegs und könnten uns doch amüsieren!“

„Aber du müsstest mich auffordern, wenn du tanzen willst, wegen der Damenwahl!“, lästerte Becker und rief den Kellner, um die Rechnung zu bezahlen. Mirjam bemerkte seine Absicht und wollte schon protestieren, doch dann erinnerte sie sich daran, was ihr gestern Nachmittag durch den Kopf gegangen war und ließ ihn gewähren.

Draußen vor der Tür gab sie ihm als Dankeschön einen zarten Kuss auf die Wange, hakte sich wie selbstverständlich ein und als sie dann mit ihm dem nächsten Ziel entgegen strebte, wäre kein Passant bei ihrem Anblick auf die Idee gekommen, einen verheirateten Chef und seine Mitarbeiterin vor sich zu haben.

Nach zehn Minuten kamen die Berliner an einem der vielen Erotikläden vorbei und Mirjam, die wegen des doppelten Whiskys Sour in ihrem Blut schon eine Weile schäkerte, dirigierte Becker zum Schaufenster, amüsierte sich königlich über die ausgestellten, für Frauen viel zu groß geratenen hochhackigen Schuhe und fragte ihren Begleiter im Scherz, ob er sich vorstellen könne, in solchen Dingen zum Dienst zu kommen.

Der Kriminalbeamte zupfte verlegen an seinem Schnurbart, wusste nicht recht, wie er reagieren sollte, gab dann aber seinem Herzen einen Stoß und meinte, dass er noch ganz andere Dinge anstellen würde, wenn es darauf ankäme. Mirjam sah ihn spöttisch an, fragte: „Wirklich?“ und machte Anstalten, den Laden zu betreten, worauf Becker ein wenig schummrig wurde, weil er die Absicht der Kollegin erkannte. Aber für Ausflüchte war es jetzt ohnehin zu spät und so stand er, ehe er sich versah, in dem bizarr ausgestatteten Geschäftsraum, in dem Stiefel mit irrwitzig hohen Plateausohlen, in Reih und Glied nach aufsteigender Größe geordnet, streng riechende Gummidessous und allerlei Schnickschnack für erotische Entdeckungsreisen auf Käufer warteten.

Becker hätte am liebsten das Hasenpanier ergriffen, doch schon näherte sich eine ältere Dame, begrüßte ihn und Berndt mit kräftigem Händedruck und fragte höflich, was sie für sie tun könne. Becker bekam einen knallroten Kopf und murmelte etwas in seinen Bart, das wie „wir gucken nur!“ klang, doch spielte Mirjam die Rolle der toleranten Partnerin eines Mannes mit femininen Neigungen so überzeugend, dass er trotz der peinlichen Situation beinahe zu lachen angefangen hätte:

„Mein Egon...“

„Egon?“, platzte es aus der Verkäuferin heraus und Mirjam nickte heftig:

„Sie haben richtig gehört! Mein Schatz ist bei weitem nicht so bieder, wie Sie denken, hat eine Vorliebe für Stiefel mit hohen Absätzen, die in unserer Heimatstadt kaum zu kriegen sind. Umso erfreuter war er, als er mit mir an Ihrer Schaufensterauslage vorbeikam...“

„Ihm kann bestimmt geholfen werden!“, meinte die Frau und wandte sich Becker zu, der sich beinahe zu Tode schämte, seiner Kollegin zuliebe aber klein bei gab. Außerdem, dachte er insgeheim, war kaum anzunehmen, dass er in diesem Geschäft ein bekanntes Gesicht zu sehen bekommen würde und wenn er erst wieder draußen war, würde es bestimmt nicht lange dauern und der Spuk war vergessen.

Die Verkäuferin bat ihn, auf einem Stuhl Platz zu nehmen und Schuhe und Socken auszuziehen, verschwand dann für einige Momente und kam mit einem Paar ausgefallener roter Lackstiefel zurück. Bat Becker höflich, vor der Anprobe Seidensöckchen überzuziehen und half ihm dann, in die grotesk anmutenden überknieelangen Stiefel zu kommen. Es dauerte keine zwei Minuten und er steckte komplett in den bizarren Beinkleidern, musste in ihnen wie ein Storch zum mannshohen Spiegel an der Längswand des Ladens staksen und kam sich vor wie jemand, der zum ersten Mal auf Stelzen stand. Jetzt endlich hatte Mirjam ein Einsehen, entschuldigte sich bei der Verkäuferin mit der Ausrede, die Geldbörse nicht dabei zu haben. Nahm Becker, als er wieder in seinen Herrenschuhen steckte, mit Unschuldsmiene an die Hand und drückte ihn draußen auf der Straße fest an sich: „Du bist wirklich tapfer, Schatz! Dafür darfst du dir jetzt etwas von mir wünschen!“

Becker war immer noch dabei, seine Fassung wiederzugewinnen und erwiderte: „So einen Wunsch gibt es gar nicht, es sei denn...“

„Ja?“

„Du weißt doch...“

Weiter kam er nicht, weil Mirjam, einen Kopf kleiner als er, sich zu ihm hochreckte und heftig küsste, bevor sie mit ihm in eindeutiger Absicht in die Pension zurückkehrte...

11.

Nach der Rückkehr aus Hamburg hätte es Becker und seiner Mitarbeiterin gut angestanden, nach dem Liebesabenteuer in der Pension Elbblick zur Tagesordnung überzugehen, doch trat zum Entsetzen der Kollegen eher das Gegenteil ein.

Das frischgebackene Liebespaar ließ keinen Zweifel daran aufkommen, dass es in der Welt nichts Wichtigeres gab als seine innige Liaison, der Hauptkommissar und seine Mitarbeiterin umgarnten sich den lieben Tag lang, vernachlässigten ihre dienstlichen Pflichten und schließlich sah sich Frankenstein veranlasst, Mirjam und ihren Galan ins Gebet zu nehmen. Er redete mit Engelszungen auf die Beiden ein, appellierte an ihr Verantwortungsgefühl und beklagte die fehlenden Fortschritte in den laufenden Ermittlungen, aber vergebens. Der Hauptkommissar führte sich weiter auf wie ein liebestoller Hahn, die Oberkommissarin wie eine läufige Hündin und was sich hinter der verschlossenen Tür abspielte, wenn Becker sich mit ihr in sein Büro zurückzog, konnten sich die genervten Kollegen leicht ausmalen. So verwunderte es nicht, dass die Gerüchteküche mehr und mehr brodelte und die Romanze schließlich auch Carmen Becker zu Ohren kam, die sich seit kurzem wieder in Berlin aufhielt.

Die Gattin des Hauptkommissars stellte ihren Mann sofort zur Rede, machte ihm eine bühnenreife Szene und drohte für den Fall, dass er nicht die Finger von Mirjam ließ, einen beispiellosen Rosenkrieg an. Und was sein Chef trotz aller Mühe nicht geschafft hatte, gelang der Ehefrau beinahe spielend. Becker erwachte aus einem langen Traum, begann wieder klar zu denken und kam nach einer schlaflosen Nacht zum Schluss, dass keine Frau der Welt es wert war, die Existenz der Familie aufs Spiel zu setzen und künftig am Rande des Existenzminimums dahinzuvegetieren.

Mirjam nahm die Nachricht vom Ende der Beziehung äußerlich gefasst auf, versicherte Becker sogar, ihm in platonischer Freundschaft verbunden zu bleiben, doch sah es in ihrem Inneren völlig anders aus. All das Selbstbewusstsein, das sie seit dem Beginn des Liebesrausches aufgebaut hatte, entwich aus ihr wie die Luft aus einem geplatzten Luftballon, längst verdrängt geglaubte Komplexe kehrten zurück und mit

ihnen das Gefühl, keinem Mann trauen zu können. Und noch etwas kam in ihr hoch, die noch sehr vage Erinnerung an ein schlimmes kindliches Erlebnis mit einem Bösewicht in der Hauptrolle...

Über Ostern flog sie, wie lange geplant, mit zwei Mannschaftskameradinnen nach London und hoffte inständig, in der britischen Metropole auf andere Gedanken zu kommen, merkte aber schnell, dass sie sich verspekuliert hatte. Sie war viel zu sehr mit sich beschäftigt, als dass sie den Aufenthalt an der Themse hätte genießen können und so lag sie am zweiten Abend ihres Aufenthalts einsam und verlassen im Hotelbett, während die Freundinnen, denen sie etwas von heftigen Monatsbeschwerden erzählt hatte, sich in einem der zahlreichen Klubs amüsierten.

Mirjam drehte sich erst auf die linke, dann auf die rechte Seite, überlegte, ob sie trotz der stickigen Luft im Zimmer wegen des Verkehrslärms das Fenster schließen sollte, ließ es dann aber sein und stand stattdessen auf, um ein Bier aus der Minibar zu holen. Das Getränk schmeckte noch scheußlicher, als sie befürchtet hatte, ließ sie aber ermüden und sie legte sich wieder hin, nahm Kuschelbär Berti in ihre Arme und hielt vor dem Einschlafen Zwiesprache mit ihm, wobei sie zwangsläufig auch seinen Part übernahm.

„Wie geht es dir?“, fragte sie das brave Stofftier und entgegnete dann für Meister Petz:

„Ganz gut, Mirjam, aber um dich mache ich mir Sorgen! Du hängst hier herum und bemitleidest dich, obwohl es dir doch ganz gut geht! Oder habe ich etwas verpasst?“

„Nein, nein“, erwiderte sie und wählte für sich eine deutlich höhere Stimmlage, „aber ich frage mich, warum ich immerzu an den Tag im Zoo denken muss, seit ich bei diesem Engholm einen Racheakt nicht mehr ausschließen kann...“

„Du meinst den Tag bei den wilden Tieren, als du sechs oder sieben warst?“

„Exakt“, bestätigte sie, „aber frag mich nicht, was damals passiert ist! Ich weiß ja nicht mal, welcher Mann mich damals begleitet hat und erst recht nicht, was er danach mit mir angestellt hat! Oder bist du schlauer als ich? Du warst doch bestimmt auch dabei, als der Kerl mich ins Schlafzimmer gezerrt hat!“

Berti antwortete nicht, sondern verfiel in tiefes Schweigen und Mirjam streichelte ihn, um über die Trostlosigkeit ihrer Existenz wegzukommen. Dann endlich sprach der Stoffbär wieder, erschreckte sie mit seinen Worten aber über alle Maßen:

„Natürlich war ich dabei! Schließlich sind wir seit deinem zweiten Geburtstag unzertrennlich! Und im Gegensatz zu dir habe ich auch nicht vergessen, dass der böse Mann dir wehgetan hat! Deshalb hast du doch so große Probleme bei der Liebe...“

Mirjam schüttelte den Kopf, schluchzte herzerweichend und presste den Stoffbären an sich, als könnte er ihr im Schattenreich beiseite stehen, in das sie gleich eintauchen würde und in dem es von schamlosen Gestalten wimmelte, die ihr die Unschuld rauben wollten...

12.

Ein Rotkehlchen hatte sich den höchsten Baumwipfel weit und breit für seinen Minnegesang ausgesucht und zwitscherte voller Hingabe, ein Eichhörnchen huschte vor dem Geistlichen über den gepflasterten Vorplatz von Sankt Blasius und die Sonne meinte es für den letzten Samstag im Monat April überaus gut, entwickelte schon ziemlich viel Kraft und so war es kein Wunder, dass Peter von Hoff, als er die neugotische Kirche inmitten des mehrheitlich von Türken und Arabern bewohnten Kiezes schließlich betrat, keinen einzigen Gläubigen sah, dem er an diesem Samstagnachmittag die Beichte abnehmen sollte. Wahrscheinlich hielten sich seine wenigen Schäfchen in ihren Kleingärten auf, um der Tristesse des Alltags zu entfliehen, waren mit Kind und Kegel in die Naherholungsgebiete der Hauptstadt aufgebrochen oder feuerten, wenn sie sich für Fußball interessierten, im Olympiastadion ihre Hertha an. Wehmütig erinnerte sich der 45-jährige Kaplan an seine Kindheit, als sich die Priester vor bußfertigen Katholiken kaum retten konnten, gab es doch noch die feste Überzeugung, dass der Mensch am Ende seiner Tage vor den Schöpfer treten und, wenn er seine Sünden nicht rechtzeitig bereut hatte, im ewigen Höllenfeuer schmoren musste. Auch er hatte sich in seiner südbadischen Heimat häufig die Schrecken der Verdammnis ausgemalt, war mitten in der Nacht aufgeschreckt, wenn er etwas ausgefressen und noch keine Gelegenheit gefunden hatte, seine Freveltat dem Gemeindepfarrer anzuvertrauen, der viele Jahre später, nach einem ebenso kleinen wie unverzeihlichen Sündenfall, davonjagt worden war, aber wer fühlte sich so frei von jeder Schuld, dass er den ersten Stein werfen durfte, ohne sich den Zorn des Allmächtigen zuzuziehen? Er jedenfalls nicht, war er doch selbst so tief gesunken, dass er von Glück reden konnte, immer noch der Kirche zu dienen, statt vor fünf Jahren im Gefängnis gelandet zu sein.

Der Geistliche schritt gemächlich auf den Hochaltar zu, bekreuzigte sich vor ihm und schwenkte nach rechts zur Sakristei, öffnete die Tür zu ihr mit seinem Generalschlüssel und streifte sich das vom Küster bereitgelegte geistliche Gewand über. Musterte sich lange im Spiegel und strebte dann dem Beichtstuhl zu, in der Hoffnung, dass wenigstens

einige Büsser den Weg zu ihm finden würden. Viel Hoffnung hatte er aber nicht und weil es auf Dauer recht ermüdend sein konnte, sich die Zeit mit der Lektüre der Heiligen Schrift zu vertreiben, hatte er unter seiner Soutane ein Werk über die Entwicklung der Heraldik im ausgehenden Mittelalter versteckt, ein Genuss für einen Wappenkundigen wie ihn, der dieses Spezialgebiet schon seit vielen Jahren beackerte.

Nach wenigen Minuten hatte er sich so sehr in das Buch vertieft, dass er alles um sich herum vergaß und so erschrak er fast zu Tode, als er das Stakkato von Pfennigabsätzen vernahm, eine Parfümwolke zu ihm herüber wehte und Sekunden später die Fleisch gewordene Versuchung neben ihm niederkniete, nur durch eine in Kopfhöhe durchlöchernde Holzwand von ihm getrennt. In einer Mischung aus Gier und Abscheu sog er den Duft ein, den die Frau verströmte, legte das Buch beiseite und begrüßte die Gläubige mit der Standardeinleitung: „Gelobt sei Jesus Christus!“, worauf er zunächst nur ein Räuspern vernahm, ehe die Sünderin die obligatorische Ergänzung: „In Ewigkeit, Amen!“ da hinhauchte und ihm mit ihrer Stimme fast die Besinnung raubte. Dann schwieg die Frau wieder und von Hoff fühlte sich höchst unwohl in seiner Haut, obwohl es dafür eigentlich keinen Grund gab. Aber irgendwie ging von der Fremden eine Vertrautheit aus, die ihm Angst machte, weil er sie nirgendwo einordnen konnte, aber sicher war, dass sie ihn kannte und genau wusste, warum sie zu ihm gekommen war. Nach einer halben Minute, die ihm wie eine Ewigkeit vorkam, verlor er die Geduld und herrschte die Unbekannte an: „Ich habe meine Zeit nicht gestohlen und es wollen auch noch andere Gläubige zu mir, also beginnen Sie endlich mit Ihrer Beichte!“

Wieder keine Reaktion, nur ein leises Kichern von irgendwoher durchbrach die Stille.

„Nun machen Sie schon!“, brüllte er in einem Anflug von Jähzorn und endlich begann die Frau zu sprechen:

„Meine letzte Beichte war vor fünf Jahren, ich bin...“ Ungläubig fragte er dazwischen: „Vor fünf Jahren?“ und die Fremde wiederholte: „Meine letzte Beichte war vor fünf Jahren, ich bin 20, ledig und keine Jungfrau mehr. Wahrscheinlich habe ich gegen alle Gebote verstoßen, vor allem gegen das erste, weil ich es nicht mehr über mich bringe, zum Herrn zu

beten! Dafür zürne ich ihm viel zu sehr und der Grund für meine Wut ist, dass es ihm völlig egal ist, welche Verbrechen die Menschen begehen! Jedenfalls ist er nie da, wenn die Schwachen und Beladenen ihn brauchen!“

Von Hoff fühlte sich wie nach einem ausgedehnten Trinkgelage und fragte sich, was in ihm vorging. Warum reagierte sein Magen bei den blasphemischen Ausfällen der Unbekannten so allergisch, verspürte er tausend Stiche in der Herzgegend, als würde ihm Satan die Brust durchbohren? Er fing an wie ein Parkinsonkranker zu zittern, sabberte, ohne es zu merken und wollte am liebsten schreien, die Gotteslästerin am Hals packen und würgen, war aber wie gelähmt und so blieb ihm nichts weiter übrig, als den geistigen Unrat der Frau weiter über sich ergehen zu lassen:

„Nun sagen Sie doch schon etwas, Hochwürden! Hat es Ihnen die Sprache verschlagen? Aber so sind Sie dem Herrn sehr ähnlich, der hält sich auch meist bedeckt, wenn ein Machtwort von ihm erwartet wird! Ich könnte ihn jedenfalls erst wieder preisen, wenn er seine verdammte Zurückhaltung aufgäbe!“

Der Geistliche nahm alle Kraft zusammen und krächzte: „Warum wollen Sie eigentlich beichten, wenn Sie dem Allmächtigen zürnen? Meinen Sie, dass der Beichtstuhl der richtige Ort ist, um sich über Gott zu erregen?“

Wieder atemlose, beängstigende Stille. Warum, fuhr es dem Priester durch den Kopf, schwieg die Bestie immer dann, wenn er ihre Sprachlosigkeit am wenigsten ertrug? Wollte sie ihn quälen, auf die Probe stellen wie einst Satan den Sohn Gottes in der Wüste?

„Tut mir leid“, hörte er sie plötzlich wispern, „ich weiß auch nicht, was in mich gefahren ist! Darf ich jetzt weitermachen?“ Der Kaplan wusste nicht, ob er sich freuen oder ärgern sollte, stammelte: „In Gottes Namen!“ und schon quoll das Herz der Fremden über, legte sie in ihre Beichte alles hinein, was sich in ihr angestaut hatte. Von Hoff hörte von Unduldsamkeit und Arroganz, Lügen und Verleumdungen, vor allem aber vom Hadern mit dem Schicksal und als alle großen und kleinen Sünden endlich bekannt waren, beendete sie ihre Selbstanklage mit den Worten: „Ich bereue sehr und bitte um Lossprechung!“, worauf der Kaplan sichtlich erleichtert seinen Teil zum Ritual beitrug:

„Unser Herr Jesus Christus verzeihe dir! In seiner Vollmacht befreie ich dich jetzt von jeglicher Last kirchlicher Strafen, soweit du dessen bedarfst! Dann spreche ich dich los von deinen Sünden im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes, Amen! Und als Buße betest du zehn Vaterunser und zehn Rosenkränze! Gelobt sei Jesus Christus...“

„In Ewigkeit, Amen!“, ergänzte die Frau und wollte sich erheben, überlegte es sich aus unerfindlichen Gründen aber plötzlich anders und presste ihr Gesicht an das Gitter, sodass der Kaplan die Konturen ihres Antlitzes zu erahnen meinte.

„Haben Sie etwas vergessen? Vielleicht einen kleinen Totschlag?“ Von Hoff erschrak über seinen maßlosen Zynismus und entschuldigte sich vielmals, doch schien ihm die Fremde seine Entgleisung nicht übel zu nehmen. „Ich wollte“, flüsterte sie, „noch fragen, ob ich einen Menschen töten könnte, ohne eine Todsünde zu begehen und...“

„Natürlich nicht!“, blaffte der Priester dazwischen und erhielt dafür prompt die Quittung: „Sie sind dasselbe Arschloch wie früher, Hochwürden! Und jetzt lassen Sie mich endlich ausreden! Ich will wissen, ob es für einen Mörder beim Jüngsten Gericht ausnahmsweise mildernde Umstände oder sogar einen Freispruch geben kann! Schließlich gibt es den Tyrannenmord und Graf von Stauffenberg hat doch gewiss im christlichen Sinn gehandelt, als er Hitler ins Jenseits befördern wollte! Wenn ich also einen der Strafverfolgung entkommenen Vergewaltiger umbringe und ihn so von einer Wiederholungstat abhalte, verhalte ich mich doch nicht anders als der Graf, der mit seinem Attentat unschuldige Menschen vor dem sicheren Tod bewahren wollte! Sagen Sie mir, Hochwürden, was gegen meine These spricht!“

Dem Kaplan war speiübel. Wer um Himmels Willen hatte diese Furie auf ihn gehetzt? Warum musste die Frau längst vernarbte Wunden aufreißen? War es Zufall, dass sie von der Liquidierung eines Vergewaltigers sprach oder beruhte die gesamte Beichte auf kühlem Kalkül? Hatte etwa irgendein Mitarbeiter des Bistums nach all den Jahren seinen Mund nicht halten können, sich nach übermäßigem Alkoholverzehr verplaudert? Dann hatte er womöglich eine Erpresserin vor sich, aber das wäre noch das geringste Übel.

Viel mehr beunruhigte ihn die Vorstellung, das von ihm missbrauchte

Mädchen könnte zurückgekehrt sein, finster entschlossen, sich an ihm zu rächen! Von diesem Vorhaben musste er sie unter allen Umständen abbringen, wenn ihm sein Leben lieb war! Und so legte er sich ins Zeug wie noch nie, breitete alles aus, was ihm in den moraltheologischen Diskursen auf dem Priesterseminar beigebracht worden war und bat die Unbekannte inständig um Gnade für den Bösewicht. Versprach der jungen Frau für den Fall, dass sie auf die nur dem Herrn zustehende Rache verzichtete, das Paradies und noch viel mehr und glaubte schon, sie herumgekriegt zu haben, als sie unvermittelt aufsprang und fluchtartig davon stöckelte.

„Sie ist es!“, murmelte von Hoff entsetzt, stürzte ohne Sinn und Verstand aus dem Beichtstuhl, rannte zum Kirchengang und fragte draußen auf der Straße jeden Spaziergänger, dem er begegnete, ob er eine junge Frau aus dem Gotteshaus habe laufen sehen. Bekam als Antwort immer nur ein Kopfschütteln, lief wie ein aufgescheuchtes Huhn umher und wirkte in seinem Gewand so lächerlich, dass sich sogar die Kinder über ihn lustig machten. Nach einer halben Stunde gab von Hoff schließlich die Suche auf, kehrte in die Kirche zurück und begriff, dass Gott einen Boten ausgesandt hatte, der ihn für seine Verfehlungen zur Rechenschaft ziehen sollte...

13.

Früh um 3 Uhr riss das Weckradio Debbie mit dem Dauerbrenner Über sieben Brücken musst du gehen aus allen Träumen und sie wollte das Gerät schon gegen die Wand werfen und sich noch einmal umdrehen, besann sich dann aber eines Besseren, weil ihr die Bedeutung des neuen Tages wieder bewusst wurde. Schlaftrunken schlich sie ins Bad, beließ es bei einer Katzenwäsche und begab sich dann in die Küche, um ihre letzte Mahlzeit vor dem Verlust der Unschuld zuzubereiten.

Sie hatte lange überlegt, welches Gericht hierfür in Frage kam, war schließlich auf die Idee verfallen, es mit Champignon-Ravioli in Rosmarin- Knoblauch-Creme zu versuchen und weil sie die meisten Zutaten für diese italienische Spezialität schon am Vorabend zurechtgelegt hatte, ging ihr das Kochen leicht von der Hand und sie konnte ihre Gedanken schweifen lassen, ohne befürchten zu müssen, dass ihr das Essen anbrannte oder ein anderes Missgeschick passierte. Ihr Anblick hätte bei einem unbefangenen Beobachter gewiss für Heiterkeit gesorgt, trug sie doch immer noch das bodenlange und züchtig hochgeschlossene rosa Baumwollnachthemd, darüber eine altmodische weiße Leinenschürze und an den Füßen klobige Pantoffeln, aber weil sie die 2-Zimmer- Altbauwohnung in der Motzstraße mit niemandem teilte, musste sie nicht befürchten, in ihrer Aufmachung unangenehm aufzufallen. Nach dem Essen würde sie sich natürlich umziehen und dann mit dem eigens für den heutigen Tag gekauften Trainingsanzug hoffentlich als Gelegenheitsjoggerin durchgehen, aber vorher gab es für sie keinen Grund, sich zurechtzumachen.

Als erstes bereitete Debbie Pasta aus Weizenmehl, Salz, Olivenöl und Eigelb zu, wickelte den fertigen Teig in Klarsichtfolie und ließ ihn einige Minuten stehen, öffnete inzwischen die Flasche mit dem Bordeaux, den sie trotz seiner französischen Herkunft zum Essen trinken wollte und machte sich dann an die Füllung, wozu sie in einer Pfanne Öl auf mittlerer Stufe erhitze und darin zwei fein gehackte Schalotten dünsten ließ. Eigentlich, fuhr es ihr durch den Kopf, war sie ziemlich verschwenderisch, kochte sie doch meist für zwei Personen, obwohl sie selten einen Gast empfing und bestenfalls die Hälfte von dem, was auf den Tisch kam, verspeiste, aber sie liebte die mediterrane Küche nun

einmal über alles und warum sollte sie das Leben nicht ebenso genießen wie ihre wenigen Freundinnen, die sündhaft teuren Champagner wie Leitungswasser tranken oder für eine seltene Orchidee ein halbes Monatsgehalt hinblättern?

Die Frühaufsteherin gab jetzt 150 g Champignons und Salz in die Pfanne, ließ das Ganze unter Rühren köcheln, bis die Pilze trocken waren, rührte noch Semmelbrösel, Kerbel, Thymian, Petersilie, Basilikum und weiteres Olivenöl hinein, schmeckte dann ab und stellte die Pfanne beiseite. In ihrem Eifer hatte sie nicht auf die Zeit geachtet und erschrak deshalb, als sie beiläufig auf ihre Armbanduhr schaute und feststellte, dass sie über Gebühr getrödelt hatte. Sie fluchte leise vor sich hin, nahm sich vor, sich bei der weiteren Essenzubereitung zu sputen und kochte als nächstes 500 Milliliter Hühnerbrühe und acht zuvor grob gehackte Knoblauchzehen ein. Stellte den Sud nach 20 Minuten beiseite, gab Rosmarin hinzu, ließ das Ganze abkühlen, nahm das Rosmarin wieder heraus und rührte die Sauce in einem Mixer glatt, ehe sie diese durch ein Sieb in einen kleinen Topf strich und einen halben Liter Creme double hinzufügte. Dann schmeckte sie wieder ab, gab noch ein wenig Salz und Pfeffer hinzu, ließ die Sauce fünf Minuten auf kleinster Flamme köcheln und wandte sich erneut den Nudeln zu. Sie teilte den Teig in zwei Hälften, walzte beide aus, markierte auf einem Stück mit einer runden Form Kreise von 4 cm Durchmesser, gab auf jeden Kreis ein wenig Füllung und bestrich den Teig an den Rändern mit Ei, ehe sie das zweite Stück Nudelteig darüber legte, fest über jeder Füllung andrückte und die so entstehenden Ravioli mit einem Teigrädchen an den Markierungen herausschnitt.

„Fast geschafft!“, bemerkte sie launig und brachte einen großen Topf mit Salzwasser zum Kochen, gab die Ravioli für zwei Minuten hinein, goss das Wasser ab, garnierte die gefüllten Nudeln mit Parmesanspänen und brachte das Essen schließlich ins Wohnzimmer, wo sie für zwei Personen gedeckt hatte. Sie erwartete zwar nicht, dass ihr jemand bei der Henkersmahlzeit Gesellschaft leistete, aber schließlich lag es nicht an ihr, dass der Delinquent nicht zugegen war, sondern war den Umständen geschuldet...

Die Ravioli schmeckten trotz der frühen Stunde vorzüglich, der Bordeaux passte sich mit seiner kräftigen und doch samtigen Note an,

wie es ein guter Chianti nicht besser vermocht hätte und als sie nach dem Essen die erste Zigarette des Tages anzündete und der Rauch bis in ihre Lungenspitzen drang, hätte sie vor Freude jauchzen können, wenn der Gedanke an die bevorstehende Hinrichtung ihr nicht so bitter aufgestoßen wäre. Mit leiser Wehmut zerdrückte sie den Zigarettenstummel, eilte ins Schlafzimmer, kleidete sich um und betrachtete an der Frisierkommode ihr Spiegelbild. Sie sah immer noch nicht wie eine richtige Sportlerin aus, doch liefen im Zeitalter des Jugendwahns viele übergewichtige Frauen im Trainingsanzug und mit einem feschen Stirnband durch Spree-Athen und so würde sie in ihrer Aufmachung bestimmt nicht weiter auffallen.

Nach einem weiteren Blick auf die Uhr griff sie nach dem Rucksack, in dem alle in der nächsten Stunde benötigten Utensilien, dazu ihre Papiere verstaut waren, griff nach dem Schlüsselbund und atmete noch einmal durch, ehe sie die Wohnung verließ und pünktlich um 7 Uhr ihren vor dem Gebäude abgestellten Kompaktwagen startete.

Normalerweise brauchte ein geübter Fahrer um diese Uhrzeit, abhängig vom Verkehrsaufkommen, ungefähr 20 Minuten, um von Schöneberg zur Straße des 17. Juni zu kommen, auf der sich zwischen Siegessäule und Ehrenmal meist ein Plätzchen für den fahrbaren Untersatz fand, aber heute staute es sich auf dem Weg zur grünen Lunge der City mehr als sonst und Debbie befürchtete schon, zu spät zu kommen und die Zielperson zu verpassen, die an jedem Mittwoch zwischen sieben und acht Uhr ihre Runden im Tiergarten drehte. Auf diese Gewohnheit hatte sie ihre Planungen aufgebaut und deshalb drängelte sie jetzt und hupte, nahm mit ihrer Fahrweise sogar in Kauf, die Polizei auf sich aufmerksam zu machen, gewann mit ihrer Unverfrorenheit aber die entscheidenden Minuten, um noch vor 8 Uhr im Park anzukommen, wo sie sich an der Laufstrecke des Todeskandidaten im Gebüsch versteckte.

Seltsamerweise bemächtigte sich ihrer jetzt eine kaum für möglich gehaltene Ruhe und sie öffnete bedächtig den Rucksack, entnahm ihm als erstes ein Paar Latexhandschuhe, die sie sofort überstreifte, dann ein fast vollständiges Operationsbesteck, eine auf dem nahen Flohmarkt erworbene Soutane, das Blasrohr, mit dem sie den Giftpfeil auf den Delinquenten abfeuern würde und den obligatorischen Zettel, den sie zu guter Letzt am Priesterrock befestigen würde. Dann ging sie in die

Hocke, spähte mit einem Fernglas nach dem Vergewaltiger, der nach ihren Berechnungen jeden Augenblick in der nächsten Kurve auftauchen musste und wurde, als sie vergebens auf ihn wartete, immer nervöser. War ihr Opfer heute ausnahmsweise zuhause geblieben? War er früher dran als sonst und längst auf dem Rückweg nach Neukölln? Ein leiser Fluch kam über ihre Lippen und sie begann schon, sich wegen der Trödelei beim Kochen Vorwürfe zu machen, als der hagere Läufer doch noch auftauchte.

Vorsichtig griff sie nach dem Rohr mit dem Giftpfeil, führte es behutsam zum Mund, hoffte inständig, heute ebenso treffsicher zu sein wie bei ihren unzähligen Übungen und versuchte, sich auf die Zielperson zu konzentrieren. Dann war der Mann, der außer den Laufschuhen nur Turnhose und T-Shirt trug, auch schon heran und sie kam aus ihrer Deckung heraus, blies dem fassungslosen Jogger den Pfeil mit dem anhaftenden Narkosehilfsmittel in den Hals und sah seelenruhig zu, wie der Delinquent im Zeitlupentempo zu Boden sank, ein wenig zappelte und dann hilflos wie ein Baby liegen blieb. Ganz so, wie sie es sich erhofft hatte, weil sie den paralysierten Läufer jetzt problemlos in die Büsche schleifen und, ungestört von zufälligen Spaziergängern, ihr blutiges Werk verrichten konnte...

14.

Solange er ein Spielball seiner Hormone gewesen war, hatte Becker bei den Ermittlungen im Mordfall Engholm eine im seltsamen Kontrast zu seinen lahmen Aktivitäten und den objektiven Gegebenheiten stehende Zuversicht ausgestrahlt, aber seitdem er sich von Mirjam getrennt hatte, ließ er sich mehr und mehr vom Virus der Verzagtheit anstecken, der unter seinen Kollegen grassierte und er wunderte sich, wie er die Realität so lange hatte verleugnen können.

Es gab nach wie vor keine Augenzeugen der Morde in Hamburg und Berlin, keine verwertbaren Indizien und die Beschreibungen der Frau, mit der Berger sich vor seinem Tod amüsiert hatte, gingen soweit auseinander, dass sich jedes zweite weibliche Wesen zwischen zwanzig und dreißig als dringend von der Polizei gesuchte Zeugin angesprochen fühlen konnte. Hinzu kam, dass die Hamburger Kollegen sich neuerdings aus unerfindlichen Gründen zurückhielten, wenn die Berliner Fahnder sie um Hilfe baten, was Becker sich nur damit erklären konnte, dass die Zusammenarbeit zwischen den Landeskriminalämtern aus politischen Gründen ungern gesehen wurde. Und noch ein Umstand sprach dafür, dass die Ermittlungen im Sande verlaufen würden. Mehrere Monate waren die Kliniken, in denen Anästhesisten das beim Mord an Berger zum Einsatz gekommene Gift als Narkosehilfsmittel verwendeten, im Auftrag des Hamburger LKA auf den Kopf gestellt worden und tatsächlich hatten sich bei den Inventuren etliche Unstimmigkeiten ergeben. Sooft die Ermittler auch nachrechneten, sie kamen nie auf einen Bestand, der sich aus der Differenz zwischen gelieferten und verwendeten Narkotika hätte ergeben müssen. Alles hatte dafür gesprochen, dass sich pflichtvergessene Mitarbeiter auf einen illegalen Handel mit dem Gift eingelassen hatten, bis ein von der Herstellerfirma unehrenhaft entlassener Prokurist ins Plaudern gekommen und den wahren Sachverhalt offenbart hatte. Seitdem wussten auch Berger und seine Leute, dass manche Firmen der Pharmaindustrie bei ihren Mengenangaben aus Profitgier schummelten und es sich nicht lohnte, im Rahmen der Tätersuche die Vertriebswege gestohlener Narkotika aufzuspüren. Wenn sie Bergers und vielleicht auch Engholms Mörder jemals fassten, dann jedenfalls nicht auf diesem Wege...

Becker überlegte, während er in der Zeitung seines Basketballklubs blätterte, wie es mit den Ermittlungen weitergehen sollte, als er seine bessere Hälfte nach ihm rufen hörte.

„Ich komm ja schon!“, knurrte er missmutig und trottete in die Küche, voller Ärger darüber, dass Carmen seine Affäre mit Mirjam weidlich ausnutzte und ihn vorzugsweise zu den Hausarbeiten heranzog, die er am meisten hasste.

„Du kannst schon mal die Kartoffeln schälen“, meinte sie, und der Glanz in ihren Augen verriet ihm, wie sehr sie die Situation genoss, „aber binde dir bitte eine Schürze um!“ Das sieht ihr ähnlich, dachte der Kriminalbeamte, lächerlich will sie mich vor den Kindern machen! Und das an meinem freien Tag, an dem ich endlich mal wieder abschalten wollte...

„Sprich ruhig aus, was du denkst“, flötete Carmen mit gespielter Unschuld, „bei deiner Schlampe könntest du jetzt die Beine hochlegen und dich verwöhnen lassen, statt am Herd zu stehen! Aber du bist nun mal mit mir verheiratet und außerdem Vater von zwei Töchtern! Natürlich kannst du zu dieser Mirjam ziehen und dich trösten lassen, aber dann fressen dich die Unterhaltszahlungen für mich und die Kinder auf...“

„Hör schon auf“, brummte Becker, „du weißt genau, dass ich dir nicht weglaufe!“

„Schon“, erwiderte seine Gattin, „aber du kommst jetzt in das Alter, in dem die Nebenbuhlerinnen immer jünger werden und wenn ich deinen Tatendrang nicht rechtzeitig bremse, bist du irgendwann mit einer 18-Jährigen auf und davon und ich kann sehen, wo ich bleibe...“

„Es geht dir nur um das Geld?“, fragte er ungläubig, worauf sich Carmen zum ersten Mal seit langem an ihn schmiegte und flüsterte: „Natürlich nicht! Ich bin verrückt nach dir wie am ersten Tag und würde höchst ungern im Bett auf dich verzichten! Wenn du willst, legen wir uns nach dem Mittagessen ein wenig hin, die Kinder sind eh mit ihren Hausaufgaben beschäftigt und wenn ich die dicken Wolken am Horizont sehe, kann ich mir

leicht ausrechnen, dass es bald zu regnen beginnt!“

Becker haderte im Grunde immer noch mit seinem Schicksal, doch spürte er zugleich ein Verlangen, wie er es zuletzt nur noch bei Mirjam

erlebt hatte und fügte sich in die Rolle des domestizierten Ehemannes. Schälte brav die Kartoffeln und sinnierte dabei über den prinzipienlosen Freund zwischen seinen Beinen, dem es offensichtlich egal war, ob ihn die Geliebte oder die Ehefrau in Stimmung brachte.

Im Flur läutete das Telefon und Becker stöhnte: „Nicht schon wieder!“, weil er spürte, dass seine Kollegen ihn erreichen wollten, aber Carmen hatte sich schon auf den Weg gemacht und rief wenig später:

„Egon, kommst du bitte? Dein Chef!“

„Hab ich es doch gewusst“, brummte der Hauptkommissar, „die wollen mich fertig machen und gönnen mir nicht mal, dass ich einige Überstunden abbaue...“

Doch während er noch herum zeterte, war er schon unterwegs zum Telefon, weil Frankenstein sich tagsüber nur bei ihm meldete, wenn es wirklich brannte. Immer noch die Schürze um den Bauch und einem biedereren Hausmann mehr als einem gewieften Detektiv ähnelnd, nahm er den Hörer in Empfang, meldete sich mit seinem Namen und hörte sich an, was der Kriminaloberrat ihm mitzuteilen hatte. Versprach anschließend, umgehend zum Großen Tiergarten zu kommen und hatte in nächsten Augenblick schon die geplante Schmuserei mit seiner Frau verdrängt...

Auf dem Weg zum Tatort erinnerte sich Becker an den Film „Und täglich grüßt das Murmeltier“ und sah sich in einer ähnlichen Situation wie der in einer Zeitschleife gefangene Hauptdarsteller. Wie vor zwei Monaten hatte ihn die Nachricht vom Mord an seinem freien Tag erreicht und der Täter sich für sein Verbrechen eine Grünanlage, wenn auch eine viel größere als im März, ausgesucht. Ihm fiel die These ein, dass sich Geschichte nicht wiederhole, es sei denn, als Farce, aber er weigerte sich, anzuerkennen, dass es sich mit einer Mordserie ähnlich verhalte, jede weitere Tat zur Karikatur verkomme und die Ermittlungen der Kripo zur Harlekinade.

Dreißig Minuten nach Frankensteins Anruf erreichte er den Kleinen Stern, bog in die Bellevueallee ein, kam wenig später am Verwaltungsgebäude des kommunalen Gartenbauamts vorbei und stellte seinen Wagen neben einem Rettungsfahrzeug ab, dessen Besatzung Stunden, wenn nicht Tage zu spät zum Einsatzort gekommen war, um dem neuesten Opfer des Serienkillers helfen zu können. Rund um den

Tatort hatten sich bereits die üblichen Verdächtigen, von der Journaille über neugierige Spaziergänger bis zu den Kriminaltechnikern und Ermittlern seiner Sonderkommission eingefunden und er hatte Mühe, sich durchs Gebüsch zu schlagen, in dem die noch nicht identifizierte Leiche lag.

„Danke, dass du gekommen bist!“, meinte Frankenstein, wandte sich dann wieder an Gerstenmaier und schüttelte zornig den Kopf: „Was, um alles in der Welt, bringt Menschen dazu, so etwas zu tun?“

Der Pathologe zuckte mit den Schultern und blieb eine Antwort schuldig, weil es die Bestie diesmal auf die Spitze getrieben und alles verhöhnt hatte, was einem Katholiken heilig war. In Hände und Füße des mit einer verschlissenen Soutane bekleideten, ansonsten aber nackten Mannes waren Stahlnägel getrieben, den Schädel schmückte eine kunstvoll geflochtene Dornenkrone und in der offenen Wunde zwischen den Beinen steckte ein Rosenkranz, der die Farbe des Blutes angenommen hatte und von grausiger Schönheit war.

„Wir fassen den irren Killer, und zwar bald!“, schwor Becker und schaute in die Runde, doch sah er den müden Gesichtern an, dass die Kollegen längst resigniert hatten, nicht mehr an einen schnellen Fahndungserfolg glaubten und von ihm nur schwer zu motivieren sein würden, wegen der Mordserie ihr Privatleben weiter hintanzustellen. Und dann entdeckte er Mirjam, die sich von den anderen Ermittlern etwas abgesetzt hatte und so tat, als ginge das Ganze sie nichts an. War ihr Trennungsschmerz wirklich so grenzenlos, dass sie nicht mehr zu sich fand? Sah sie in ihm jetzt einen Feind und in den anderen Kollegen seine Verbündeten, die es genauso wenig wie er verdient hatten, von ihr beachtet zu werden? Bei allem Verständnis für ihre Situation konnte er nicht durchgehen lassen, dass sich seine ehemalige Geliebte immer mehr gehen ließ, dazu waren die Personalressourcen der Sonderkommission zu knapp bemessen und der Druck, der auf den Ermittlern lastete, zu groß. Frankensteins Handy klingelte und Becker schreckte aus seinen Gedanken hoch, bekam noch mit, dass sein Chef mit einem Kollegen im LKA sprach und es um einen seit zwei Tagen vermissten Priester ging. Dann beendete der Kriminaloberrat das Telefonat und bat alle Ermittler zu sich, weil er sie an seinem neuen Erkenntnisstand teilhaben lassen wollte. Bei dem Mordopfer, führte er aus, handele es sich nach der

Personenbeschreibung um Peter von Hoff, Kaplan der katholischen Kirchengemeinde St. Blasius im Stadtteil Neukölln. Und ein Geistlicher sei bereits unterwegs, um den Toten zu identifizieren...

15.

Am folgenden Tag zur gleichen Zeit fuhr Becker mit Frankenstein von der Charité im Bezirk Mitte zurück zum Dienstgebäude am Flughafen Tempelhof und versuchte, seine Gedanken zu sammeln, was ihm nach der im Gerichtsmedizinischen Institut vorgenommenen Sektion des jüngsten Mordopfers noch schwerer als nach anderen Leichenöffnungen fiel.

Die Ermittlungen im neuen Fall liefen seit gestern auf Hochtouren, hatten bisher aber, wie bei den Morden im Hotel Astor und im Ruhwaldpark, zu keinen nennenswerten Ergebnissen geführt.

Wenigstens gab es einige Indizien, die es plausibel erscheinen ließen, die Hinrichtung des adligen Priesters in die obskure Mordserie einzureihen, weil der Täter dem Opfer das in Hamburg verwendete Narkosehilfsmittel in den Hals gespritzt, dem Mann das Glied abgetrennt und in den Mund gesteckt und zudem einen Zettel mit der Aufschrift Rache für das arme Kind! an der Soutane befestigt hatte. Der Priesterrock gehörte im Übrigen zur Überraschung der Ermittler nicht von Hoff, sondern hatte vor einiger Zeit auf dem nicht weit vom Fundort der Leiche entfernten Flohmarkt den Besitzer gewechselt. Nach den Aussagen des Mannes, der für das verschlissene Stück 23 € verlangt und auch bekommen hatte, war es eine pummelig ausschauende Frau von etwa vierzig Jahren gewesen, die mit ihm handelseinig geworden war, doch hatte er eine zu verschwommene Vorstellung von ihrem Aussehen, als dass es sich gelohnt hätte, eine Phantomzeichnung nach seinen Angaben anzufertigen.

Die beiden Kollegen saßen lange schweigend nebeneinander, bis Frankenstein sich unvermittelt räusperte und das Schweigen brach: „Ist dir auch schon das seltsame Benehmen von Mirjam Berndt aufgefallen?“

„Wie kommst du darauf?“, wollte Becker daraufhin wissen und sein Chef erläuterte sein Anliegen ausführlicher: „Ich mach mir natürlich meine Gedanken, wenn eine Mitarbeiterin nicht bei der Sache ist, vor allem in einer so schwierigen Situation wie jetzt! Und ich würde von dir gern wissen, was du unternehmen willst, um das Mädchen wieder auf Vordermann zu bringen! Immerhin bist du bis vor einigen Wochen mit

ihr zusammen gewesen, wenn ich mich recht erinnere!“

„Aber ich bin es nicht mehr!“, entgegnete Becker mürrisch, erregte mit seinem Trotz aber den Zorn seines Chefs:

„Nun hör mir bitte gut zu! Ich habe dich bisher als anständigen Menschen kennen gelernt und möchte, dass es bei unserem herzlichen Verhältnis bleibt! Aber dafür ist Voraussetzung, dass du deine Beziehung zur Oberkommissarin auf eine vernünftige Grundlage stellst! Du kannst so ein junges Ding nicht verführen und dann einfach fallen lassen wie eine heiße Kartoffel! Ein bisschen mehr Verantwortungsgefühl hätte ich dir schon zugetraut!“

„Aber...“

„Ja?“

„Ich hab doch nicht freiwillig mit ihr Schluss gemacht! Carmen ist hinter die Sache gekommen und hat mir die Pistole auf die Brust gesetzt! Wie hättest du denn an meiner Stelle reagiert?“

„Kann ich nicht sagen“, meinte Frankenstein, „ich gehe nicht fremd, abgesehen davon, dass ich mit meinem Schatz nicht verheiratet bin! Aber unabhängig von den Motiven, aus denen du der Kleinen den Laufpass gegeben hast, bist du als Mensch und Vorgesetzter verpflichtet, sie wieder aufzurichten! Haben wir uns verstanden?“

Becker nickte, schien sich in seiner Haut aber nicht wohl zu fühlen und fragte schließlich: „Und wie soll ich das anstellen?“

Frankenstein schüttelte verständnislos den Kopf und knurrte: „Das hast du mich doch auch nicht gefragt, als du mit ihr schlafen wolltest! Aber es könnte bestimmt nicht schaden, wenn du ihr nicht mehr ausweichst, sondern das offene Gespräch mit ihr suchst! Du musst sie ja nicht gleich wieder...“

„Ist schon gut!“, meinte Becker, doch war ihm anzusehen, dass er sich am liebsten um die überfällige Unterredung mit seiner Verflochtenen herumgedrückt hätte...

Wieder in seinem Büro angekommen, fand Becker auf dem Schreibtisch eine Liste vor, in der die zwischenzeitlich im Sekretariat eingegangenen Anrufe unter Nennung der Telefonnummern, der Namen der einzelnen Anrufer und stichwortartig das jeweilige Anliegen vermerkt waren und er staunte, wer alles versucht hatte, Frankenstein oder ihn zu erreichen. Sauerbrei, der heute ganztägig die Anklage in einem Mordprozess

vertrat, hatte dreimal vergeblich sein Glück versucht, Prälat Walshammer vom Bischöflichen Ordinariat sogar viermal und wenn er die Anrufe der Medienvertreter hinzuzählte, kam er problemlos auf zwanzig Anrufe in den letzten drei Stunden.

Becker nahm die Liste, schlurfte durch das zur Mittagszeit verwaiste Sekretariat zum Büro seines Vorgesetzten und übergab sie ihm mit dem Hinweis, dass es an der Zeit sei, das öffentliche Interesse zu kanalisieren, worauf Frankenstein ebenfalls einen Blick auf die Notizen warf und ihn korrigierte: „Die Presse macht mir weniger Sorgen als die Kirche! Mir ist zu Ohren gekommen, dass sogar der Kardinal beim Bürgermeister interveniert hat! Deshalb kann alles andere warten, nicht aber die Kontaktaufnahme zu diesem Prälaten! Stelle also alle anderen Aktivitäten fürs Erste zurück und frage Walshammer, was er von uns will! Ich kümmere mich derweil um den Oberstaatsanwalt, vielleicht geht er ja in einer Sitzungspause ans Telefon...“

„Und was ist mit den Journalisten?“

„Das kläre ich mit Sauerbrei! Ich werde ihm vorschlagen, morgen früh eine weitere Pressekonferenz abzuhalten, mit allem Brimborium, sodass die Pressefritzen das Gefühl haben, von uns ernst genommen zu werden...“ Der Hauptkommissar grinste und konnte sich einen kleinen Seitenhieb nicht verkneifen: „Solche Probleme hattest du in der DDR nicht, oder?“

„Meinst du die Schwierigkeiten mit den Medien?“

„Na ja...“, druckte Becker herum und fing an, sich wegen der Zornesfalten auf der Stirn seines Chefs zu sorgen.

„Dann würdest du es wohl vorziehen“, fauchte Frankenstein, „jeden Tag das Neue Deutschland lesen zu müssen?“ Der Hauptkommissar spürte, dass er zu weit gegangen war und bat um gutes Wetter: „Unsinn! Lieber ärgere ich mich über den Schwachsinn, den einige Journalisten zu Papier bringen! Außerdem wollte ich dir mit meiner Bemerkung nicht zu nahe treten, ich weiß ja, dass du vor dem Mauerfall in den Westen gekommen bist!“

Frankenstein brummte: „Gar nichts weißt du!“ und nahm sich vor, Becker gelegentlich zu schildern, wie er sich vor dem Freikauf durch die Bundesregierung im Gewahrsam der Staatssicherheit gefühlt hatte, bezweifelte aber, dass der Hauptkommissar im vollen Umfang begriff,

wie es seinem Chef vor über zwanzig Jahren gegangen war.

Der Hauptkommissar ging wieder in sein Büro zurück, bat unterwegs die vom Mittagstisch zurückgekehrte Sekretärin, die am frühen Vormittag zur Befragung des Pfarrers von St. Blasius aufgebrochene Mirjam zu ihm zu schicken, sobald sie wieder im LKA eintraf und wusste nicht recht, ob er sich zuerst auf die nachmittägliche Lagebesprechung vorbereiten oder den Prälaten anrufen sollte. Schließlich entschied er sich dafür, der Bitte seines Chefs zu entsprechen, suchte die Nummer der Bistumsverwaltung heraus und wählte sie. Nach wenigen Sekunden meldete sich eine Frau mit unfreundlich klingender Stimme und wollte ihn zunächst abwimmeln, verband ihn aber doch mit dem Prälaten, als er deutlich machte, dass der Würdenträger auf seinen Rückruf wartete. Walshammer druckste, als er ihn nach kurzer Vorstellung darum bat, sein Anliegen zu schildern, eine Weile herum und Becker fragte sich, warum sich der Geistliche so zierte, doch dann taute der Gottesmann doch noch auf und schilderte die Sorgen des Kardinals, der es nicht für imagefördernd hielt, wenn die Kirche in den Nachrichten von Hörfunk und Fernsehen eine unrühmliche Rolle spielte und dazu die Schlagzeilen der Tageszeitungen beherrschte.

„Wir tun unser Bestes!“, versicherte Becker und wollte das Gespräch schon beenden, als der Prälat zu seinem eigentlichen Anliegen kam. Der Kardinal wolle sich unbedingt mit den Spitzen des LKA treffen und könne versprechen, dass nicht nur das Bistum, sondern auch die Polizei hiervon profitieren werde. Der Hauptkommissar versuchte jetzt, Walshammer noch mehr aus der Reserve zu locken, doch schien der Prälat nicht autorisiert zu sein, irgendwelche Details preiszugeben und so gab er sein Unterfangen auf, sagte dem Geistlichen zu, sich wieder bei ihm zu melden und begab sich zu Frankenstein, um ihn über das Telefonat zu informieren.

Der Chef reagierte auf das Ansinnen des Kardinals anfangs sehr verhalten, sah aber letztlich ein, dass er mit der Kirche kooperieren musste, wenn er in den Ermittlungen vorankommen wollte und versprach, den Gesprächswunsch des geistlichen Würdenträgers an den Landeskriminaldirektor weiterzuleiten.

Becker kehrte erleichtert an seinen Schreibtisch zurück und wunderte sich darüber, dass Mirjam schon auf einem der beiden Besucherstühle

Platz genommen hatte. Eigentlich konnte er froh sein, dass es jetzt zum von Frankenstein verlangten Gespräch mit der ehemaligen Geliebten kam, aber wenn er die Leichenbittermiene sah, die sie aufgesetzt hatte, schwante ihm hinsichtlich des Verlaufs der Unterredung Böses.

„Ist dir eine Laus über die Leber gelaufen?“, fragte er halb im Scherz, merkte aber, dass seiner Verflorenen nicht nach Späßen zumute war und versuchte deshalb, auf der Sachebene Zugang zu ihr zu finden:

„Ich danke dir für dein schnelles Kommen, weil ich unbedingt wissen muss, was die Befragung des Pfarrers ergeben hat!“ Mirjams Gesicht verfinsterte sich noch mehr. Sie lasse sich von ihm nicht an der Nase herumführen, wisse genau, dass es einen anderen Grund für das Gespräch gebe und wenn er sie schon wegen ihres Verhaltens maßregeln wolle, solle er auch dazu stehen. Becker sah ein, dass er so nicht weiter kam und räumte ein, mit ihr über gewisse Verhaltensänderungen sprechen zu wollen. Die anderen Kollegen beklagten sich bei ihm darüber, dass kein liebes Wort über ihre Lippen komme, sie kein Lächeln mehr für andere übrig habe und ihre Konzentration immer häufiger zu wünschen übrig lasse. Und mindestens ihre verminderte Leistungsfähigkeit habe aus seiner Sicht Auswirkungen auf die laufenden Ermittlungen.

Weiter kam er nicht. Die Gesichtszüge der Oberkommissarin entgleisten von einer Sekunde zur anderen, Tränen liefen über ihre Wangen und dann brach es mit Macht aus ihr heraus. Becker sei das größte Schwein, das sie kenne, habe mit ihr gespielt wie mit einer Puppe und sie dann achtlos weggeworfen und er könne doch nicht ernsthaft annehmen, dass eine zutiefst verletzte Frau ohne Umschweife zur Tagesordnung übergehe. Sie sei jedenfalls immer noch mit ihren Nerven am Ende und werde alles daran setzen, sobald wie möglich zu einer anderen Dienststelle versetzt zu werden.

Jetzt rang auch Becker mit seiner Fassung, hatte er sich doch nicht vorstellen können, wie nah Mirjam die Trennung gegangen war und er versuchte, die Wogen der Erregung ein wenig zu glätten. Es tue ihm aufrichtig leid, wenn bei ihr der Eindruck entstanden sei, es mit einem gefühlskalten Egomane zu tun zu haben und er werde alles daransetzen, um das Verhältnis zu ihr wieder ins Lot zu bringen, aber sie müsse auch ein gewisses Maß an Verständnis für ihn haben, seine Frau lasse ihn

einfach nicht los und es sei auch nicht leicht, auf die lieb gewonnenen Töchter zu verzichten, die Carmen ihm im Falle einer Scheidung bestimmt entziehen werde.

Mirjam schienen seine Worte milde zu stimmen, zumindest ging sie ohne große Widerrede auf sein Angebot ein, sich bei allen Sorgen und Problemen an ihn zu wenden und versprach darüber hinaus, sich wieder mit voller Hingabe ihren dienstlichen Pflichten zu widmen, aber Becker spürte, dass er noch nicht alle Untiefen in der Seele der Oberkommissarin ausgelotet hatte, es in ihrer Seele brodelte wie in einem Vulkan und es nur eine Frage der Zeit war, bis sie explodierte und sich die heiße Lava ihres Gemüts über alles und jeden in ihrer Nähe ergoss...

16.

Die kräftige Maiensonne war längst untergegangen und am Himmel leuchteten die Sterne mit einer Strahlkraft, wie sie die Menschen nur weitab der großen Städte zu sehen bekamen.

„In Daddys Heimat sehen die funkelnden Diamanten noch viel imposanter als hier aus!“, behauptete die hoch gewachsene Frau, obwohl sie den afrikanischen Kontinent noch nie betreten hatte, aber der Vater von Timm und Sven würde sie im nächsten Zwiegespräch bestimmt zurechtweisen, wenn sie nicht die Wahrheit gesagt hatte.

Schade nur, dass es zwischen ihnen bei der Zärtlichkeit der Worte bleiben musste, aber was konnte sie dagegen machen, dass er nicht mehr unter den Lebenden weilte, nach dem brutalen Überfall auf ihn und seine Freunde wie ein räudiger Hund krepitiert war?

Den Zwillingen, die im Garten hinter der schäbigen Hütte miteinander spielten, war es jedenfalls egal, ob sie mit ihrer Aussage ins Schwarze getroffen hatte, für sie war nur wichtig, ihre Nähe und Zuneigung zu spüren, weil sie das einzige menschliche Wesen in Neuwiese war, dem sie voll und ganz vertrauen konnten.

„Wollt Ihr nicht schlafen gehen?“, fragte sie die Racker nach einigen Minuten des Schweigens und die Söhne schienen, was sie ziemlich überraschte, nichts dagegen zu haben, ins Traumland zu wechseln, obwohl es sonst viel Kraft kostete, sie ins Bett zu bringen. Aber heute hatten sie fast den ganzen Tag im Freien herumgetobt und irgendwann war wohl jeder Akku leer.

Die Mutter brachte die Jungen ins Haus, half ihnen beim Entkleiden, achtete darauf, dass sie ihre Zähne putzten und las ihnen schließlich, als sie mit kleinen Augen im Kinderzimmer dalagen, ein Märchen vor, wie sie es als kleines Mädchen auch gern gehabt hatte. Gegen zehn Uhr schliefen die Zwillinge ein und Hannelore verließ sie auf Zehenspitzen, um es sich in der Wohnstube auf dem Sofa bequem zu machen.

Eigentlich war sie ebenso müde wie ihre Kinder, aber noch schwirrte zu viel in ihrem Kopf herum, als dass sie hätte unbeschwert einschlafen können. So griff sie nach der Fernbedienung für den altersschwachen Fernseher, verweilte einige Minuten beim Aktuellen Sportstudio, dann bei einem Polizeiruf 110 aus DDR-Zeiten und sah sich schließlich die

Spätausgabe der Tagesschau an, in denen zuletzt auch die bevorstehenden Feiern zur dreiundsechzigsten Wiederkehr des Kriegsendes thematisiert wurden. Hauptsache, die Nazis randalieren nicht wieder, dachte sie beim Anblick des von Polizisten bewachten Holocaustdenkmals und sofort liefen wieder die Bilder vor ihrem geistigen Auge ab, die sich unauslöschlich in ihr Hirn eingebrannt hatten. Die Bilder der Barbaren, die ihren sanften, liebenswerten Mugabe aus Hass zu Tode geprügelt und sich später im Gerichtssaal sogar ihrer Tat gerühmt hatten. Die Augen voller Tränen, wechselte sie zurück zum Polizeiruf 110, in dem der früh verstorbene Ulrich Mühe eine Nebenrolle gespielt hatte, füllte sich ein Glas Weißwein ein und versuchte mit Macht, sich bei einer Filmkomödie aus den 70-er Jahren abzulenken, was ihr schließlich auch gelang.

Darüber schlief sie ein und träumte von glücklicheren Tagen, bis wieder die Ereignisse des letzten Sommers in ihrem Kopf hochkamen, die sie ebenso traumatisiert hatten wie der gewaltsame Tod ihres afrikanischen Riesen. Sie sah sich von zuhause aufbrechen, frohgelaunt und beschwingt, weil nach dem Regen der vergangenen Wochen endlich wieder die Sonne schien. Sie trug ein luftiges weißes Sommerkleid mit roten Pünktchen und in ihrer Umhängetasche war alles verstaut, was sie in den nächsten Stunden brauchte, von der Küchenschürze über den blassblauen Bikini und das Sonnenschutzmittel bis zum Rätselheft. Zunächst würde sie vollauf damit beschäftigt sein, die beiden Männer zu bekochen, aber irgendwann war alles getan, das verschmutzte Geschirr abgewaschen, die Hütte gesäubert und das versprochene Geld entgegengenommen und dann, so hatte sie es sich fest vorgenommen, würde sie sich auf der Lichtung unterhalb der Jägerbehausung niederlassen und es sich gut gehen lassen, während Kohn und Stockmann vom Hochsitz aus nach Rehen und Hirschen Ausschau hielten. Eine gute halbe Stunde brauchte sie, um zu Fuß ans Ziel zu gelangen, am Ende konnte sie kaum noch auftreten, weil sich an einer Ferse Blasen gebildet hatten und so war sie froh, endlich die Hütte vor sich zu sehen, die ihr mindestens doppelt so groß vorkam wie das eigene Häuschen. Sie zögerte einen Moment, ging dann aber entschlossen auf die Eingangstür zu und klopfte an. Nichts. Keine Reaktion von drinnen, kein Geräusch oder sonstiges Indiz, aus

dem sie hätte schließen können, nicht allein im Wald zu sein. Wieder klopfte sie an, diesmal etwas energischer, doch erneut kam niemand an die Tür, um sie hereinzulassen und sie wurde langsam wütend. Wollten ihr die Kerle einen Streich spielen? Versteckten sie sich hinter einem Baum und freuten sich wie die Schneekönige über ihren Schabernack? Entgegen ihren sonstigen Gewohnheiten ging sie erzürnt in die Offensive, drückte die Türklinke herunter und stand im nächsten Augenblick auch schon in der guten Stube, deren Interieur alle Klischees bediente, die über den Geschmack von Jägern im Umlauf waren. Dann roch sie menschliche Ausdünstungen, bekam es mit der Angst zu tun und wollte kehrt machen, lief aber Kohn in die Arme, der sie fest an sich drückte und unverständliches Zeug lallte. Sie spie dem Mann ins Gesicht und hoffte, dass er jetzt von ihr ablassen würde, doch erreichte sie das Gegenteil von dem, was sie wollte. Der Bauunternehmer schleuderte sie zu Boden, riss ihr die Kleider vom Leib und wollte sich schon auf sie werfen, schien aber wieder zu Verstand zu kommen, als sie ihn anflehte, sie nicht zu vergewaltigen. Doch dann tauchte Stockmann wie aus dem Nichts auf und ihre Lage verschlechterte sich von einer Sekunde zur anderen dramatisch. Der Bürgermeister forderte seinen Kompagnon auf, ihm bei ihrer Fesselung zu helfen und ehe sie sich versah, waren ihre Hände zusammengebunden, holte Stockmann sein erigiertes Glied aus der Hose und stieß solange zu, bis sein Ejakulat sich wie das stinkende Öl eines lecken Tankers in ihrem Unterleib ausbreitete. Sie flehte Gott an, die beiden Männer endlich zur Vernunft zu bringen und ihr weitere Qualen zu ersparen, doch der Schöpfer schien sie nicht zu hören und so drangen die beiden Jäger abwechselnd in sie ein, bis sie völlig erschöpft waren und sie halb ohnmächtig liegen ließen.

Schweißgebadet schreckte Hannelore aus ihrem Alptraum hoch, stellte beim Blick auf die Uhr fest, dass in wenigen Stunden der Morgen grauen würde und schwor, am ganzen Körper zitternd, sich für alles erlittene Unrecht zu rächen...

17.

LKA-Chef von Meierberg, der einem württembergischen Adelsgeschlecht entstammte, hatte sich ursprünglich allein auf den Weg ins Bischöfliche Ordinariat machen wollen, war jetzt aber wegen der vielen geistlichen Würdenträger, die ihm gegenüber saßen, hochzufrieden, sich letztlich anders entschieden und Kriminaloberrat Frankenstein sowie, als Vertreter der Anklagebehörde, Oberstaatsanwalt Sauerbrei zum Treffen am Hedwigkirchplatz mitgenommen zu haben. Der Kardinal musterte ihn und seine Begleiter, als würde er seltene Tiere unter einem Mikroskop betrachten, räusperte sich dann vernehmlich und bedankte sich zunächst für Zustandekommen des Gesprächs. Ihm liege schon deshalb viel daran, die Polizei in ihrer Arbeit zu unterstützen, weil es nicht im Interesse der Kirche sein könne, die Schlagzeilen der Boulevardpresse zu beherrschen. Die anderen Geistlichen nickten zustimmend und der hohe Würdenträger wandte sich mit aufmunterndem Blick an Walshammer und bat ihn, wegen seiner Detailkenntnisse um die Vorgeschichte der Bluttat im Tiergarten die Gesprächsführung zu übernehmen. Der Prälat nickte ergeben, blätterte kurz in seinen Unterlagen und begann dann mit seinem Vortrag:

„Ich muss zunächst alle Anwesenden bitten, über unser Treffen Stillschweigen zu wahren! Kann ich mich darauf verlassen?“ Der Landeskriminaldirektor empfand die Eröffnung des Geistlichen als Zumutung, wollte aber nicht den Erfolg der Zusammenkunft aufs Spiel setzen und sicherte deshalb noch einmal die bereits verabredete Vertraulichkeit zu, worauf der Prälat in seinen Ausführungen fortfuhr: „Bei Peter von Hoff handelt es sich leider um kein Unschuldslamm, wie es die Öffentlichkeit bei einem Priester normalerweise voraussetzen können sollte! Und er ist auch nicht zufällig Opfer eines Verbrechens geworden ist, sondern hat seinen Tod letztlich selbst herbeigeführt! Ich kann ihm natürlich schwerlich Selbstmordabsichten unterstellen, doch hat er mit seinem Verhalten so viele Menschen gegen sich aufgebracht, dass es mich nur verwundert, wie spät er ums Leben gekommen ist!“ Der LKA-Chef schüttelte ungläubig den Kopf und auch seinen Begleiter war ihre Skepsis deutlich anzusehen, aber Walshammer ließ sich von ihren Reaktionen nicht beirren und erläuterte seine These: „Ich muss

Ihnen, meine Herren, vielleicht einige Details aus dem Leben des Ermordeten schildern, die meine Argumentation stützen. Von Hoff war trotz des ihn bindenden Zölibats dem schwachen Geschlecht und vor allem Mädchen an der Schwelle zur Pubertät zugetan. So vergriff er sich schon als junger Priester an einer 12-Jährigen, wurde von seiner Haushälterin mit dem jungen Ding in flagranti ertappt...“

„Unfassbar!“, murmelte der Landeskriminaldirektor und der Prälat nickte betrübt, verlor bei seinen weiteren Ausführungen sogar das Ölige in seiner Stimme und wirkte deshalb zunehmend authentisch: „Sie haben Recht, das Verhalten des Mannes war wirklich unfassbar! Von Hoff verschwand danach aus erzieherischen Gründen für einige Zeit hinter Klostermauern, seine Vorgesetzten glaubten wohl, er werde in sich gehen und seine Zelle geläutert verlassen! Vor fünfzehn Jahren tauchte er jedenfalls in Berlin auf, mit einer wohlwollenden Empfehlung des Freiburger Bischofs, der sich mit dem Referenzschreiben seines Sorgenkindes zu entledigen hoffte. Hier bewährte er sich in seiner Funktion als Kaplan von St. Blasius vorzüglich, die mit vielen Problemen behaftete Kirchengemeinde blühte dank seines Engagements auf und wir waren vor sechs Jahren entschlossen, ihn zum Nachfolger des kurz vor der Pensionierung stehenden Pfarrers zu ernennen. Aber dann wurde er leider rückfällig...“

„Wie bei der 12-Jährigen?“, wollte Frankenstein wissen und der Prälat ging sofort auf seinen Zwischenruf ein: „Wenn ich von einem Rückfall gesprochen habe, meinte ich damit keine Kopie des ersten Vergehens! Aber der Reihe nach! Zu den rührigsten Gemeindemitgliedern zählten damals Bernhard und Margot Schieferhals. Der Mann leitete mit großer Hingabe den Kirchenchor und seine Frau tat sich vor allem im karitativen Bereich hervor, half beispielsweise bei der Betreuung Obdachloser, die in einer vom Kaplan eingerichteten Wärmestube Zuflucht fanden. Unter diesen Umständen verstand es sich fast von selbst, dass auch Tochter Clio sich in der Pfarrei engagierte. Im Frühjahr 2002 geschah dann das Unglück. Die 13-Jährige kam mit einem ziemlich luftigen Kleidchen zur Bibelstunde, wollte dem Kaplan wohl irgendwie gefallen und merkte in ihrer Naivität nicht, welche Signale sie mit ihrer Aufmachung aussandte.

Von Hoff lud Clio jedenfalls nach der Bibelstunde zu einem Glas Sekt in

seine Wohnung ein, drängte die Halbwüchsige später zu einem zweiten und dritten Glas und fiel schließlich, als sie seine Annäherungsversuche nicht erwiderte, wie ein Tier über sie her...“

Der LKA-Chef war außer sich vor Wut: „Wollen Sie damit sagen, dass von Hoff das Mädchen vergewaltigt hat?“

„So ist es!“, bestätigte der Prälat und erzürnte mit seiner Antwort von Meierberg noch mehr: „Ist das Verbrechen etwa nicht angezeigt worden?“ Der Geistliche nickte schuldbewusst und der Landeskriminaldirektor wollte schon aufspringen und den Sitzungssaal vorzeitig verlassen, doch gelang es Frankenstein und Sauerbrei mit vereinten Kräften, ihn wieder zu beruhigen und so konnte Walshammer den ihm zugedachten Part zu Ende bringen: „Vielleicht wäre alles anders gekommen, wenn sich das Mädchen sofort seinen Eltern anvertraut hätte, aber leider ließ es sich damit zwei Wochen Zeit und als wir im Ordinariat zum ersten Mal von dem Vorfall hörten, waren weitere drei Wochen ins Land gegangen. Was blieb uns also, auch angesichts der dürftigen Beweislage, anderes übrig, als zwischen dem erbosten Vater und dem sündigen Kaplan zu vermitteln? Hätten wir trotz der längst verwischten Spuren die Polizei einschalten sollen? Was wäre denn bei den Ermittlungen herausgekommen? Wahrscheinlich gar nichts! Und wie ich die sensationsgierige Presse kenne, hätte sie alle katholischen Priester unter Generalverdacht gestellt und wir wären in Misskredit gekommen wie unsere Brüder in Amerika!

Wir arrangierten uns also mit den leidgeprüften Eltern, zahlten ihnen ein für Clios Ausbildung gedachtes Schmerzensgeld, finanzierten ihnen den Umzug nach Königstein am Rande des Taunus und sorgten dafür, dass der Vater in Frankfurt bei einer kirchennahen Wohnungsbaugesellschaft unterkam...“

Der LKA-Chef schnaubte: „Und damit sollte alles sein Bewenden haben?“

„In der Tat“, räumte der Prälat kleinlaut ein, „aber vielleicht ist uns bei der Beurteilung der Angelegenheit ein verhängnisvoller Fehler unterlaufen! Wenn ich an die Begleitumstände des Mordes an von Hoff denke, muss ich wohl davon ausgehen, dass die Familie Schieferhals über das damalige Geschehen nicht so leicht wie erwartet hinweggekommen ist...“

18.

Während die LKA-Delegation an diesem verregneten Montagvormittag erstmals von der skandalösen Vertuschung des an Clio Schieferhals verübten Sexualverbrechens hörte, saßen Becker und sein Team im Besprechungsraum der Sonderkommission zusammen und redeten sich die Köpfe heiß.

Über das zurückliegende Wochenende mit seinen alljährlich wiederkehrenden Gedenkfeiern und Demonstrationen zum 8. Mai, die mehr und mehr eskalierende Immobilienkrise in den USA und natürlich über das Bundesligaspiel der Berliner Hertha, über das die Meinungen ebenso weit auseinander gingen wie über den zum Saisonbeginn nach Berlin gekommenen Schweizer Trainer Favre. Nur Mirjam Berndt beteiligte sich nicht an den hitzigen Diskussionen, ließ sich nur ab und zu bei den anderen blicken, um die Rückkehr des Chefs nicht zu verpassen und verzog sich dann wieder, sehr zum Unwillen Beckers, in ihr Büro. Gewiss muffelte sie seit dem persönlichen Gespräch mit ihm nicht mehr herum und kam nach seinen ersten Eindrücken auch ihren dienstlichen Pflichten wieder halbwegs nach, doch reichte das nicht aus, um von den übrigen Ermittlern wie früher akzeptiert zu werden. Wenn die Oberkommissarin nicht bald von ihrer Außenseiterposition abrückte, musste er wohl oder übel nach geeignetem Ersatz für sie Ausschau halten, auch wenn er wenige Chancen sah, für sie kurzfristig einen adäquaten Nachfolger zu finden. Aber noch war es nicht soweit, hatte er die Hoffnung nicht aufgegeben, dass Mirjam ihre persönliche Krise in absehbarer Zeit überwinden würde. Er nahm sich jedenfalls vor, sie weiter wie ein rohes Ei zu behandeln, auch wenn er mit diesem Verhalten bei ihr wieder Hoffnungen weckte, die angesichts der Machtverhältnisse in seiner Ehe illusorisch waren.

„Ich würde zu gern wissen, was unsere hohen Herren so lange beim Bischof treiben!“, meinte Thomas Scharf und lenkte die Debatte wieder in dienstliche Bahnen, erntete aber bei seinen Kollegen nur Achselzucken, weil sie ebenso im Dunkeln tappten wie er und sogar Becker, der den Kontakt zu Prälat Walshammer hergestellt hatte, allenfalls ahnte, worum es beim Treffen in der Bistumsverwaltung ging. Immerhin gab es jetzt, ausgelöst durch die Neugier des Oberkommissars,

ein neues Gesprächsthema und wenn auch niemand in der Runde der katholischen Kirche angehörte, ließ sich doch über die Haltung der Kurie zum von vielen Christen angefeindeten Ethikunterricht in den Berliner Schulen und über den in religiösen Dingen immer unnachgiebiger wirkenden Papst trefflich streiten. So bemerkten die Beamten in ihrer Diskussionswut die vom Bischöflichen Ordinariat zurückgekehrten Männer erst, als der Landeskriminaldirektor sich vernehmlich räusperte und Frankenstein zusätzlich lautstark um Ruhe bat, mit dem Erfolg, dass die Debatte schlagartig endete und Beckers Leute betreten dreinschauten. „Ist das gesamte Team versammelt?“, fragte von Meierberg mit einer gewissen Schärfe im Ton, zog die Stirn in Falten, als er hörte, dass Mirjam Berndt sich in ihrem Büro aufhielt und eröffnete, als die herbeigerufene Oberkommissarin drei Minuten später hinzustieß, die erste Lagebesprechung der Sonderkommission, an der er persönlich teilnahm: „Wie Sie bestimmt schon wissen, kommen wir von einer Unterredung mit dem Kardinal und anderen hohen Würdenträgern der katholischen Kirche und Sie können sich gewiss denken, dass es bei dem Gespräch nicht um unsere Frömmigkeit ging, sondern um den Mord im Tiergarten!

Jedenfalls hat uns die Zusammenkunft sehr geholfen, wir haben jetzt zum ersten Mal eine heiße Spur und können den oder die Täter vielleicht schon bald dingfest machen!“ Der Landeskriminaldirektor verschnaufte einen Augenblick, beantwortete dann erste Fragen der Ermittler und schilderte anschließend ausführlich den Verlauf der Zusammenkunft im Ordinariat. Seine Ausführungen führten bei den Zuhörern zu immer größerer Unruhe und als der LKA-Boss schließlich schwieg, konnten sich die empörten Beamten nicht mehr zurückhalten.

„Unfassbar!“, stammelte Becker, „Bigottes Gesindel!“

Oberkommissar Scharf, und die vor Wut schäumende Mirjam Berndt ließ sich sogar zu Beleidigungen des Kardinals hinreißen, sodass der LKA-Chef sich genötigt sah, wieder einzugreifen.

„Ich muss Sie schon bitten“, mahnte er, „so naiv können Sie doch nicht sein, dass Sie einem Priester so etwas nicht zutrauen! Die Zeitungen waren in den letzten Jahren doch voll von Meldungen über Verfehlungen katholischer Geistlicher! Und dass die Kirchenoberen versucht haben, die Angelegenheit zu vertuschen, entspricht auch keinem

ungewöhnlichen Verhaltensmuster! Ich kenne jedenfalls keine Organisation, die sich freiwillig selbst mit Schmutz bewirft! Dass ich mich trotzdem über die Würdenträger geärgert habe, steht auf einem ganz anderen Blatt, aber ich bitte Sie trotzdem inständig, die Angelegenheit diskret zu behandeln! Ich habe dem Kardinal versprechen müssen, die Vorkommnisse nicht an die Presse zu geben und ich pflege mein Wort zu halten! Haben wir uns verstanden, meine Damen und Herren?“

Die meisten Ermittler nickten gottergeben, doch war allen anzusehen, dass sie in ihrer Wut die Neuigkeit am liebsten in die Welt hinausposaunt hätten. Von Meierberg gefiel die Reaktion der Beamten jedenfalls nicht sonderlich und wies mit strengem Blick auf die disziplinarrechtlichen Konsequenzen hin, die der Bruch des Dienstgeheimnisses für jeden Einzelnen hätte und verließ die Sitzung dann nach einem kurzen Wortwechsel mit Sauerbrei. Kaum hatte von Meierberg den Besprechungsraum verlassen, kam wieder Unruhe auf und Frankenstein hatte Ruhe, die Gemüter zu besänftigen, bat dann seinen Stellvertreter, die Gesprächsführung für ihn zu übernehmen und Becker ließ sich zum Glück nicht zweimal bitten, blätterte kurz in seinem Notizblock und begann dann, seinen Plan für das weitere Vorgehen der Sonderkommission zu entwickeln:

„Wir sollten als Erstes mit dem vom Priester vergewaltigten Mädchen sprechen und dann, getrennt voneinander, mit Vater und Mutter! Die geistlichen Herren haben doch hoffentlich die Adresse der Familie Schieferhals mitgeteilt?“ Becker bemerkte die Verlegenheit von Sauerbrei und Frankenstein und wandte sich an seinen Chef: „Habt Ihr etwa...?“

„Wir haben alle benötigten Unterlagen“, versicherte ihm Frankenstein, „aber so einfach, wie du dir das vorstellst, ist es leider nicht, die Familie zu befragen!“

„Und warum nicht?“, wollte der Hauptkommissar wissen und sein Chef verdeutlichte den Ermittlern mit grimmigem Gesicht die Zwangslage, in der sie wegen der dem Kardinal gegebenen Zusage steckten: „Ihr habt gehört, dass die Familie nach Hessen, genauer gesagt in ein kleines Städtchen nahe Frankfurt gezogen ist! Wir können also nicht selbst tätig werden, sondern müssen unsere Kollegen in Wiesbaden um Amtshilfe

bitten! Ob das aber mit der vereinbarten Diskretion in Übereinstimmung zu bringen ist, wage ich ernsthaft zu bezweifeln...“

„Mist!“, brummte Becker und auch die meisten anderen Ermittler wirkten jetzt ziemlich ratlos, nicht aber Fati, der aufgeregt mit den Fingern schnippte, sodass ihm der Hauptkommissar das Wort erteilte. „Ich wüsste einen Ausweg aus dem Dilemma!“, behauptete der Jüngste im Team und erläuterte, als ihn die anderen Sitzungsteilnehmer erstaunt ansahen, seinen Vorschlag. Die Sonderkommission müsse nur über ihren Schatten springen und ausnahmsweise die Zuständigkeit der hessischen Polizei ignorieren, dann sei das vermeintliche Problem aus der Welt geschafft. Und sollten die Kollegen im anderen Bundesland, was er nicht glaube, Wind von der Sache bekommen, ließe sich der Fauxpas bestimmt mit einem netten Entschuldigungsschreiben heilen. Becker schüttelte schon, während Fati noch redete, den Kopf, wies die Idee in der ihm eigenen, ein wenig rüden Art als völlig abwegig zurück und auch die anderen Kriminalbeamten konnten dem Plan nichts abgewinnen, wohl aber Sauerbrei:

„So schlecht finde ich den Vorschlag gar nicht!“, meinte er und stellte seine Sicht der Dinge dar: „Natürlich kommen wir nicht darum herum, die hessischen Behörden in die Ermittlungen einzubeziehen, aber wer schreibt uns eigentlich vor, den üblichen Instanzenweg zu beschreiten? Ich kenne den hessischen Generalstaatsanwalt persönlich und könnte mir durchaus vorstellen, bei dieser Gelegenheit unsere Freundschaft wiederaufleben zu lassen, die sich seinerzeit während unseres gemeinsamen Studiums entwickelt hat! Wenn mein Kommilitone sich seitdem nicht völlig verändert hat, wird er für unser Problem gewiss Verständnis aufbringen und seine Beziehungen spielen lassen, zumal er ein gläubiger Katholik ist! Er wird zwar zwei oder drei vertrauenswürdige Mitarbeiter in unseren Plan einweihen müssen, aber das ist mit immer noch lieber, als wenn die ganze hessische Kripo sich das Maul über die Kirche zerreißt und uns in Schwierigkeiten bringt! Wenn Sie nichts dagegen haben, spreche ich nachher mit Prälat Walsleben und anschließend, wenn der Kirchenmann hierzu seine Zustimmung gibt, mit meinem ehemaligen Kommilitonen! Ich kann mir vorstellen, dass wir noch im Verlauf des heutigen Tages grünes Licht für unseren Einsatz bekommen und empfehle Frankenstein und Becker, sich

darauf vorzubereiten, morgen früh nach Frankfurt zu fliegen!“
„Ich will auf jeden Fall mit!“, meinte Mirjam Berndt zur Überraschung ihrer Kollegen und Becker nahm den Ball sofort auf, weil er in der Einbeziehung der Oberkommissarin eine Chance sah, sie wieder in das Team zu integrieren. Im Brustton der Überzeugung meinte er, dass es nicht schaden könne, wenn eine Frau das vergewaltigte Mädchen verhöre und diese Argumentation überzeugte schließlich die anfangs noch skeptischen Ermittler, nicht aber Sauerbrei und es bedurfte erst der gemeinsamen Überredungskünste von Frankenstein und Becker, ehe der Oberstaatsanwalt sich dem Votum des Teams beugte. Seine widerwillig gegebene Zustimmung änderte aber nichts an seinen Vorbehalten, weil er wusste, mit welchen Gefahren für ihn die Begegnung von Clio und Mirjam verbunden war. Bisher hatte die Oberkommissarin Gott sei Dank noch nicht realisiert, was sich in seiner Villa zwischen ihr und ihm abgespielt hatte, aber das konnte sich rasch ändern, wenn sie mit einem vergleichbaren Opfer sexueller Gewalt sprach...

19.

Auf dem Nachhauseweg vom Handballtraining im Norden Berlins ließen Mirjam die Bilder von der vergewaltigten Clio nicht mehr los, die im Verlauf der mittäglichen Lagebesprechung in ihrem Kopf entstanden waren.

Sie sah das Mädchen zum Greifen nah vor sich, unsterblich in den hageren, hoch aufgeschossenen Kaplan verliebt, aber nicht so, wie es die Männer sich in ihren schmutzigen Fantasien vorstellten, sondern auf geradezu zerbrechliche Weise, wie es für ihre Geschlechtsgenossinnen im Vorfeld erblühender Weiblichkeit typisch zu sein schien. Dann hörte sie die gellenden Schreie der Heranwachsenden, sah die Verzweiflung in ihrem Gesicht, als der Geistliche sie gewaltsam entjungferte und je mehr sie die Bilder des Verbrechens bedrängten, desto klarer wurde ihr, dass sie mit Clio etwas verband, was sie noch nicht recht fassen konnte, aber mit ihrer eigenen Kindheit zu tun hatte. Warum aber hatte sie sich Frankenstein und Becker aufgedrängt, wenn sie sich jetzt, nur wenige Stunden später, in der kleinen Clio wieder erkannte, kam ihr doch, wenn der hessische Generalstaatsanwalt grünes Licht gab, die undankbare Aufgabe zu, das Mädchen zu verhören. Zwar nur als Zeugin, aber jeder in der Sonderkommission ging davon aus, dass Clio etwas mit dem Tod des Geistlichen zu tun hatte und erwartete von der Oberkommissarin, dass sie die inzwischen 19-Jährige in die Mangel nahm und möglichst rasch zu einem Geständnis brachte.

Warum also wollte sie das Mädchen mit ihren Fragen quälen und des Mordes überführen, wenn sie sich genauso gut selbst verhören konnte, zum Beispiel zu den schrecklichen Minuten in der Villa, die inzwischen fast jede Nacht in ihren Alpträumen wiederkehrten, ohne dass sie den Schuft, der über sie hergefallen war, identifizieren konnte. Aber wollte sie überhaupt wissen, wer damals mit ihr in dem Schlafzimmer gewesen war? Vielleicht hatte sich ihr Hirn im Laufe der Jahre etwas zurechtgebogen und präsentierte ihr jetzt, wenn sie ihren Kopf übermäßig strapazierte, einen Täter, den es in Wirklichkeit gar nicht gab? Sei es drum, sie hatte sich in der heutigen Sitzung vorgedrängelt und konnte keinen Rückzieher mehr machen, höchstens hoffen, dass sich der Studienfreund ihres Patenonkels die Einmischung der Berliner

Polizei verbat und der Kelch noch einmal an ihr vorüber ging. Aber würde es ihr wirklich helfen, wenn sie Clio nicht vernehmen musste? Würde sie nicht, wenn sie in Beckers Team blieb, irgendwann zwangsläufig auf die Frauen treffen, die es Sittenstrolchen wie diesem adligen Priester heimzahlten? Und dann? Sollte sie sich, wenn es zum Schwur kam, in eine Krankheit flüchten oder besser gleich den Dienst quittieren? Und wem wäre mit diesem Schritt gedient? Bestimmt nicht den Frauen, hinter denen ihre Kollegen her waren wie der Teufel hinter der armen Seele, obwohl sie ihrer Ansicht weit mehr Nachsicht verdienten als die lausigen Triebtäter, die sonst ins Visier der Sonderkommission gerieten.

Mirjam bog mit ihrem Wagen von der Lindenstraße in die Markgrafenstraße ab, in der sie wohnte, musste lange suchen, bis sie einen Platz zum Abstellen des Autos fand und öffnete schließlich kurz nach 21 Uhr ihre Wohnungstür, an der sie schon Kater Carlos, ein Mitbringsel von den Kanarischen Inseln, mit großem Miau erwartete. Die Oberkommissarin versorgte als Erstes das Haustier, sah dann nach dem Anrufbeantworter und hörte die vier aufgezeichneten Nachrichten ab, von denen die ersten drei belanglos waren, nicht aber die vierte. Becker hatte versucht, sie vor einer Stunde zu erreichen und schließlich, als sie nicht ans Telefon ging, aufs Band gesprochen, obwohl er diese Art der Kommunikation sehr gering schätzte. Morgen früh um halb acht sollte sie sich mit kleinem Reisegepäck am Flughafen Tegel einfinden und ihren Dienstausweis mitbringen, er und Frankenstein erwarteten sie am Schalter von Air Berlin.

Also doch! Niedergeschlagen schlurfte sie in die Küche, wärmte den Eintopf von gestern auf und aß dann im Wohnzimmer mit wenig Appetit die Reste der süßsauren Linsensuppe, trank dazu ein Bier und kam, als sie sich vor dem Schlafengehen noch für einige Minuten vor den Fernseher setzte, sofort wieder ins Grübeln. Wie konnte sie bei Clios Vernehmung vorgehen, ohne dem Mädchen zu schaden und sich illoyal gegenüber ihren Kollegen zu verhalten? Und zu welcher Seite würde die Waage sich neigen, wenn sie vor der Wahl stand, sich für den Verrat an dem Mädchen oder an der Sache zu entscheiden, der zu dienen sie einst feierlich geschworen hatte? Zutiefst verunsichert, zog sich die Oberkommissarin für die Nacht um, streichelte den schmusebedürftigen

Kater noch einmal übers Fell und legte sich dann mit ihrem Stoffbären ins Bett.

Eine Stunde später lag sie immer noch wach, trotz der Schlaftablette, die sie nach dem Essen zusammen mit einem zweiten Bier zu sich genommen hatte und so stand sie entnervt wieder auf, trank auf der Couch eine seit Tagen angebrochen herumstehende Flasche Wein aus, torkelte eine halbe Stunde nach Mitternacht schlaftrunken zum Bett zurück und fand, mit dem Teddybären in ihren Armen, endlich zur Ruhe. Nahezu übergangslos fiel sie in das dunkle Loch, in dem ihre Alpträume zuhause waren, sah sich als Kind allein im Garten ihrer Eltern spielen, frei von den Sorgen der Erwachsenen und ohne jeden Argwohn gegen die Welt jenseits der hohen Mauer, die das Grundstück umgab, doch dann näherte sich ein Mann, der ihr zugleich fremd und vertraut vorkam, unschuldig wie ein Neugeborenes lächelte und ihr im nächsten Augenblick grob zwischen die Beine fasste. Sie schrie um Hilfe, so laut sie konnte, aber niemand kam, um ihr beizustehen und so hatte der Schuft leichtes Spiel, entledigte sie erst ihres Sommerkleidchens, dann des Höschens, warf sie ins frisch gemähte Gras und rieb sein Ding an ihrem Unterleib, bis eine klebrige, warme Masse herauskam und sich auf ihrem von Krämpfen geschüttelten Bauch verteilte. Zufrieden ließ er von ihr ab, küsste sie zum Abschied auf dem Mund und endlich wusste sie, mit wem sie es zu tun hatte! Vor dem Geruch, der ihr entgegen strömte, hatte sie sich immer geekelt, wenn Onkel Gunnar, der beste Freund ihres Vaters, sie auf den Schoß genommen und mit ihr gespielt hatte! „Böser Mann! Böser Mann!“, schrie sie aus Leibeskräften und schreckte aus dem Schlaf hoch, wusste zunächst nicht, ob sie träumte oder wach war, schloss noch einmal die Augen und sprang dann, wie von der Tarantel gestochen, aus dem Bett. Sie musste Sauerbrei umbringen! Auf der Stelle! Und sie begriff nicht, warum sie so lange gebraucht hatte, um Licht ins Dunkel zu bringen, was sie daran gehindert hatte, den Oberstaatsanwalt als das Monster zu enttarnen, das ihr die Unschuld und mit ihr die Unbeschwertheit der Kindheit geraubt hatte. Mirjam wankte ins Bad, fühlte eine nicht gekannte Übelkeit in sich hochkommen, schaffte es mit Mühe, ihr Gesicht über das Klobecken zu bringen und erbrach im nächsten Moment nicht nur Linsen, Wein, Bier und was sich sonst in ihrem Magen angesammelt hatte, sondern auch noch, wie es ihr

vorkam, alle Innereien, die Sauerbrei mit seinem Samen vergiftet hatte...

20.

Schon der Start der Maschine war wegen der sich auftürmenden Wolkenberge über der Hauptstadt unruhig verlaufen und kurz nach Magdeburg hätte nicht viel gefehlt, dass den Ermittlern infolge der mit einem Gewitter einhergehenden Turbulenzen schlecht geworden wäre, doch jetzt, kurz vor dem Landeanflug auf den Frankfurter Airport, waren die widrigen Witterungsverhältnisse längst vergessen, strahlte die Sonne vom wolkenlosen Himmel und Becker kam, als er über die jüngste Entwicklung im Mordfall von Hoff nachdachte, nicht umhin, dem ungeliebten Oberstaatsanwalt Respekt zu zollen.

Ein viertelstündiger Anruf beim Generalstaatsanwalt in Wiesbaden hatte gestern Nachmittag ausgereicht, um den ehemaligen Kommilitonen zu überzeugen und wenn er Sauerbrei danach richtig verstanden hatte, würde sie nach der Landung ein als verschwiegen geltender Beamter des hessischen LKA in Empfang nehmen und ihnen die für die Vernehmung der Familie Schieferhals nötige Legitimation verschaffen, aber ansonsten kein einheimischer Ordnungshüter behelligen.

„Denkst du auch an die Überredungskünste Sauerbreis?“, fragte ihn Frankenstein und Becker nickte zur Bestätigung, wandte sich dann an Mirjam Berndt, die den Fensterplatz ergattert hatte und gotterbärmlich aussah, entweder wegen des bis vor kurzem unruhigen Fluges oder weil sie die letzte Nacht zum Tage gemacht hatte.

Mit den Worten: „Ich finde, dass du bald Urlaub machen solltest!“ versuchte er, mit ihr ins Gespräch zu kommen und fuhr, als sie ihn erstaunt ansah, fort: „Im Ernst! Du gefällst mir überhaupt nicht, siehst aus, als ob du heute Nacht durchgemacht hättest!“

Mirjam schüttelte den Kopf und drehte sich wieder von Becker weg, was Frankenstein auf den Plan rief.

„Ich finde“, sprach er zu seinem Stellvertreter, „du solltest es deiner Kollegin überlassen, wie sie ihre Freizeit verbringt! Schließlich bist du nicht mit ihr verheiratet!“ Mirjam schien die Parteinahme des Kriminaloberrats gut zu tun, jedenfalls lächelte sie ihn dankbar an und meinte: „Egon muss sich wirklich nicht um mich sorgen, ich pass schon auf meine Gesundheit auf und...“

„Na, na“, meinte Frankenstein, ohne die Kollegin ausreden zu lassen, „so

einfach liegen die Dinge auch nicht! Oder soll ich dir einen Spiegel vorhalten, damit du sehen kannst, wie es dir geht? Ich hoffe nur, dass du nicht schwanger bist!“

Jetzt kam ein wenig Farbe in Mirjams Gesicht, während Becker erbleichte und mindestens so elend aussah wie die Oberkommissarin zuvor. Während sich die junge Frau, ob sie es wollte oder nicht, über die Mutmaßungen Frankensteins amüsierte, hatte der Hauptkommissar Mühe, den Schlag zu verdauen, den ihm sein Chef unwissentlich in die Magengrube versetzt hatte. Er sah sich schon, von den Kollegen und der davongelaufenen Ehefrau mit Hohn und Spott überzogen, einen Kinderwagen schieben, aus dem das Geschrei von ihm ungemein ähnelnden Drillingen drang...

„Du, du“, stotterte er herum und sah Mirjam flehentlich an, „du bist doch nicht wirklich...“ Weiter kam er nicht, weil die Oberkommissarin unwillkürlich zu lachen anfing und eine ganze Weile brauchte, bis sie die Dinge zurechtrücken konnte: „Ihr Männer seid komische Vögel! Wenn es uns Frauen einmal nicht gut geht und das länger als drei Tage, haben wir nach Eurer Meinung entweder Liebeskummer oder sind guter Hoffnung! Ich versichere jedenfalls, dass bei mir weder das eine noch das andere zutrifft und jetzt lasst mich bitte in Ruhe, ich muss mich gedanklich auf das Gespräch mit Clio Schieferhals vorbereiten!“

Eine Stunde später kutschte Oberkommissar Menger die drei Berliner mit einem aufgemotzten BMW vom Airport über wenig befahrene Landstraßen nach Königstein, die am Fuße des Taunus gelegene Kleinstadt, in der sich Familie Schieferhals vor sechs Jahren niedergelassen hatte. Der junge Beamte ließ sich von seinen Kollegen ausführlich über den Zweck ihrer Dienstreise aufklären, stellte zwischendurch nur Fragen, wenn er etwas nicht verstanden hatte und war schließlich so weit informiert, wie er es in seiner Funktion als Anstandsdame der hauptstädtischen Ermittler für nötig hielt.

Danach kam er auf seine Aufgaben im Stab des LKA zu sprechen, fragte zaghaft an, ob die Berliner Polizei eventuell für ihn Verwendung habe und ehe sich die Insassen der Limousine versahen, tauchte vor ihnen schon das Orteingangsschild von Königstein auf und wenig später das Reihenhaus, in dem Clio mit ihren Eltern wohnte.

„Alles aussteigen, der Zug endet hier!“, brummte Menger und wollte den

Wagen schon verlassen, doch hielt ihn Frankenstein, der noch einmal die Verhörtaktik durchsprechen wollte, zurück. Die hatte er sich mit seinen Mitstreitern zwar schon vor dem Abflug in Berlin zurechtgelegt, doch liebte er, vielleicht eine Reminiszenz an seine Zeit in der DDR, keine Überraschungen und ging deshalb auf Nummer sicher, wenn er sich auf unbekanntem Terrain befand. Außerdem konnte es nicht schaden, den hessischen Kollegen einzuweihen und so nahm er das Murren von Becker und Berndt gern in Kauf, ging mit ihnen nochmals alles durch und resümierte zum Schluss: „Wir nehmen uns zunächst gemeinsam den Vater vor, während Herr Menger die Frauen in einem anderen Zimmer bei Laune hält. Dann kommt die Gattin dran und zum Schluss die Tochter, mit der Mirjam Berndt aber allein sprechen soll.

Alle Protokolle werden nach den Verhören anhand der Tonbandaufzeichnungen gefertigt und den Familienangehörigen vorgelegt, bevor wir wieder verschwinden! Am Wichtigsten ist es, soviel wie möglich aus den Leuten herauszubekommen, ohne dass sie merken, dass wir sie verdächtigen! Was weiß die Familie eigentlich über den Zweck unseres Besuchs, Herr Menger?“ Der Hesse hatte nicht damit gerechnet, befragt zu werden und wirkte ein wenig irritiert, fing sich aber schnell wieder und gab dann bereitwillig Auskunft: „Mein Chef hat gestern Abend mit allen Familienangehörigen telefoniert und sie gebeten, sich heute für uns zur Verfügung zu halten. Er erzählte ihnen, dass sie als Zeugen im Mordfall von Hoff vernommen werden sollen und sie hatten offensichtlich nichts dagegen!“

„Dann wollen wir mal!“ meinte Becker und schritt wenig später Seite an Seite mit den anderen Kriminalbeamten auf das Haus mit der weiß getünchten Fassade zu...

21.

Nach ihrem nächtlichen Alptraum war Mirjam Berndt ruhelos durch die Wohnung gestreift und hatte hin und her überlegt, wie sie mit der schockierenden Erkenntnis, einen Kinderschänder zum Patenonkel zu haben, umgehen sollte.

In ihren Fantasien wechselte sie sprunghaft zwischen der Unausweichlichkeit ihres Freitodes, den es möglichst öffentlichkeitswirksam zu inszenieren galt und der Zerstückelung ihres Verderbers, der hinterher bestimmt keinem kleinen Mädchen etwas antun konnte. Am Ende war sie drauf und dran gewesen, auf der Fahrt zum Flughafen bei ihren Eltern vorbeizuschauen und ihnen über den befreundeten Staatsanwalt reinen Wein einzuschenken, doch dann hatte sie diesen Plan wieder fallengelassen, weil weder Vater noch Mutter ihr die Geschichte von der Missetat Sauerbreis glauben würden.

Dafür hatte sie sich fest vorgenommen, die arme Clio so weit wie möglich zu schonen, sie zumindest nicht willentlich ans Messer zu liefern und deshalb wunderte sie sich, dass sie jetzt, vor dem Beginn der als Zeugenanhörung getarnter Vernehmung, so gut wie nichts für die junge Frau empfand. Sie ließ ihren Blick skeptisch über Clios welliges Haar schweifen, über das schmale, nach ihrem Geschmack zu aufdringlich geschminkte Gesicht, das nicht einmal bis zu den Knien reichende marineblaue Stretchkleid und zuletzt über die schlanken, nylonbestrumpften Beine, die in hochhackigen Pumps steckten. Viel zu schick für eine Abiturientin, fuhr es ihr durch den Kopf und sie erwischte sich dabei, in für Männer typische Denkweisen zu verfallen.

Missbrauchte Frauen waren, so hatte sie es von ihren Kollegen oft genug gehört, letztlich selbst Schuld an ihrem Unglück, weil sie, bewusst oder unbewusst, missverständliche Signale aussandten, die bei Kerlen wie von Hoff zu einem vorübergehenden Kontrollverlust führten, zu einer Aggressivität, die sich gegen ihre Opfer ebenso richtete wie gegen sich selbst.

Ob Sauerbrei auch zu dieser Kategorie zählte?

Sie konnte sich nur nicht vorstellen, mit sechs Jahren schon dem Profil der verführerischen Lolita entsprochen zu haben, aber wenn sie an die merkwürdige Angewohnheit ihrer Mutter dachte, sie zu allen denkbaren

Gelegenheiten herauszuputzen wie eine kleine Prinzessin, konnte sie nicht einmal das ausschließen. Bestimmt hatte Mama ihr für den Zoobesuch das niedlichste Kleidchen angezogen und Sauerbrei an jenem verhängnisvollen Tag so großen Gefallen an ihr gefunden, dass er sie um jeden Preis lieb haben wollte. Und wenn sie sich nicht so zickig angestellt hätte, wäre alles halb so schlimm gewesen, hätte sie die Intimitäten des Patenonkels vielleicht sogar genossen.

Immerhin gab es Psychologen, die ernsthaft behaupteten, dass Kindesmissbrauch häufig mit einem hohen Maß an Zärtlichkeit gepaart und manches Mädchen sogar zu Tode betrübt sei, wenn der väterliche Freund nicht mehr zu ihm kommen dürfe...

„Woran denken Sie?“, Wollte Clio wissen und Mirjam schreckte aus ihren Gedanken hoch, entschuldigte sich mit hochrotem Kopf für ihre Zerstreutheit und wies die 19-Jährige dann auf das Tonband hin, mit dem die Anhörung aufgenommen werden sollte.

„Dürfen Sie das?“, wollte Clio wissen und die Oberkommissarin fauchte die junge Frau an: „Natürlich darf ich das! Ich fände es aber schöner, wenn Sie mich nicht zwingen würden, alle rechtlichen Möglichkeiten auszuschöpfen! Oder haben Sie was zu verbergen?“

Sie hätte sich für ihre Unbeherrschtheit am liebsten auf die Zunge gebissen, dachte schon, Clio für alle Zeiten gegen sich aufgebracht zu haben und war deshalb über ihre Reaktion umso verblüffter. Die ehemalige Berlinerin sackte urplötzlich zusammen, sah aus, als ob sie bald ein Geständnis ablegen würde, doch kaum wollte Mirjam, wie sie es in ihrer Ausbildung verinnerlicht hatte, in die offene Flanke der jungen Frau zu stoßen, hatte die sich wieder gefangen und umgab sich erneut mit dem Panzer der Unnahbarkeit.

„Also, gut“, resümierte Mirjam und schaltete das Aufnahmegerät ein, „Sie haben nichts dagegen, dass ich das Gespräch aufzeichne! Es handelt sich um kein Verhör, sondern um eine Zeugenbefragung, aber Sie können trotzdem die Aussage verweigern, wenn diese Sie belasten würde! Ich gehe aber von Ihrer Unschuld aus und hoffe, dass Sie uns wertvolle Hinweise für unsere Ermittlungen geben können! Okay?“

„Gar nichts ist okay“, schnaubte Clio Schieferhals, „Sie platzen sechs Jahre nach dieser Sache bei uns rein und reißen alte Wunden auf, als sei das die selbstverständlichste Sache der Welt! Und dann erwarten Sie

auch noch, dass ich Ihnen den Henker des verdammten Arschlochs frei Haus liefere! Wissen Sie eigentlich, was der Kerl mir angetan hat?“
„Nun, nun ja“, stotterte Mirjam, „ich, ich weiß nicht, eigentlich...“
„Sehen Sie“, kreischte Clio, „das ist typisch für euch Bullen! Wenn Ihr helfen sollt, lasst ihr Euch nicht blicken, aber wenn so ein Schweinehund wie von Hoff endlich seine gerechte Strafe bekommt, läuft Euer Fahndungsapparat heiß! Dann scheut Ihr weder Kosten noch Mühe!“
Sie hat ja Recht, schoss es Mirjam durch den Kopf, meine Hilferufe hat auch niemand gehört! Doch ehe der Gedanke sich auf ihrem Gesicht abzuzeichnen begann, verscheuchte sie die aufkeimende Sympathie für Clio und entgegnete: „Zu Ihren Vorwürfen möchte ich mich nicht äußern, Fräulein Schieferhals, aber ich kann mir nicht vorstellen, dass Sie ernsthaft glauben, die Polizei trage eine Mitschuld an Ihrer Vergewaltigung! Wenn Sie totale Sicherheit für sich beanspruchen, müssen Sie Verhältnisse wie in George Orwells Roman 1984 akzeptieren! Und wenn das Opfer die an ihm verübte Straftat nicht anzeigt und seine Eltern sich ihr Schweigen sogar teuer bezahlen lassen, weiß ich wirklich nicht, gegen wen sich Ihre Vorwürfe eigentlich richten! Ich möchte jetzt aber endlich zur Anhörung kommen und bitte Sie, alle Fragen wahrheitsgemäß zu beantworten, es sei denn, Sie ziehen es vor, zu schweigen, weil Sie etwas mit dem Mord an von Hoff zu tun haben...“

„Hab ich nicht!“, schrie Clio und war nahe daran, sich auf Mirjam zu stürzen, die sich von Clio aber nicht mehr aus der Ruhe bringen ließ und betont höflich um die Angabe der Personalien bat. An sich etwas Läppisches, hatte sie doch alle erforderlichen Daten längst im Kopf, aber sie hatte gelernt, dass die Fragen nach dem Namen, Geburtsort und -datum, Familienstand und Beruf zur Versachlichung einer Vernehmung beitragen und oft erst den Boden für ein halbwegs fruchtbares Zwiegespräch bereiteten.

Mit den Worten: „Kommen wir jetzt zu den inhaltlichen Fragen!“ begann Mirjam die eigentliche Vernehmung und fuhr dann fort: „Sie können mir sicher sagen, wo Sie sich am letzten Mittwoch, also am 4. Mai, zwischen 7 und 12 Uhr aufgehalten haben! Nicht, dass Sie ein Alibi brauchen...“

„Weshalb fragen Sie dann danach?“

„Um ehrlich zu sein, fragen wir jeden, der ein Motiv haben könnte!“
„Na gut“, lenkte Clio ein, „wir hatten am letzten Dienstag in der Aula unserer Schule die Abiturfeier und weil wir dem Alkohol mehr zusprachen, als uns gut tat, übernachteten fast alle dort, wir hatten ja unsere Luftmatratzen mit. Am Mittwochvormittag brachten wir dann die Aula wieder auf Vordermann und trennten uns kurz nach 12 Uhr! Wenn Sie Zeugen brauchen, die mein Alibi bestätigen, kann ich Ihnen gern die Namen der Klassenkameraden nennen, die wie ich in der Schule geschlafen haben...“

„Schon gut“, warf Mirjam ein, „wir werden das nachprüfen, aber ich gehe nach Ihrer Schilderung davon aus, dass Sie sich am Tag des Verbrechens nicht in Berlin aufgehalten haben! Trotzdem würde ich gern von Ihnen wissen, ob Sie in den letzten Jahren irgendeinen Kontakt zu von Hoff hatten! Vielleicht hat er sie angerufen, um sich zu entschuldigen oder Sie haben bei einem Berlinbesuch aus Anhänglichkeit in Ihrer alten Pfarrei vorbeigeschaut und sind ihm bei dieser Gelegenheit über den Weg gelaufen?“

Mirjam achtete auf jede noch so winzige Reaktion im Gesicht der jungen Frau und ihr Gespür sagte ihr, dass Clio sie jetzt anlügen würde. Für diese Annahme sprachen die um Nuancen veränderte Farbe ihrer Wangen, das für einen ungeübten Beobachter kaum wahrnehmbare Flackern der Augenlider und nicht zuletzt die verräterische Körperhaltung. Dich kriege ich, fuhr es ihr durch den Kopf, doch wollte sich bei diesem Gedanken nicht das erwartete Triumphgefühl einstellen. „Nein“, versicherte Clio und rutschte dabei auf ihrem Stuhl hin und her, „ich habe ihn nie wiedergesehen. Und es gab es auch keine anderen Kontakte!“

„Aber Sie waren doch in den letzten Jahren bestimmt einmal in Ihrer Heimatstadt! Ich meine, auf Klassenfahrt oder so...“ Die Nervosität der Abiturientin war für Mirjam jetzt förmlich greifbar und als Clio schließlich das Wort ergriff, wusste sie endgültig, dass die junge Frau etwas vor ihr verbarg, ein dunkles Geheimnis, das sie um keinen Preis lüften würde.

Nein, versicherte Clio, sie könne sich nicht erinnern, oder doch, aber nur an eine Wochenendfahrt mit dem Bund der Deutschen katholischen Jugend, aber die sei auch schon drei Jahre her und sonst, nein, mit

weiteren Reisen an die Spree könne sie nicht dienen und ihr solle die Hand abfaulen, wenn sie nicht die Wahrheit sage...

Mirjam seufzte so laut, dass es später beim Abhören des Bandes deutlich zu vernehmen war, schaltete das Aufnahmegerät aus und fixierte ihr Gegenüber wie die Schlange das Kaninchen. Wog jedes Wort, das über ihre Lippen kam, sorgsam ab und sprach so leise, dass kein Lauscher an der Tür eine Chance hatte, etwas von dem, was sie Clio zu sagen hatte, mitzubekommen: „Ich hatte vor dieser Vernehmung ebenso viel Angst wie Sie und beging den Fehler, Ihnen die Schuld daran zu geben, obwohl ich wusste, dass ich Ihnen damit Unrecht tue! Tatsächlich bin ich im Alter von sechs Jahren auch an einen Mann geraten, der mein Vertrauen ausnutzte und mich missbrauchte, den besten Freund meines Vaters, der im Elternhaus ein und ausging! Ich weiß also, wie Sie sich fühlen und hätte alles Verständnis der Welt, wenn Sie etwas mit dem Mord am Geistlichen zu tun hätten! Mein Bauch sagt mir ohnehin, dass Sie etwas vor mir verbergen, aber ich werde den, verzeihen Sie bitte, ich werde den Teufel tun, weiter in Sie zu dringen. Wenn Sie etwas mit von Hoff's Tod zu tun haben, müssen Sie ohnehin damit klar kommen, aber wenn Sie irgendwann Ihr Gewissen erleichtern wollen, bitte sehr, ich gebe Ihnen jetzt meine private Visitenkarte! Sie können mich jederzeit anrufen...“ Aus Clio's Augen lösten sich einige bittere Tränen und kullerten über ihre Wangen und auch Mirjam war kurz davor, loszuheulen, riss sich aber zusammen, um die Zeugenanhörung zu einem vernünftigen Abschluss bringen zu können und schaltete das Tonband wieder ein. Überlegte bei jeder weiteren Frage, ob ihre Kollegen unliebsame Schlüsse aus den Antworten ziehen könnten und umarmte Clio, als die Vernehmung beendet war, zum Abschied wie eine Busenfreundin.

22.

Auf dem Rückflug werteten die Ermittler die Vernehmungen in Königstein aus und kamen übereinstimmend zum Schluss, dass weder Clio noch ihre Eltern für die Bluttat im Großen Tiergarten in Frage kamen.

Der Vater hatte am fraglichen Tag an einer Besprechung mit dem Vorstand der Wohnungsbaugesellschaft teilgenommen, für die er immer noch tätig war, die Mutter mit ihren Nachbarinnen eine Partie Bridge gespielt und dass Clio beim Aufräumen nach der wüsten Abiturfeier geholfen hatte, bestätigten mindestens 14 Klassenkameraden. Umso erstaunter war der vom anstrengenden Tag sichtlich mitgenommene Frankenstein, als Becker bei seinem von Resignation geprägten Einwurf, das Team müsse bei seinen Ermittlungen wieder von vorn anfangen, heftig den Kopf schüttelte.

„Wieso bist du so optimistisch?“, wollte Frankenstein wissen und auch die Oberkommissarin heuchelte Interesse, obwohl Becker mit seinen Erkenntnissen nie und nimmer so weit sein konnte wie sie.

„Ich habe mir“, führte der Hauptkommissar aus, „eine aus meiner Sicht hieb- und stichfeste Theorie zurechtgelegt! Zunächst halte ich es für erwiesen, dass die drei Verbrechen in Hamburg und Berlin zusammenhängen, es sich um eine klassische Mordserie handelt! Ob mit einem Täter oder mit mehreren, wissen wir noch nicht, aber das bekommen wir auch noch heraus! Wenn wir insoweit in unseren Auffassungen übereinstimmen, müssen wir uns Gedanken um das allen Morden zugrunde liegende Motiv machen und ich meine, dass wir Habgier und Eifersucht ebenso ausschließen können wie sexuellen Lustgewinn, es sei denn, wir hätten es mit einem völlig ausgeflippten Sadisten zu tun!“

Aber das glaube ich nicht! Fest steht doch, dass mindestens von Hoff sich an einem Mädchen vergangen hat und es im Umfeld der anderen Mordopfer junge Frauen gibt, deren Rufname, und sei es nur der erste Buchstabe, auf einem der an den Tatorten hinterlassenen Bekennerschreiben gestanden hat. Was spricht also dagegen, posthum die dunklen Flecken im Leben von Berger und Engholm aufzuspüren? Ist es nicht denkbar, dass der fette Computerfachmann seiner

Auszubildenden nachgestellt hat und Engholm der eigenen Tochter? Wundern würde mich das nicht! Was spricht also dagegen, darüber nachzudenken, dass wir uns mitten in einem Rachefeldzug befinden?“ In Mirjams Kopf stoben die Funken. Wie konnte sie Becker von seiner fixen Idee abbringen, ohne sich verdächtig zu machen? Wie ihn glauben machen, dass seine Gedankenspiele in die Irre führten? Sie hatte bei der Zeugenanhörung von Clio doch nicht nach allen Regeln der Kunst getrickst und manipuliert, um sich vom ehemaligen Geliebten um den Lohn ihrer Mühe bringen zu lassen! Sie zog ihre Stirn in Falten und wollte von Becker wissen, ob er sich ernsthaft vorstellen könne, dass sich die von ihm verdächtigten Mädchen und Frauen zusammengetan hätten, um ihre Peiniger ins Jenseits zu befördern. Immerhin wohnten Marga, Rosemarie und Clio mehrere hundert Kilometer auseinander und hätten nach allen vorliegenden Erkenntnissen nichts miteinander zu tun! Ganz abgesehen davon, dass alle Verdächtigten ein wasserdichtes Alibi vorweisen könnten.

Becker schien sich über diesen Einwand zu ärgern, versuchte aber, sachlich zu bleiben und entgegnete, dass die Alibis nicht daraufhin überprüft worden seien, ob Marga für den Mord an Engholm und von Hoff, Rosemarie für den an Berger und den Kaplan und Clio für den an Engholm und Berger in Frage kämen. Außerdem sei völlig unklar, wie viele Frauen und Mädchen noch an dem Komplott beteiligt seien... „Unfassbar“, murmelte Frankenstein, „wenn du Recht hättest, müssten wir mit weiteren Morden rechnen und dabei tappen wir immer noch im Dunkeln...“ Mirjam ahnte, dass Frankenstein sich Beckers Theorie annäherte und versuchte in ihrer Not, das Ganze ins Lächerliche zu ziehen:

„Was haltet Ihr davon, alle noch nicht belangten Sexualstraftäter aufzufordern, sich zu ihrer eigenen Sicherheit bei uns zu melden! Die Herren würden dann zwar für einige Zeit hinter Gittern verschwinden, aber wenigstens nicht abgeschlachtet werden! Oder könnt Ihr Euch vorstellen, dass die bösen Täterinnen sogar ins Gefängnis eindringen, um ihre Rachegeleüste zu befriedigen?“

„Albernes Ding!“, meinte Becker nur, war aber heilfroh, dass Mirjam langsam überm Berg zu sein schien und er sie mehr als bisher in die Arbeit seines Teams einbinden konnte. Dass er mit seinen

Integrationsbemühungen womöglich den Bock zum Gärtner machte, kam ihm in diesem Moment nicht in den Sinn, aber das war ihm kaum anzulasten, weil die Oberkommissarin nicht im Traum daran dachte, ihn über ihre Absichten in Kenntnis zu setzen...

23.

In den Tagen nach den Vernehmungen in Königstein zeigte sich schnell, dass Beckers Komplotttheorie von der Beweislage her auf tönernen Füßen stand. Die Recherchen der Ermittler ergaben, dass weder Marga noch Rosemarie oder Clio für einen der drei Morde in Betracht kamen und weil auch weiterhin nichts darauf hindeutete, dass sich die Mädchen untereinander kannten, war Frankenstein wieder nahe daran, die Fälle neu aufzurollen.

Nur die Gespräche mit den Beschäftigten der Softwareschmiede Jingle Bell, von denen ihm seine Mitarbeiter erzählten, hielten ihn noch davon ab, weil ihm seine Spürnase sagte, dass die zum Verhältnis des toten Firmenchefs zu seinen weiblichen Lehrlingen befragten Angestellten um den heißen Brei herumgeredet hatten. Entweder hatten sie sich völlig ahnungslos gegeben oder es bei nebulösen, Andeutungen belassen und er teilte die Auffassung von Scharf, dass Bergers Witwe alle Firmenangehörigen zum Stillschweigen verdonnert hatte, um das Andenken des verbliebenen Ehemannes in Ehren zu halten.

„Wir sollten uns“, schlug Frankenstein seinem Stellvertreter schließlich vor, „einmal in aller Ruhe über die Fälle unterhalten! Ich meine, nicht hier im Dienst, sondern in privater Atmosphäre. Hast du nicht letztens von diesem Ferienhäuschen auf Rügen geschwärmt, in dem du immer im Urlaub wohnst?“

Becker sah seinen Chef erfreut an und nahm den ihm zugespielten Ball bereitwillig auf: „Das ist eine gute Idee! Sollte mein Feriendomizil zurzeit nicht vermietet sein, könnten wir ruhig einen Abstecher an die Ostsee machen. Das kleine Fischerdorf auf dem Mönchgut ist die fünfstündige Autofahrt allemal wert und wenn wir auch noch unsere Frauen mitnehmen...“

„Bestimmt nicht“, unterbrach ihn Frankenstein, „ich dachte eher an uns und vielleicht noch Scharf und Berndt! Schließlich soll unser Trip keine Vergnügensreise werden!“

„Du willst wirklich Mirjam mitnehmen?“, fragte Becker erstaunt.

„Warum eigentlich nicht? Du sollst ja nicht ihr Händchen halten!“

„Und was wird Carmen dazu sagen?“

Frankenstein schüttelte ungläubig den Kopf: „Du willst mir doch nicht

erzählen, dass deine Frau immer noch eifersüchtig ist! Aber wenn du willst, rede ich mit ihr, mehr als ihr zu versprechen, auf dich aufzupassen, kann ich allerdings auch nicht...“

„Wenn das so ist...“

„Du versuchst also, das Häuschen für einige Tage für uns zu mieten?“

„Das geht in Ordnung!“, entgegnete der Hauptkommissar und kehrte nachdenklich in sein Büro zurück. Er fragte sich, warum er sich eben mit Händen und Füßen dagegen gewährt hatte, mit Mirjam auf Reisen zu gehen. Einen vernünftigen Grund hierfür gab es eigentlich nicht, weil sich sein Verhältnis zu ihr zuletzt halbwegs normalisiert hatte und es sogar wieder in seinem Bauch kribbelte, wenn er in seinem Büro allein mit ihr war. Aber es gab diese Andeutungen, zart und leicht wie Pustebumen, die ihn irritierten, sibyllinische Anspielungen, die offen ließen, ob sie sich künftig mit voller Hingabe ihren Aufgaben widmen würde. Hör auf zu grübeln, mahnte er sich schließlich und rief als erstes zuhause an, in der Hoffnung, dass seine Frau schon von der Parfümerie zurück war, in der sie Schönheitscremes an aufgetakelte Fregatten verkaufte.

Doch nicht Carmen meldete sich am anderen Ende der Leitung, sondern Annette, seine ältere Tochter. Das kleine Biest fragte ihn, bevor er zum Sprechen kam, mit verführerischer Stimme, ob er der Herr sei, den sie seit einer guten Stunde in ihrem Schlafzimmer erwarte und er fiel vor Schreck fast in Ohnmacht, bis ihm klar wurde, dass die freche Göre auf dem Display des neuen Telefons ablesen konnte, mit wem sie es zu tun hatte.

„Ich warne dich, Mäuschen!“, drohte er und fuhr dann fort: „Ich brauche dringend die Rufnummer unseres Vermieters auf Rügen! Du weißt schon, von diesem Hansen! Ich glaube, wir haben sie im Telefon abgespeichert! Könntest du nachschauen und mir die Nummer durchsagen?“

Annette blieb für einige Augenblicke still und Becker befürchtete schon, dass sie erneut etwas ausheckte, doch dann hörte er wieder ihre Stimme, die der seiner Gattin täuschend ähnelte: „Null acht null drei sieben vier neun zwei vier! Hast du mitgeschrieben, Daddy?“

„Und ob“, antwortete Becker, „ich weiß gar nicht, wie ich dir für deine Güte danken kann...“

„Ich schon“, entgegnete die Gymnasiastin, „leg einfach dreihundert Euro drauf, die mir noch für den Laptop fehlen und ich bin der glücklichste Mensch der Welt!“

„Von wegen!“, protestierte der Vater, doch der Teenager ließ nicht locker:

„Du hältst Computer immer noch für Teufelszeug, dabei kommst du ohne Informationstechnik überhaupt nicht mehr weiter! Nicht mal bei der Kripo, obwohl Ihr die Verbrecher wahrscheinlich immer noch mit der Zwille zur Strecke bringt! Und es gibt es nicht Spannenderes, als im Internet zu surfen, aber wir haben ja nicht mal DSL...“

Becker fühlte sich von der aufgeweckten Tochter in die Enge getrieben, weil er immer noch Schwierigkeiten mit dem PC auf seinem Schreibtisch hatte, während Annette in Informationstechnik ein Ass war und weil er sich vor ihr keine Blöße geben wollte, beendete das Gespräch mit dem vagen Versprechen, über ihren Wunsch nachzudenken und wollte die Rufnummer seines Ferienhausvermieters wählen, als Frankenstein sein Büro betrat.

„Bist du weitergekommen?“, fragte ihn der Chef und Becker antwortete wahrheitsgemäß: „Nicht sehr! Aber immerhin hat mir Annette die Telefonnummer von Hansen durchgegeben!“

„Das ist doch schon was“, meinte der Kriminaloberrat und setzte sich hin, bevor er weiter sprach: „Ich habe mit deiner Mitarbeiterin gesprochen und sie davon überzeugt, dass ihr der Abstecher an die Ostsee gut tun würde. Leider hat Scharf am Wochenende schon was anderes vor, aber dafür ist die neue Staatsanwältin mit von der Partie!“

Becker schnappte nach Luft und brauchte einige Sekunden, ehe er wieder ein Wort über seine Lippen brachte: „Du meinst Gunda Mohr, die heißeste Staatsanwältin Berlins? Ich fass es nicht!“

„Beruhige dich“, mahnte ihn, sichtlich amüsiert, sein Chef, „die Staatsanwältin ist in festen Händen und wenn ich mich nicht irre, ihr Lebensgefährte ein ehemals erfolgreicher Amateurboxer!“

„Wenn du willst“, entgegnete Becker und fragte sich insgeheim, was Frankenstein im Schilde führte, „rufe ich jetzt Hansen an und buche das Haus von Freitag bis Montag! Ich habe keine Lust, am Sonntagabend zusammen mit den anderen Wochenendausflüglern im Stau zu stehen. Und wenn meine Ferienunterkunft schon vermietet ist, besorgt uns der

Mann bestimmt was anderes!“

Frankenstein nickte zustimmend, schien mit der Entwicklung zufrieden zu sein und verließ mit einem Lied auf den Lippen das Büro, worauf Becker wieder zum Telefon griff und eine Weile warten musste, bis sich Hansen mit einem trockenen: „Ja?“ meldete und sich dann anhörte, was der Berliner ihm zu sagen hatte.

„Nun ja“, meinte der Insulaner schließlich, „das Haus ist leider schon weg und sonst auch alles belegt! Aber Ihr könnt bei mir wohnen, das ist kein Problem! Seit Martha tot ist, fällt mir eh die Decke auf den Kopf!“ „Ich weiß nicht!“, meinte Becker, der sich beim besten Willen nicht vorstellen konnte, das Wochenende unter dem Dach des alten Seebären zu verbringen, versprach aber aus Höflichkeit, das Einverständnis der anderen Kollegen einzuholen und dann zurückzurufen. Missmutig schlurfte er zu Frankenstein, trug ihm die von Hansen aufgezeigte Alternative vor und rechnete fest damit, dass er abwinken würde, doch war der Boss zu seinem Erstaunen von der Idee durchaus angetan, wählte die Telefonnummer der flotten Staatsanwältin, schilderte den Sachverhalt und strahlte im weiteren Verlauf des Gesprächs wie ein Lausbub, dem ein Streich besonders gut gelungen war, sodass Becker auf den abwegigen Gedanken kam, zwischen Frankenstein und der rechten Hand von Sauerbrei könnte etwas laufen...

„Hättest du gedacht“, fragte der Kriminaloberrat anschließend, „dass Frau Mohr es ganz toll findet, bei deinem Vermieter zu wohnen? Wenn jetzt noch Kollegin Berndt zustimmt, kann es am Freitagmorgen losgehen! Das mit der Oberkommissarin erledigst du doch für mich, oder?“

Becker zuckte resignierend mit den Schultern, brabbelte unverständliches Zeug in seinen Bart und machte sich auf den Weg zu Mirjam, die gerade in einem Wälzer über Kindesmisshandlungen herumblättert und das Buch verschämt zuklappte, als er ihr Büro betrat. „Was kann ich für dich tun?“, fragte sie ihn neugierig und er stellte ihr die neueste Entwicklung in düsteren Farben dar, in der stillen Hoffnung, dass wenigstens seine Exgeliebte es sich verbitten würde, beim alten Hansen zu logieren. Doch auch Mirjam schien die Aussicht, auf einer durchgelegenen Couch zu nächtigen und sich das unsägliche Seemannsgarn des Gastgebers anhören zu müssen, nicht sonderlich zu

schrecken und so blieb ihm nichts anderes übrig, als voller Grimm in sein Zimmer zurückzukehren und wieder auf Rügen anzurufen...

24.

Am Freitagmorgen machten sich Frankenstein und seine Mitstreiter in einem Wagen aus dem Fuhrpark auf den Weg nach Rügen. Becker saß auf Wunsch der anderen bis kurz vor Rostock am Lenkrad und bat dann die neben ihm sitzende Oberkommissarin, ihn abzulösen, während der Oberrat und die Staatsanwältin im Fond Platz genommen hatten und es genossen, durch die Gegend kutschiert zu werden.

Wegen der frühen Tageszeit beließen es die Reisenden zunächst beim Austausch von Höflichkeiten und so hingen sie meist ihren Gedanken nach, die vornehmlich um die persönlichen Erwartungen in die kommenden Tage kreisten.

Becker hatte noch an den vorwurfsvollen Blicken zu knabbern, die Carmen ihm zugeworfen hatte, als er ihr von der Dienstreise mit Mirjam erzählte, verstand das Misstrauen seiner Frau immer weniger und wünschte sich insgeheim, von seiner Mitarbeiterin verführt zu werden, um die krankhafte Eifersucht der Gattin wenigstens im Nachhinein zu rechtfertigen. Andererseits wartete Carmen, ihrem Verhalten nach zu urteilen, nur darauf, ihn bei einem neuen Seitensprung zu ertappen und deshalb ließ er das Träumen lieber sein und wandte sich seinen beruflichen Erwartungen zu. Er glaubte immer noch an die von ihm entworfene Komplottheorie, spürte aber, dass er mit ihr im Team trotz der seiner Meinung nach eindeutigen Ergebnisse der Interviews mit den Beschäftigten von Jingle Bells zunehmend allein dastand und sah in dem Brainstorming, auf das er sich mit den Mitreisenden verständigt hatte, die letzte Chance, erfolgreich für seine Sache zu werben. Große Hoffnungen legte er dabei in die ebenso hübsche wie kluge Staatsanwältin, die sich logischen Argumenten sicher nicht verschließen würde und ihm vielleicht half, wieder Oberwasser zu gewinnen. Mirjam Berndt war in der vergangenen Nacht schon um 3 Uhr erwacht und hatte danach Zeit genug gehabt, über ihre Wünsche und Ziele nachzudenken, ging aber, während sie sich auf dem Beifahrersitz schlafend stellte, noch einmal durch, was sie sich in den frühen Morgenstunden zurechtgelegt hatte. Sie würde sich in den Fallbesprechungen auf die Seite von Frankenstein schlagen, der sich, wie es schien, wieder am Anfang der Ermittlungen wähnte und mit seinen

Argumenten eine gewisse Garantie dafür bot, dass die Racheengel, von deren Existenz sie längst überzeugt war, fürs erste vor einem polizeilichen Zugriff geschützt waren. Zugleich würde sie versuchen, Becker wieder für sich einzunehmen, um ihn für den Fall, dass er die anderen doch noch für seine Thesen gewann, in seinem Tatendrang ein wenig bremsen zu können. Sie würde sich aber nicht auf ein neues Abenteuer mit ihm einlassen, dafür war es ihres Erachtens noch zu früh. Wenn überhaupt, kam ein solcher Schritt in Betracht, wenn es nicht nur galt, ihre rachsüchtigen Geschlechtsgenossinnen zu schützen, sondern auch ihre eigenen, noch nicht ausgegorenen Ambitionen zu befördern. Dass sie ihren ehemaligen Liebhaber wie eine Figur auf dem Schachbrett bewegen wollte, verursachte bei ihr immer noch Gewissensbisse und sie hätte viel dafür gegeben, es nicht auf den sich immer deutlicher abzeichnenden Loyalitätskonflikt ankommen lassen zu müssen, doch verboten es die Umstände, sich in Sentimentalitäten zu flüchten, musste sie den Weg gehen, der ihr in der Nacht des Alptraums mit Sauerbrei in der Rolle des Kinderverderbers vorgezeichnet worden war...

Gunda Mohr wusste, was Frankenstein von ihr erwartete und bedauerte es insgeheim, mit Becker und Berndt Versteck spielen zu müssen, doch hatte sie als Tochter eines Brigadegenerals früh gelernt, eigene Befindlichkeiten zurückzustellen und so freute sie sich trotz der von ihrem Gefährten verordneten Zurückhaltung auf die gemeinsamen Tage mit ihm und auch auf den angekündigten kriminalistischen Diskurs, der ihrem grundsätzlichen Interesse an polizeilicher Ermittlungsarbeit entgegenkam.

Der Einzige, der an die Tage auf Rügen keine Erwartungen knüpfte, war Frankenstein als Initiator des im dienstlichen Interesse liegenden Betriebsausfluges. Dafür kreisten seine Gedanken immer wieder um die Zeit danach und dabei wurde ihm angst und bange. Er war gewiss kein Feigling, dazu hatte er zu viel hinter sich, doch hatte ihn die vom Neurologen gestellte und dann vom Professor in der Universitätsklinik bestätigte Diagnose ins Mark getroffen. Der Chefarzt der neurochirurgischen Abteilung war im letzten Gespräch mit ihm zwar guter Dinge gewesen, hatte die Heilungsaussichten als relativ gut eingeschätzt, aber das hatte nicht viel zu bedeuten, zeichneten sich Mediziner gegenüber ihren Patienten doch selten durch übermäßigen

Pessimismus aus. Was ihn in seiner verzweifelten Situation noch mehr umtrieb als die Angst um sein Leben, war die Sorge um die Beziehung zur neuen Gefährtin, die vor einigen Wochen wie ein Sendbote des Himmels in sein einsam gewordenes Dasein getreten war und sich jetzt darauf gefasst machen musste, einen kranken alten Mann zu Tode zu pflegen. Noch wusste sie nur von einem routinemäßigen Eingriff und nahm das Ganze sehr gelassen, aber wie würde sie reagieren, wenn sie die volle Wahrheit erfuhr? Würde sie sich dann wirklich für ihn aufopfern, wie sie es einmal sehr theoretisch, ohne Bezug zur Realität, beteuert hatte? Oder würde sie ihn von einem zum anderen Tag verlassen, sodass er sich darauf einrichten musste, den Rest seines Lebens in einem Pflegeheim zu verbringen? Aber das war die Zukunft und jetzt galt es, der Gegenwart so viel Positives wie möglich abzugewinnen, die Tage auf der Ostseeinsel zu genießen und vielleicht sogar den Kollegen von der Sonderkommission seine neue Liebe vorzustellen...

Kurz nach dem Fahrerwechsel, die Berliner befanden sich mittlerweile auf der Bundesstraße nach Stralsund, brach endlich die Wolkendecke auf und die ersten Sonnenstrahlen des Tages führten dazu, dass sich die Stimmung im Wagen aufhellte und die Staatsanwältin sogar herumzualbern begann. In der Folge fachsimpelten die Kollegen sogar schon über die mysteriöse Mordserie und so war es nicht weiter verwunderlich, dass sie sich nach der Ankunft im Fischerdorf nicht lange mit dem Mittagessen im einzigen Speiserestaurant weit und breit aufhielten, sondern sich auf den mit viel Liebe ausgebauten und eingerichteten Dachboden des Hauses von Hansen zurückzogen. Bald waren sie mittendrin im Diskurs um denkbare Motive und Täter und vergaßen im mitunter sehr hitzigen Streit alles um sich herum, ließen sich nicht einmal vom Verzehr einer Fischsuppe, die ihnen der Hausherr in den frühen Abendstunden servierte, sonderlich ablenken und bildeten schließlich zwei Fraktionen, von denen die aus Becker und Mohr bestehende der Komplottheorie anhing, die andere einer von Frankenstein im Laufe des Nachmittags entwickelten These, nach der die drei toten Männer Opfer ritueller Morde geworden sein könnten. Irgendwann schlug die Staatsanwältin den Kriminalbeamten vor, die erhitzten Köpfe bei einem Spaziergang abzukühlen, bekam für ihre Idee

viel Applaus und keine Stunde später erreichten die Berliner, auf halber Länge der Landzunge, die am Fischerdorf ihren Anfang nahm und sich, an den engsten Stellen weniger als zweihundert Meter breit, ins offene Meer hinein schlängelte, einen von Becker auf der Hinfahrt gepriesenen Aussichtspunkt, von dem sie einen fantastischen Blick über die von beiden Seiten anbrandende Ostsee hatten. Minutenlang genossen sie das Spiel der Möwen, die um sie herum kreisten und ließen sich von der Faszination der sich im Wasser spiegelnden Abendsonne anstecken, ehe sie wieder Augen füreinander hatten und unwillkürlich zu lachen anfangen.

Sowohl Frankenstein und Mohr als auch Becker und Berndt hielten Händchen wie frisch verliebte Paare und der Kriminaloberrat meinte, dass die Zeit für ein Geständnis gekommen war: „Habt Ihr ein Problem mit uns?“, fragte er die beiden Mitarbeiter und gab der Staatsanwältin einen herzhaften Kuss, der mindestens Becker völlig aus der Fassung brachte.

Ob er lebensmüde sei, wollte er von seinem Chef wissen, immerhin lege er sich, wenn er mit Gunda Mohr flirtete, mit einem Amateurboxer an, abgesehen davon, dass seine langjährige Freundin Helga Senkbein in Berlin auf ihn warte.

„Ach weißt du“, beruhigte Frankenstein ihn, „um den Faustkämpfer musst du dir keine Gedanken machen, als ich ihn dir gegenüber erwähnt habe, sprach ich von mir und das nicht zu Unrecht, war ich doch 1981 DDR-Vizemeister im Halbschwergewicht! Und was Helga angeht, irrst du dich auch, die hat mir vor vier Monaten den Laufpass gegeben...“

„Das ist ein Ding!“, entfuhr es dem sichtlich erleichterten Hauptkommissar und er küsste aus einer spontanen Eingebung heraus seine Begleiterin, ehe er wie die anderen Inselbesucher wieder den Sonnenuntergang über dem Meer bestaunte.

„Wollen wir noch einmal auf die Mordserie zu sprechen kommen?“, fragte die Staatsanwältin schließlich und Becker antwortete nach kurzer Bedenkzeit für alle Kollegen: „Deswegen sind wir hier! Ich muss aber zugeben, dass mich die frische Luft bisher nicht sonderlich beflügelt hat, in meinem Kopf sieht es genauso trostlos aus wie vorher!“

Gunda Mohr musterte die Gesichter der anderen, sah viel Resignation in ihnen und meinte: „Dann weiß ich auch nicht weiter, es sei denn...“

„Es sei denn, was?“, hakte Becker nach.

„Es sei denn, du vergisst deine Vorurteile gegen Psychologen!“

Alle, die mit dem Hauptkommissar schon länger zu tun hatten, wussten natürlich, dass er sich eher die Karten legen lassen als einen von ihm so genannten Psychofatzke um Rat fragen würde, aber dass die fescche Staatsanwältin, die er in Berlin höchstens ein Dutzend Mal zu Gesicht bekommen hatte, ihm seine Ressentiments auf den Kopf zusagte, erschütterte ihn in den Grundfesten.

„Starrt mich doch nicht so an“, beschwerte er sich, „ich gebe ja zu, dass ich einige Vorurteile habe, aber ich bin doch noch lernfähig! Wenn es einen Psychologen gäbe, der ein vernünftiges Täterprofil erstellen könnte, wäre ich der Letzte, der sich weigern würde, ihn hinzuzuziehen! Ich kenne aber keinen...“

„Ich schon!“, meinte die Staatsanwältin und kam dann auf eine Schulfreundin zu sprechen. Katharina Pinkmann, so heiße die Psychologin, habe nach ihrem Studium zunächst in der Forschung gearbeitet und sei dann zum BKA gegangen, wo sie sich in relativ kurzer Zeit einen Namen als Profilerin gemacht habe. Sie habe vorsichtshalber schon in Wiesbaden angerufen und wisse von ihrer Freundin, dass sie der Berliner Polizei bei der Aufklärung der Mordserie gern helfen würde. Frankenstein lobte seine Gefährtin für ihre Initiative und hätte die BKA-Mitarbeiterin am liebsten sofort nach Rügen beordert, während Becker sich übergangen fühlte und entsprechend reagierte.

„Das habt Ihr doch längst ausgetüftelt!“, behauptete er allen Ernstes und schmollte wie ein kleines Kind, wurde zu seiner Überraschung von der Oberkommissarin unterstützt, die dem Erstellen von Täterprofilen sonst größte Bedeutung beimaß und er fragte sich, welche Gründe für ihren unerwarteten Stimmungsumschwung maßgeblich waren. Auf die Idee, warum sie ihm wirklich beistand, wäre er aber nie und nimmer gekommen.

Frankenstein schüttelte über den Starrsinn seiner Mitarbeiter den Kopf, wollte von ihnen wissen, aus welchen sachlichen Gründen sie sich gegen die Einschaltung der Profilerin wehrten und sprach, als sie nur mit den Schultern zuckten, ein Machtwort. Er werde am Samstagmorgen mit dem Landeskriminaldirektor telefonieren, um mit ihm die Formalitäten zu besprechen und dafür sorgen, dass die Freundin der Staatsanwältin zu

Beginn der übernächsten Woche in Berlin ihre Arbeit aufnehmen.
„In Gottes Namen!“, meinte Becker, der sich mit der neuen Situation langsam auszusöhnen begann und auch Mirjam gab ihren Widerstand jetzt auf, sah sie doch ein, dass sie den Hauptstrom der Ermittlungen nicht länger in ihrem Sinne umlenken konnte und stattdessen ihre Verhinderungsstrategie den veränderten Verhältnissen anpassen musste...

25.

Am nächsten Montag fuhren die Berliner in die Hauptstadt zurück und schwelgten, jeder für sich, in Erinnerungen. Sie hatten nach dem Anruf Frankensteins bei von Meierberg am Sonnabend noch eine Weile mit fachsimpeln verbracht und sich dann von Becker, der Rügen wie seine Westentasche kannte, die Sehenswürdigkeiten der Insel zeigen lassen, vom Jagdschloss Granitz über die von Caspar David Friedrich mit Farbe auf Leinen gebannten Kreidefelsen bis zur Bäderarchitektur von Binz, Göhren und Sellin.

An den Abenden hatten sie mit Hansen am Kamin zusammengesessen und bei einem steifen Grog dem Seemannsgarn des Alten gelauscht, darüber jedes Zeitgefühl verloren und erst weit nach Mitternacht ins Bett gefunden. Achtzig Kilometer vor Berlin steckte Gunda Mohr plötzlich ihren Kopf nach vorn und sprach Becker an, der das Lenkrad auf halber Strecke an Mirjam übergeben hatte und sich wohlig auf dem Beifahrersitz räkelte: „Ich hätte fast vergessen, dass du dich in der nächsten Woche um Katharina kümmern musst!“

Der Hauptkommissar drehte sich zur Staatsanwältin um und sah sie erstaunt an: „Wie komme ich denn zu dieser Ehre?“

„Ich muss“, erläuterte Mohr die Situation, „am Sonntag für fünf Tage nach Baden-Baden zu einem Juristenkongress! Wendelin hat zwar nichts dagegen, dass Kathi während ihres Berlinaufenthaltes in seiner, äh, unserer Wohnung unterkommt, muss sich aber in der nächsten Woche einem kleinen Eingriff unterziehen...“

„Was, was für ein Eingriff?“, stammelte der zu Tode erschrockene Hauptkommissar und Frankenstein, der sich über die Operation bisher standhaft ausgeschwiegen hatte, versuchte ihn zu beruhigen:

„Eine Kleinigkeit! Nur eine Kleinigkeit! Ich leide schon lange an chronischer Nasennebenhöhlenentzündung und die Chirurgen in der Charité haben jetzt ein Verfahren entwickelt, mit dem sie der Sache ein für allemal ein Ende machen können. Das dauert keine zwanzig Minuten und drei Tage später bin ich schon wieder aus dem Krankenhaus heraus!“

„Wenigstens nichts Lebensgefährliches!“, meinte, sichtlich erleichtert, der Hauptkommissar und die Staatsanwältin ergriff wieder das Wort:

„Für die Unterkunft von Kathi ist also gesorgt, aber sie möchte natürlich nicht in der Wohnung versauern! Und weil du, wie ich gehört habe, schon häufiger mit Gästen des LKA ins Berliner Nachtleben eingetaucht bist, dachte ich mir, dass du der ideale Begleiter für sie sein könntest!“

Becker brauchte einige Zeit, um zu reagieren und fragte dann ungläubig: „Ich soll mit deiner Freundin allein durch die Stadt tingeln? Was soll ich denn meiner Frau erzählen?“ Die Staatsanwältin lachte und meinte dann: „Du kannst sie ja mitnehmen! Deine Kinder kommen doch hoffentlich schon allein zurecht! Ich glaube aber nicht, dass deine Gattin einen Grund zur Eifersucht haben wird...“

„Bin ich schon so alt, dass sich jüngere Frauen nichts mehr aus mir machen?“, fragte Becker scherzhaft und die Staatsanwältin lächelte süffisant, als sie ihm antwortete: „Keineswegs, deine Affäre mit Mirjam ist der beste Beweis dafür, dass du den jungen Hühnern noch den Kopf verdrehen kannst! Ich wette aber trotzdem mit dir, dass du bei meiner Schulfreundin nicht zum Zuge kommst!“

„Was macht dich so sicher?“, wollte er von Mohr wissen, doch die hüllte sich in Schweigen und ließ den Hauptkommissar, als sie sich von ihm in Berlin verabschiedete, einigermaßen ratlos zurück.

26.

Zwei Tage nach seiner Rückkehr von der Ostsee erlitt Beckers Schwiegermutter einen neuen Rückschlag und seine Gattin ließ sich, um vor den Verwandten nicht wie eine Rabentochter dazu stehen, von ihrem Chef beurlauben, packte ihre sieben Sachen und reiste am Sonntag mit der Bahn ins Münsterland, voller Sorge, ihre nach dem zweiten Schlaganfall weitgehend gelähmte Mutter bis zum bitteren Ende pflegen zu müssen. Der Hauptkommissar stand nicht zum ersten Mal vor der Situation, allein mit Kindern, Haus und Garten fertig werden zu müssen, rechnete fest damit, dass Annette ihm wieder zur Hand gehen würde und schmiedete deshalb auf dem Rückweg vom Bahnhof Zoo eifrig Pläne für sein Strohwitwerdasein, während sich die Töchter auf der Rückbank darum zankten, wer von ihnen in Mutters Bett schlafen durfte.

„Wollt Ihr wohl endlich Ruhe geben!“, brüllte er schließlich und erreichte damit, dass die Gören für eine Weile den Mund hielten und er sich ungestört ausmalen konnte, wie er mit der am Dienstagmorgen im LKA erwarteten Psychologin um die Häuser zog. Nicht, dass er es darauf anlegte, mit ihr anzubändeln, die Affäre mit Mirjam hatte für genug Komplikationen in seiner Ehe gesorgt, aber es reizte ihn ungemein, zu erfahren, wie unnahbar die Profilerin wirklich war. Er überlegte hin und her, welche Nachtfalterrouten für Mohrs Schulfreundin geeignet sein könnten, wählte schließlich für den ersten Abend die Gegend um den Kollwitzplatz aus, für den zweiten den Berliner Westen zwischen Kurfürstendamm und Savignyplatz und für den dritten das Eldorado der Berliner Schwulen rund um den Nollendorfplatz. Als er dann zuhause ankam, hatte er das Sightseeingprogramm weitgehend im Kopf und wenn es ihm jetzt noch gelang, Plätze in seinen Lieblingsrestaurants zu reservieren, waren die Vorbereitungen für die Abende mit der Wiesbadenerin so gut wie abgeschlossen.

„Papa, spielst du mit uns Fußball?“, krächte Juliane, als sie von der Toilette zurückkam und auch Annette bedrängte ihn, sodass ihm nichts andere übrig blieb, als die Anrufe in den Lokalen fürs erste zurückzustellen und auch auf die Siesta zu verzichten, die er im Liegestuhl mit der Lektüre des Groschenromans Der Zombie von Berlin verbringen wollte.

„Papa, du bist der Goalkeeper!“, schrie die über ihre Englischkenntnisse stolze Juliane mit vor Begeisterung glühenden Wangen und Becker nickte ergeben, schlurfte in den Garten hinaus und stellte sich zwischen zwei Apfelbäume, die beim Kicken mit den Töchtern üblicherweise die Pfosten des imaginären Tores markierten. In der nächsten Stunde hechtete er von einer Ecke in die andere, fischte sogar einige unhaltbar erscheinende Bälle heraus, doch dann machte sich wieder sein rechtes Knie bemerkbar, das längst hätte operiert werden müssen und ihm fiel siedend heiß ein, dass er noch Frankenstein anrufen und ihm für seine Operation Glück wünschen wollte.

„Konzentrier dich, Papa!“, rief ihm Annette zu, als sie den Ball zwischen seine Beine hindurch ins Tor befördert hatte, worauf er sein ganzes schauspielerisches Talent in die Waagschale warf, mit schmerzverzerrtem Gesicht auf sein Knie deutete, um eine Auszeit bat und mühsamer, als es nötig gewesen wäre, ins Haus humpelte. Wenn er mit seinen Übertreibungen durchkam, ging es ihm durch den Kopf, wandten sich die Kinder vielleicht einem anderen Zeitvertreib zu und er konnte sich endlich dem Müßiggang widmen...

Becker holte sich eine Flasche Schwarzbier aus dem Kühlschrank, griff auf dem Weg zurück zum Garten nach dem Mobilteil des Telefons und machte es sich im Liegestuhl bequem, nahm einen kräftigen Schluck aus der Flasche und wählte Frankensteins Nummer.

„Bist du es, Egon?“, wollte der Chef von ihm wissen und Becker spürte augenblicklich die Angst, die seinen Gesprächspartner umtrieb.

„Ich bin es!“, bestätigte er und fuhr dann fort: „Eigentlich wollte ich dich nicht anrufen, doch dann fiel mir ein, dass Gunda schon unterwegs nach Baden-Baden ist und ich dachte mir, dass du ohne deine Freundin vielleicht zu grübeln anfängst! Und wenn ich dich so höre, bist du schon mittendrin in der Selbstkasteiung und machst dir dazu vor Angst in die Hose!“

„Würdest du an meiner Stelle auch!“, behauptete Frankenstein, dem erkennbar zum Heulen zumute war und weil Becker ihn drängte, endlich mit der Sprache herauszurücken, entschloss er sich, wenn auch mit einiger Verzögerung, seinen Freund und Kollegen ins Vertrauen zu ziehen, bat ihn vorher aber inständig, keiner Menschenseele etwas zu erzählen.

„Natürlich halte ich die Klappe!“, versicherte der Hauptkommissar und jetzt gab es für Frankenstein kein Halten mehr. Mit den Worten: „Ich habe euch alle beschwindelt!“ begann er seine Beichte und erzählte dann, was ihn in der Charité wirklich erwartete. Bei der Operation am Dienstag handele es sich nicht, wie auf der Fahrt von Rügen nach Berlin behauptet, um eine Lappalie, sondern um einen lebensgefährlichen Eingriff. Die Chirurgen würden ihm ein Loch in die Schädeldecke bohren und Gewebeproben aus dem Gehirn entnehmen. Die Ärzte meinten zwar, dass es sich beim Schatten auf dem Röntgenbild seines Kopfes um einen ebenso kleinen wie harmlosen Tumor handele, aber ausschließen könnten sie natürlich nichts! Gunda habe er eigentlich vor ihrer Abreise zur Juristentagung reinen Wein einschenken wollen, sich aber nicht getraut und jetzt sei er mit seinen Nerven am Ende.

Becker lag, als Frankensteins Redefluss versiegte, lange wie gelähmt da, konnte in dieser Zeit keinen klaren Gedanken fassen und war kaum zu verstehen, als er die Hiobsbotschaft schließlich kommentierte: „Das war ein klassischer Knockout! Ich nehme jetzt den teuersten Whisky aus dem Schrank, setze mich ins Auto und komme zu dir!“

Der Hauptkommissar befürchtete, dass Frankenstein sich seinem Plan widersetzen würde und beendete deshalb abrupt das Gespräch, erzählte den Töchtern, dass er dringend zu seinem Chef müsse und sie sich selbst etwas zu essen machen sollten, humpelte zu seinem Wagen und fuhr mit viel zu hoher Geschwindigkeit nach Kreuzberg, wo der Boss in einer Dachgeschosswohnung lebte. Zum Glück waren die Straßen am Sonntagnachmittag fast menschenleer und so kam er trotz seines chaotischen Fahrstils nach einer halben Stunde wohlbehalten bei Frankenstein an.

Der Chef öffnete erst nach dem vierten Läuten und Becker wollte, als er endlich vor ihm stand, seinen Augen nicht trauen. Es war erst zwei Tage her, dass er ihn zum letzten Mal gesehen hatte, doch wenn er das unrasierte Gesicht des Mannes betrachtete, die hängenden Schultern und das ungekämmte Haar, schienen seither Jahrzehnte vergangen zu sein. Wortlos umarmte er den Kollegen, löste sich nach einigen Sekunden wieder und schimpfte wie ein Rohrspatz los, obwohl er ihm in der Seele leid tat: „Was hast du angestellt? Hat dich etwa Gunda so zu Gesicht bekommen? Du siehst aus wie der letzte Penner! Und besoffen bist du

auch! Meinst du, dass irgendwas besser wird, wenn du dich betrinkst? Das Gegenteil ist der Fall! Wenn du einen Tumor im Kopf hast, sind hochprozentige Getränke das Letzte, was dir bekommt! Dann kannst du dich auch gleich in die Kiste legen! Außerdem glaube ich, dass dich das Teufelszeug aggressiv macht! Also geh jetzt ins Bad, mach dich zurecht und komm wie ein Mensch zurück! Wenn ich bis dahin nicht vor lauter Frust verschwunden bin, stoße ich vielleicht auf dein Wohl an, aber du bekommst keinen Schluck mehr!“

Frankenstein sah ihn zerknirscht an, trollte sich ohne Widerspruch und Becker machte es sich auf der Couch bequem, öffnete die mitgebrachte Flasche und ließ seinen Blick durch das Wohnzimmer schweifen, bevor er den Whisky in ein vor ihm stehendes leeres Glas goss und sich voller Sarkasmus zuprostete. Er war zuletzt vor gut einem Jahr hier gewesen und glaubte an winzigen Details zu erkennen, dass inzwischen die Hausherrin gewechselt hatte. Die Staatsanwältin schien, anders als ihre Vorgängerin, eine Vorliebe für Accessoires zu haben, die eine Wohnung erst gemütlich machen, für Hundefiguren aus Porzellan, kunstvoll drapierte Stoffblumen und Kerzen unterschiedlicher Form und Farbe und wenn vom Geschmack auf die Eigenschaften der attraktiven Frau zu schließen war, musste er eingestehen, sie völlig falsch eingeschätzt zu haben, dann war sie weitaus romantischer und verspielter, als er es sich hätte vorstellen können.

„Schmeckt der Whisky?“, wollte Frankenstein wissen, als er aus dem Bad zurückkam, und Becker lächelte müde, schob ihm sein Glas hin und meinte.

„Nun trink schon, auf ein bisschen mehr oder weniger kommt es jetzt auch nicht mehr an...“ Der Chef ließ sich nicht lange bitten, setzte sich dann zu Becker und fragte ihn unvermittelt, ob er sich um die Staatsanwältin kümmern könne, wenn bei der Operation etwas schief laufe. Becker schüttelte energisch den Kopf und wollte von Frankenstein wissen, mit wie vielen Frauen er es noch treiben solle, beruhigte sich aber schnell, als die Vorgesetzte seinen Wunsch erläuterte:

„Du sollst nicht mit Gunda schlafen, wirklich nicht! Ich will nur, dass du sie tröstest, wie du es bei deinen Töchtern machen würdest und ihr nach meinem Tod beim Formularkram hilfst! Aber das wird bestimmt nicht nötig sein, wahrscheinlich bin ich sogar früher, als Euch lieb ist, wieder

im Dienst!“

Der Hauptkommissar fragte: „Schon in einer Woche?“ und Frankenstein relativierte seine Aussage, sprach jetzt von mindestens drei Monaten, die er benötigen würde, um zu gesunden, worauf sein Besucher sich von der Couch erhob und ein zweites Glas holte, um den Schmerz in seinem Herzen mit Whisky zu betäuben...

27.

In der folgenden Nacht fand Becker trotz des Alkohols in seinem Blut lange nicht zum Schlaf. Immer wieder kreisten seine Gedanken um die Entwicklungen im beruflichen und familiären Umfeld, die ihn zunehmend in seinem Bewegungsspielraum einschränkten. Carmen hatte sich am Abend, gleich nach ihrer Ankunft im Münsterland, bei Annette mit der Hiobsbotschaft gemeldet, dass es seiner Schwiegermutter noch schlechter ging als erwartet und angedeutet, dass sie voraussichtlich bis zum Herbst in Nordrhein-Westfalen bleiben müsse.

Auch mit Frankenstein konnte er bei realistischer Betrachtung erst im Oktober rechnen und so hatte er für mehrere Monate Haushalt und Kinder am Hals und zu allem Überfluss den Job seines Chefs mit dem bürokratischen Schnickschnack, den er wie die Pest hasste. Am meisten ärgerte ihn, dass er den längst zur Gewohnheit gewordenen Urlaub auf Rügen wahrscheinlich in den Wind schreiben musste. Ohne die Ehefrau würde er ohnehin nicht an die Ostsee fahren, doch selbst wenn Carmen sich für zwei oder drei Wochen von ihrer Mutter loseisen konnte, war damit nicht gesagt, dass er mit ihr und den Kindern im Juli zum Mönchgut aufbrechen durfte.

Solange Frankenstein das Krankenbett hütete, galt für ihn faktisch eine Urlaubssperre und dass ihm seine Behörde die Reiserücktrittskosten erstatten würde, tröstete ihn im Augenblick überhaupt nicht. Gegen 2 Uhr hatte Becker es satt, sich in seinem Bett herumzuwälzen und er stand so leise wie möglich auf, um die neben ihm liegende Juliane nicht zu wecken, schlüpfte in seine Pantoffeln und tigerte anschließend ruhelos durch das Haus, bis er auf die Idee kam, es sich im Garten auf der Hollywoodschaukel bequem zu machen. Deren sanften und gleichförmigen Bewegungen ließen ihn endlich ins Land der Träume gleiten und in diesem Zustand fanden ihn in den Morgenstunden die Töchter, die zwar ahnten, dass ihr Vater sich um die Mutter und den Kollegen sorgte, sich in ihrer kindlichen Unbekümmertheit aber köstlich über das auf der Schaukel schnarchende Familienoberhaupt amüsierten. Der Hauptkommissar hatte, als er vom Gelächter der Kinder erwachte, zunächst Schwierigkeiten, sich zeitlich und räumlich zu orientieren, erinnerte sich erst nach einer Weile an seinen nächtlichen Ausflug und

musste dann trotz des widerlichen Geschmacks in seinem Mund schmunzeln. Er hatte in seinem Leben schon in Zelten, Kraftwagen, Jugendherbergen und Schiffskabinen geschlafen, konnte sich aber nicht daran erinnern, jemals im Freien aufgewacht zu sein. Becker fragte Annette, wie spät es sei, bekam einen Heidenschreck, weil die Lagebesprechung der Sonderkommission in weniger als einer Stunde beginnen sollte und bat seine Älteste, das Frühstück zuzubereiten und Juliane zur Schule zu bringen, was Annette mit einem strahlenden Lächeln und dem zarten Hinweis quittierte, dass sie von ihrem Vater eine erheblich höhere Beteiligung an den Kosten des Laptops erwarte als bisher von ihm zugesagt.

Diese Aussage ging zwar an der Sache vorbei, weil Becker überhaupt noch nichts versprochen hatte, aber er nickte dennoch als Zeichen des Einverständnisses, weil er in der nächsten Zeit häufig auf den guten Willen der geschäftstüchtigen Tochter angewiesen sein würde. Kurz nach 9 Uhr eröffnete der Hauptkommissar die Sitzung, in der es anfangs um einen beim bizarren Rollenspiel auf ungeklärte Weise zu Tode gekommenen Freier ging, danach um einen Busengrabscher, der seit Beginn des Jahres sein Unwesen trieb und schließlich um die Psychologin vom BKA, auf die es sich einzustimmen galt. Becker spürte, dass einige Kollegen immer noch Vorbehalte gegen die Hinzuziehung der Frau hatten, versuchte im Sinne Frankenstein, die Ressentiments zu entkräften und wunderte sich, dass Mirjam wie schon auf Rügen die meisten Einwände vorbrachte.

Wieder überlegte er, was die Oberkommissarin dazu bringen mochte, gegen ihre eigenen Überzeugungen zu argumentieren und ihm fielen die aberwitzigsten Beweggründe für ihr Handeln ein, von denen ihm Eifersucht als Motiv am nächsten liegend vorkam. Kurz nach 12 Uhr wollte er die Lagebesprechung für eine Stunde unterbrechen und die anderen fragen, ob sie mit seinem Vorschlag einverstanden seien, als hinter ihm die Tür aufging und die ihm gegenüber sitzenden Beamten plötzlich mit offenem Mund zum Eingang starrten. Becker drehte sich nach anfänglichem Zögern um und hielt im nächsten Augenblick ebenso maulaffenfeil wie seine Kollegen, weil er der Frau, die den Raum betreten hatte, auf ihren Wunsch zeitlebens zu Füßen liegen würde. „Kann ich Ihnen helfen?“, fragte er die zierliche Person, als er sich nach

einigen Sekunden wieder gefasst hatte und die Fremde nickte huldvoll: „Wenn Sie Hauptkommissar Becker sind, können Sie mir Ihr Team vorstellen!“

Jetzt war der Beamte völlig perplex, weil er mit allem Möglichen gerechnet hatte, aber nicht damit, dass die Psychologin schon heute ankommen würde. Er brauchte einen Moment, um sich zu sammeln, erhob sich dann und ging freudestrahlend auf Gundas Schulfreundin zu. Mit zitternden Knien reichte er ihr die Hand, hieß sie herzlich willkommen und bot ihr den leeren Stuhl neben sich an, nicht ohne zu erwähnen, dass dieser eigentlich für Frankenstein reserviert sei.

„Ich weiß, ich weiß!“, behauptete die Psychologin und Becker beeilte sich, der Wiesbadenerin endlich seine Mitstreiter zu präsentieren, sparte dabei nicht mit lobenden Worten für ihre Talente und hob insbesondere Mirjam heraus, die er mit seinem Kompliment ein wenig zu besänftigen hoffte.

Die Kollegen waren zu Beckers Verwunderung plötzlich wie ausgewechselt, strahlten die Psychologin an, als sei sie eine Heilsbringerin, hingen an ihren Lippen, als sie sich für die freundliche Begrüßung bedankte und staunten genauso wie der Hauptkommissar über die Energie, mit der sie anschließend ihre Wünsche an die Sonderkommission skizzierte. Die Beamten schrieben brav auf, was ihnen die BKA-Spezialistin als Aufgabe mit auf den Weg gab und sogar Mirjam schien ihre feindselige Haltung langsam abzulegen.

Nach fünfzehn Minuten war schon alles gesagt und Becker schlug der Psychologin als nächsten Termin den kommenden Mittwoch vor. Die Wiesbadenerin schaute kurz in ihr Notizbuch, stimmte dann zu und bat den Hauptkommissar eher beiläufig, ihr bis zur Abreise Frankensteins Dienstzimmer zu überlassen. Becker war über ihre Anmaßung so überrascht, dass er sofort zustimmte und in für ihn ungewohnter Bescheidenheit fragte, ob er sonst noch etwas für sie tun könne.

„Aber gewiss doch“, flötete sie, „ich würde mich mit Ihnen beim Mittagessen gern über einige Details der Mordserie unterhalten und natürlich auch darüber, was Sie mit mir heute Abend vorhaben! Gunda hat mir wahre Wunderdinge über Sie erzählt...“

Der Strohwitwer starrte sie an wie ein Fabelwesen, wusste nicht, was er entgegen sollte und seine Verunsicherung wuchs noch, als Mirjam auf

dem Weg nach draußen an ihm vorbeikam und ihn maliziös anlächelte. „Haben Sie meine Worte sprachlos gemacht?“, fragte ihn die Psychologin mit spöttischem Unterton, sorgte dann aber schnell dafür, dass seine Verlegenheit sich wieder legte: „Die Wunderdinge bezogen sich natürlich auf Ihre Kenntnisse des Berliner Nachtlebens! Und weil ich mich gern rechtzeitig auf Neues einstimme, wollte ich mir beim Mittagessen schon ein wenig Appetit holen...“

28.

Am Nachmittag verließ Becker das Dienstgebäude früher als geplant, weil er seinen Gast erst am nächsten Tag erwartet und deshalb für den heutigen Abend noch nichts arrangiert hatte. Die Vorfreude auf Gundas Freundin war längst verflogen und die Angst, sich zu blamieren, wuchs mit jedem Restaurant, das er vergeblich zu erreichen versuchte. Offenbar hatten die meisten Lokale, die er kannte, ihren Ruhetag auf den Montag gelegt und wenn ihm nicht bald etwas einfiel, musste er die verwöhnte Wiesbadenerin noch zu einer Currywurst einladen und hinterher bei der Staatsanwältin um gutes Wetter bitten.

Berndt verließ das Büro zwei Stunden nach ihrem Vorgesetzten, setzte sich in ihren Wagen und fuhr zu den Eltern, die sie zuletzt vor zwei Monaten gesehen hatte. Ihre Mutter hatte am Wochenende mit ihr telefoniert und sie gebeten, wieder einmal vorbeizukommen und weil sie wegen einer Entzündung am Handballen ohnehin nicht trainieren konnte, hatte sie kurzerhand für heute zugesagt und sich auf Nachfrage zum Essen ihr Lieblingsgericht, geschmorten Kasselerbraten mit Klößen und Sauerkraut, gewünscht.

Die Eltern wohnten immer noch in dem Landhaus, in dem sie ihre Kindheit verbracht hatte und ihr fiel auf halbem Wege dorthin ein, dass der das zweistöckige Gebäude umgebende Garten im Albtraum mit Sauerbrei eine dominierende Rolle gespielt hatte. Bei diesem Gedanken wollte sie am liebsten wieder umkehren, aber natürlich konnte der Garten nichts für die Missetat des Oberstaatsanwalts und ihre Mutter wahrscheinlich auch nichts und so setzte sie ihre Fahrt fort, ließ sich bei ihrer Ankunft vom altersschwachen Dobermann Willi ablecken und dann stundenlang verwöhnen, bis es auf zehn Uhr zuing und sie zum Aufbruch drängte.

„Wie verträgst dich eigentlich mit Gunnar?“, wollte ihr Vater beim Abschied wissen und versetzte sie mit seiner Frage ungewollt in Rage. Am liebsten hätte sie ihren Erzeuger angeschrien, ihm wegen seiner Freundschaft zum Kinderverderber Vorwürfe gemacht, doch beließ sie es letztlich bei einem vagen Hinweis auf fachliche Meinungsverschiedenheiten, ehe sie den Eltern eine gute Nacht wünschte und schleunigst das Weite suchte. Dafür schrie sie sich, als sie

wieder im Wagen saß, zur Musik der Rolling Stones die Seele aus dem Leib, trommelte mit ihren Fäusten auf dem Lenkrad herum und erweckte bei anderen Autofahrern den Eindruck einer Geisteskranken.

Zuhause leerte sie in kurzer Zeit eine Flasche Roséwein, schluckte vor dem Schlafengehen zwei Tabletten, die nach Meinung ihrer Mannschaftskameradinnen angeblich rasch für die nötige Bettschwere sorgten und glitt tatsächlich bald darauf ins Reich der Träume hinüber. Sie erlebte noch einmal die Lagebesprechung vom Vormittag, sah die Psychologin leichtfüßig im Sitzungszimmer heruntänzeln und kochte vor Wut über ihre Kollegen, die sich mit Ergebenheitsadressen, eine peinlicher als die andere, bei der zugegebenermaßen schönen Frau einzuschleimen versuchten. Für die Dame würde es unter diesen Umständen ein leichtes sein, das Team von dem Täterprofil zu überzeugen, das sie bestimmt schon im Kopf hatte und dann gingen die Ermittlungen der Sonderkommission endgültig in die heiße Phase über und die Gefahr für die Mörderinnen, gefasst zu werden, wuchs von Tag zu Tag. Doch plötzlich wandte sich Katharina ihr zu und sie wusste, dass alles gut werden würde. Die Wiesbadenerin sah jetzt aus wie ein Engel, mit dem Unterschied, dass die Flügel nicht weiß, sondern pechschwarz waren und sie sprach mit ihr, ohne dass sie den Mund bewegte und ein Ton über ihre Lippen kam. Sie sei gekommen, um der kleinen Mirjam zu helfen und werde für sie da sein, egal wo sie sich aufhalte und was sie von ihr wolle. Töte ihn, fuhr es der Oberkommissarin durch den Kopf und Katharina schien zu verstehen, nickte fast unmerklich und verwandelte sich wieder in die kühle Psychologin, die allen Männern den Kopf verdrehte. Dann verschwanden die Bilder und Mirjam erwachte am Morgen mit der Erkenntnis, dass ihr neuerdings die Träume den Weg wiesen und sie nur die Botschaften verstehen musste, um mit sich ins reine zu kommen...

29.

Am Mittwochvormittag saß Becker wieder mit seinem Team zusammen und war heilfroh, die Lagebesprechung nicht leiten zu müssen, nachdem von Meierberg, der eigentlich nur zur Begrüßung der Psychologin gekommen war, plötzlich darauf bestanden hatte, die Gesprächsführung zu übernehmen.

Der Hauptkommissar fühlte sich mindestens so müde wie am Montag, doch mehr als das Schlafdefizit machten ihm Scham und Wut zu schaffen, die ihn beim Gedanken an die letzten Nächte überkamen. Er hatte schon ein flaes Gefühl gehabt, als Katharina mit einer anderen Frau am vereinbarten Treffpunkt aufgetaucht war, aber dass sie sich mit ihr in aller Öffentlichkeit abknutschen würde, hätte er nie und nimmer für möglich gehalten. Wie ein Depp hatte er stundenlang neben dem Paar gesessen und sich maßlos darüber geärgert, Gundas Wink mit dem Zaunpfahl nicht verstanden zu haben. Wenn er der Angelegenheit überhaupt einen positiven Aspekt abgewinnen konnte, dann den, dass er am Montag, für den er keine Vorbereitungen mehr hatte treffen können, dank des Einfallsreichtums der Freundin von Katharina das am Charlottenburger Lietzensee gelegene Restaurant Engelbecken kennen gelernt hatte, das ihn wegen der liebevoll zubereiteten österreichischen und schwäbischen Spezialitäten und der aufmerksamen Bedienung begeistert hatte.

„Was halten Sie von den Thesen der Psychologin?“, wollte der Landeskriminaldirektor plötzlich von ihm wissen und Becker errötete wie ein beim Rauchen ertappter Lausbub, meinte in seiner Verlegenheit, sich noch kein abschließendes Urteil gebildet zu haben und dankte Gott im Himmel, dass von Meierberg ihm seine Unaufmerksamkeit durchgehen ließ und sich mit derselben Frage an den Oberstaatsanwalt wandte. Sauerbrei schien sich nicht schlüssig zu sein, was der oberste Kriminalbeamte von ihm hören wollte und verlor sich zunächst in Allgemeinplätzen, wurde erst konkreter, als der Sitzungsleiter auf sein Geschwafel unwirsch reagierte.

„Ich will“, brummte Sauerbrei, „auch keine voreiligen Schlüsse ziehen, doch scheinen die Teile des Puzzles, die Frau Pinkmann bisher zusammengefügt hat, tatsächlich zusammenzupassen! Für mich heißt das

Folgendes: Wir haben es mit hoher Wahrscheinlichkeit mit keinem einzelnen Täter zu tun, sondern mit mehreren, bei denen es sich, den Handschriften der Bekennerschreiben nach zu urteilen, um Frauen handelt, die zwischen 20 und 40 Jahre alt sind. Als Tatmotiv kommt nach meiner Meinung nur Rache, für was auch immer, in Frage und ich muss Herrn Becker loben, weil er uns diese Erkenntnisse schon lange, wenn auch vergebens, zu vermitteln versucht hat! Ich meine also, dass die Kripo bei ihren weiteren Ermittlungen von einer unbestimmten Zahl rachsüchtiger Frauen als Täterinnen ausgehen sollte, die in irgendeiner, wenn auch unbewiesenen Beziehung zu Rosemarie Engholm und den anderen in den Bekennerschreiben erwähnten Mädchen stehen! Jetzt liegt es an uns, den Schwörerinnen auf die Schliche zu kommen und wir sollten alle Kräfte bündeln, damit nicht noch weitere Opfer der mörderischen Frauen zu beklagen sind!“

Von Meierberg dankte Sauerbrei mit einem Kopfnicken und erteilte Berndt das Wort, die sich mit einem Handzeichen bemerkbar gemacht hatte. Die Oberkommissarin schloss sich zunächst den Thesen des Vorredners an und provozierte ihren Patenonkel dann mit der überfallartigen Frage, ob sich Männer überhaupt in die Psyche missbrauchter Frauen hineindenken könnten, worauf er, wie von der Tarantel gestochen, aufsprang und fluchtartig den Sitzungssaal verließ, nicht ohne sich beim Landeskriminaldirektor lautstark über die freche Beamtin zu beschweren. Fast alle im Raum quittierten Sauerbreis Wutanfall mit einem Lächeln und auch der dem Oberstaatsanwalt so zugetane LKA-Chef schüttelte verständnislos den Kopf, nicht aber Egon Becker, der spürte, dass zwischen dem Oberstaatsanwalt und seiner Patentochter etwas ablief, das mit den freundschaftlichen Beziehungen zwischen ihm und Mirjams Eltern nichts, aber auch gar nichts zu tun hatte...

30.

Die Sonne stand fast im Zenit und brannte unerbittlich, ließ Mensch und Tier verstummen und versengte auch die beiden Frauen am Straßenrand, die von ihrer Aufmachung her eher in ein Bordell als in die idyllische Landschaft des Barnim gepasst hätten. Sie hatten lange darüber diskutiert, ob ihnen die Jäger die Hurenrolle abnehmen würden, hatten dann lange geübt und sogar den Prostituierten in der Oranienburger Straße bei ihrem Treiben zugeschaut und jetzt warteten sie in glitzernden Hotpants, Plateauschuhen mit irrwitzig hohen Absätzen und durchsichtigen Blusen auf die Männer, die sich nach den Informationen ihrer Auftraggeberin heute Mittag wieder auf die Pirsch begeben würden. Sie waren nach einer Stunde vergeblichen Ausharrens kurz davor, zu resignieren und die Aktion ergebnislos abzubrechen, als endlich der Geländewagen am Horizont auftauchte, Antje verabredungsgemäß in die Hocke ging und sich ihr mit einem Feldstein aufgeschlagenes Knie hielt, während Fatima sich mitten auf die vor Hitze glühende Straße stellte und wie eine Verrückte winkte. Einen Augenblick sah es so aus, als ob der Jeep trotzdem an ihnen vorbeirasen würde, doch dann wurde er vom Fahrer doch noch abgebremst und kam mit quietschenden Reifen neben der Deutsch-Türkin zu stehen.

„Was habt Ihr denn hier verloren?“, wollte der Beifahrer wissen und die Orientalin lächelte so bezaubernd, wie nur eine Prinzessin aus tausendundeiner Nacht es vermag, verließ sich im Übrigen auf die Wirkung ihres Parfüms und hauchte:

„Wir haben uns verirrt und außerdem ist meine Freundin hingefallen! Sehen Sie nur, wie sie blutet!“ Die Insassen musterten die Frauen jetzt mit unverhohlener Neugier, dachten wohl, dass ein wenig Abwechslung in der Einsamkeit des Waldes nicht schaden könne und luden sie ein, sie zur Jagdhütte zu begleiten. Fatima und Antje sahen sich kurz an und nickten zustimmend, krabbelten, als der Beifahrer ihnen Platz gemacht hatte, kichernd in den Fond des Wagens und sparten unterwegs nicht mit Komplimenten für den herben Charme ihrer Freier.

Am Ziel angekommen, verarztete der Bürgermeister von Neuwiese Antjes verletztes Knie, während sein Freund eine Flasche Sekt und Gläser herbeiholte und bald stießen die Jäger mit den Frauen auf ihr

Wohl an. Fatima schlug den Männern vor, das Geschehen ins Freie zu verlagern, beschrieb das Arrangement, das ihr vorschwebte, so bildhaft, dass die Freier am liebsten gleich zur Tat geschritten wären und so es dauerte nicht lange, bis sich die vier über die Höhe des Liebeslohns geeinigt hatten.

Draußen vor der Jagdhütte suchten sie in den folgenden Minuten ein für ihre Zwecke geeignetes Plätzchen, fanden schließlich eine Stelle mit viel Moos und dann begannen die vermeintlichen Huren, ihre Begleiter zu entkleiden, baten sie, als sie entblößt vor ihnen standen, sich auf den Rücken zu legen und verbanden ihnen zum Abschluss die Augen mit duftenden Seidentüchern.

Beim Vorspiel, das sie den Jägern vorher besonders ans Herz gelegt hatten, achteten die Frauen darauf, dass sie die Männer nur mit ihren Lackhandschuhen berührten, spielten lange an den Brustwarzen der Freier herum und näherten sich gerade den primären Geschlechtsorganen, als Fatima plötzlich aufschreckte, vor einem nahenden Hornissenschwarm warnte und dann wild um sich schlug, ohne verhindern zu können, dass die Neuwiesener Honoratioren Sekunden später vor Schmerz schreien und sich die Einstichstellen an Brust und Hals hielten.

Antje brüllte noch: „Au! Tut das weh!“, schlug mit der flachen Hand nach den vermeintlichen Plagegeistern und nahm dann zusammen mit ihrer Freundin Reiß aus. Auf der Flucht durch den Kiefernwald drehten sich die Frauen immer wieder um, weil sie sich vergewissern wollten, dass die Kerle ihnen nicht folgten, aber von denen war weit und breit nichts zu sehen und so blieben sie nach einigen hundert Metern erschöpft stehen, versteckten sich eine Weile hinter dicken Baumstämmen und machten sich dann auf den Rückweg.

Trotz der Gewissheit, ihre Opfer hinreichend betäubt zu haben, blieben sie weiter vorsichtig, doch war ihnen, als sie die Kerle in der Nähe der Jagdhütte wieder sahen, sofort klar, dass von ihnen keine Gefahr mehr ausging...

31.

Zwei Tage vergingen, ohne dass die Jäger von ihrer Hütte zurückkehrten und langsam begannen sich die Bürger von Neuwiese um sie zu sorgen. Alle wussten, wem sie den bescheidenen Wohlstand in der Gemeinde zu verdanken hatten und die Vorstellung, künftig ohne Stockmann und Kohn auskommen zu müssen, bereitete nicht nur den Mitarbeitern im Rathaus und den Beschäftigten der Planungs- und Sanierungsgesellschaft mbH Kopfschmerzen.

Letztlich war es aber erst Renate, Kohns zweite Ehefrau, die mit ihrer Vermisstenanzeige die größte Suchaktion im Land Brandenburg seit Jahren auslöste. Zunächst waren es nur zwei Dutzend Bereitschaftspolizisten, die sich im Umkreis der Jagdhütte umsahen, doch als sich die ersten Beamten vor Müdigkeit kaum noch auf den Beinen halten konnten und die Polizeiführung in Eberswalde sich darauf verständigte, das Suchgebiet auszuweiten, kamen über hundert Ordnungshüter aus den benachbarten Landkreisen hinzu, die Wälder, Wiesen und Auen des Barnim durchforsteten.

Dennoch wären die Leichen der Jäger wahrscheinlich erst nach Monaten gefunden worden, wenn Kriminalkommissar Hauptmann nicht, einer Eingebung folgend, befohlen hätte, nicht nur nach den Männern zu suchen, sondern auch nach dem spurlos verschwundenen Geländewagen, mit dem die Waidmänner zur Jagdhütte aufgebrochen waren.

Ende Juni, die vom heißen Frühsommer zermürbten Bereitschaftspolizisten wollten schon alles hinschmeißen und unverrichteter Dinge in ihre Kasernen zurückkehren, meldete sich ein passionierter Wanderer bei einem ländlichen Gendarmerieposten, beschwerte sich über einen unbefugt in der Schorfheide abgestellten Jeep und fand im Wachtmeister, der die Anzeige entgegennahm, einen aufmerksamen Zuhörer, der umgehend den von Hauptmann geleiteten Einsatzstab alarmierte. Danach dauerte es keine Stunde, bis eine Vorhut der Polizei den in einem Sonnenblumenfeld versteckten Geländewagen erreichte und sofort in alle Richtungen ausschwärmte, unterstützt von einem Suchhund, der schließlich die Leichen aufstöberte und verbellte. Die Vermissten lagen, als die Beamten sie fanden, wie ein schwules Liebespaar da, Bauch an Bauch wie bei gegenseitiger Fellatio. Und weil

Stockmann das abgeschnittene Glied von Kohn im Mund hatte und umgekehrt, war es keinesfalls abwegig zu vermuten, dass sich die Jäger im Zustand höchster Lust gegenseitig die Genitalien abgebissen hatten. Außerdem waren die Jäger gefoltert worden und hatten sich, was den Anblick der Leichen endgültig unerträglich werden ließ, einige hungrige Wildschweine an den sterblichen Überresten gütlich gemacht, vielleicht als späte Rache dafür, dass die Waidmänner ihnen und ihren Artgenossen zu Lebzeiten nachgestellt hatten. Ein anderer Umstand elektrisierte Hauptmann aber, als er sich wenig später die Toten ansah, vielmehr, hatten die Mörder doch eine Spraydose bei sich gehabt und die Worte Rache für Hannelore auf den Allerwertesten des Bürgermeisters gesprüht...

32.

Becker, der sich langsam damit abzufinden begann, dass er den Sommer an seinem Schreibtisch verbringen würde, hörte in den Frühhinrichtungen vom Doppelmord in der Schorfheide, maß der Nachricht aber, weil die Brandenburger Kollegen den Medien wichtige Details der Tat verschwiegen hatten, keine große Bedeutung zu und ging auf das Verbrechen in der morgendlichen Lagebesprechung nur mit wenigen Sätzen ein.

Nach der Sitzung nahm sich der Hauptkommissar vor, den restlichen Freitag für die Aufarbeitung liegen gebliebener Vorgänge zu nutzen, kam zunächst auch gut voran und überlegte zur Mittagszeit, ob er sich kurz auf der Straße die Beine vertreten oder in die Kantine gehen sollte, als Mirjam hereinplatzte und ihn an die Verabredung am Samstagabend erinnerte. Becker stutzte einen Moment, doch dann fiel ihm wieder ein, dass er seiner Kollegin versprochen hatte, mit ihr im Newton am Gendarmenmarkt auf seinen zwei Wochen zurückliegenden Geburtstag anzustoßen. Er entschuldigte sich für seine Schusseligkeit und schlug der Oberkommissarin vor, sie am nächsten Tag um 18 Uhr von zuhause abzuholen, als sein Telefon läutete. Missmutig nahm er den Hörer ab und brummte seinen Namen in die Sprechmuschel, hörte erst ein fraulich klingendes: „Sie werden verbunden!“ und vernahm wenig später die resolute Stimme eines Mannes:

„Hauptmann, Kripo Eberswalde, ich grüße Sie! Sie haben bestimmt vom Gemetzel in der Schorfheide gehört und...“

„Ja, in den Nachrichten!“, warf Becker ein und der Anrufer zögerte einige Sekunden, bevor er fortfuhr: „Das kann sein, aber dann wissen Sie allenfalls die Hälfte von dem, was geschehen ist! Aus ermittlungstaktischen Gründen haben wir den Medien einige Details verschwiegen, die Sie als Fachmann vielleicht interessieren werden...“ Der Hauptkommissar war jetzt hellwach, schaltete den Lautsprecher des Telefons ein, damit seine Kollegin mithören konnte und ließ sich dann vom Kriminalbeamten am anderen Ende der Leitung die Umstände der Tat schildern. Nach zehn Minuten versiegte Hauptmanns Redefluss allmählich und Becker wollte endlich seine Fragen loswerden, die er sich auf einem Zettel notiert hatte, kam aber nicht zu Wort, weil dem Kollege

Anrufer noch etwas Wichtiges einfiel:

„Das war noch nicht alles! Es gibt noch zwei weitere Indizien...“

„Und?“, drängte Becker, dessen Jagdfieber längst wieder erwacht war.

„Die Täter haben auf dem Hintern des Bürgermeisters eine Widmung hinterlassen, mit einer Spraydose die Worte Rache für Hannelore auf die Haut gesprüht! Und ohne dem Ergebnis der Laboruntersuchungen vorgreifen zu wollen, wage ich zu behaupten, dass die Täter den Männern vor dem Transport in die Schorfheide das Narkosehilfsmittel verabreicht haben, das schon in Hamburg und Berlin zum Einsatz kam!“

„Uff!“, stöhnte Becker und signalisierte seiner Kollegin mit einem Achselzucken, dass aus der Verabredung mit ihr wohl nichts werde, doch schien sich Mirjam an der Aussicht, die nächsten Tage im drögen Umland statt in der glitzernden Metropole verbringen zu müssen, wenig zu stören, gab sie ihm doch, als er Hauptmann sein Kommen zusagte, sofort zu verstehen, dass sie ihn gern nach Eberswalde begleiten würde. Kaum hatte Becker das Gespräch beendet, trommelte er alle verfügbaren Ermittler zusammen, stärkte sich mit einem belegten Brötchen, das Annette ihm am Morgen in die Aktentasche gesteckt hatte und informierte seine Kollegen in der zweiten Lagebesprechung innerhalb weniger Stunden über das Telefonat mit Hauptmann.

Die Nachrichten aus Eberswalde schlugen bei den Sitzungsteilnehmern, die trotz des eigentlich schon begonnenen Wochenendes an Beckers Lippen hingen, wie eine Bombe ein. Endlich konnte das von der Wiesbadener Psychologin gezeichnete Täterprofil seinen Lackmüstest an einem aktuellen Fall bestehen und wenn alle in den nächsten Wochen ihren Job gut machten, stand am Ende des Sommers vielleicht einer der größten Fahndungserfolge der letzten Jahre, was die Ermittler erkennbar beflügelte. Am liebsten hätten sie sich sofort ins Umland aufgemacht, um den Mord an den zu Gejagten gewordenen Brandenburger Jägern aufzuklären und Becker hatte alle Mühe, seine Leute darauf hinzuweisen, dass er zwar nach Eberswalde gebeten worden sei, die Zuständigkeit für den neuen Fall aber bei den Kollegen des benachbarten Bundeslandes liege und er keine Lust habe, für seine Leute den Kopf hinzuhalten, wenn sie trotz seiner Mahnungen vordreschten. Um Halb fünf am Nachmittag machte er sich, weil er seinem klapprigen

Wagen die Strecke nach Eberswalde nicht zumuten wollte, zusammen mit Mirjam in einem Golf aus dem polizeilichen Fuhrpark auf den Weg, geriet unterwegs immer wieder in Staus und hatte es letztlich nur dem Einsatz von Blaulicht und Sirene zu verdanken, dass er ohne große Abweichungen von der verabredeten Zeit am Ziel ankam.

Hauptmann erwartete ihn im Polizeipräsidium schon sehnsüchtig und zeigte sich sichtlich erleichtert, als sein Besucher endlich vor ihm stand, hatte er doch von den Meriten des Hauptkommissars gehört und hoffte insgeheim, sich durch die angestrebte Kooperation mit ihm profilieren zu können. Aber das würde er natürlich nie zugeben und so gab er sich gegenüber dem Gast und seiner Begleiterin leutseliger, als es nötig gewesen wäre, stellte ihnen lang und breit seine Mitarbeiter vor, instruierte sie über den neuesten Ermittlungsstand und schlug ihnen schließlich vor, sie zum Fundort der Leichen zu führen, was die Berliner sofort akzeptierten.

Am von Bereitschaftspolizisten weiträumig abgesperrten Ort des Grauens hätte ein Laie Schwierigkeiten gehabt, zu realisieren, was sich in der idyllischen Schorfheide vor einer Woche zugetragen hatte. Die von Menschenhand geschundenen und von kräftigen Eberzähnen angenagten Waidmänner lagen längst in Kühlfächern des Instituts für Rechtsmedizin in Bernau, die roten Flecken auf dem Waldboden waren in der hereinbrechenden Dämmerung kaum noch als das Blut der Mordopfer zu erkennen und wenn überhaupt noch etwas auf einen Ort des Verbrechens hinwies, waren es die von den Kriminaltechnikern hinterlassenen Spuren, vornehmlich Überreste von Gipsabdrücken auf dem Boden. In Beckers Kopf entstand gleichwohl ein realistisches Bild von der Bluttat und ihm wurde speiübel, als er sich in die Jäger hineinversetzte und sich vorstellte, wie Hexen mit teuflischen Fratzen ihm sein Glied in den Mund steckten und dann auf ihren Besen davonflogen.

„Sind die Leichen auf fremde Körperflüssigkeiten und Hautpartikel, zum Beispiel unter den Fingernägeln, untersucht worden?“ wollte Becker wissen und Hauptmann schüttelte verständnislos den Kopf, bis er ihm von den Pannen im Mordfall Engholm erzählte und sich das Gesicht des kritikempfindlichen Ostdeutschen wieder aufhellte.

„Soweit ich das beurteilen kann“, meinte der Eberswalder Kommissar

jovial, „haben die Kriminaltechniker gute Arbeit geleistet, aber es gab natürlich, bedingt durch die Hitze der letzten Tage und die lange Liegezeit der Leichen, Probleme bei der Bestimmung der Todeszeit. Außerdem sind die Mörder sehr umsichtig vorgegangen und haben so gut wie alle Spuren, die zu ihnen führen könnten, akribisch beseitigt. Wir haben zwar einige nicht Kohn und Stockmann gehörende Haare am Tatort gefunden, doch weiß der Himmel, ob die Täter sie beim Verwischen der Spuren übersehen oder bewusst zurückgelassen haben, um eine falsche Fährte zu legen!“

„So fromm?“, frotzelte Becker, doch ließ sich Hauptmann, der wie die meisten ehemaligen DDR-Bürger mit Religion nichts am Hut hatte, von der Spitze des Kollegen nicht beirren und fragte den Berliner, ob er sich einen Reim auf die Worte Rache für Hannelore machen könne, obwohl er sich längst über ihre Bedeutung im klaren war. Der Hauptkommissar freute sich über den ihm zugespielten Ball und wollte schon seine Theorie vom Rachefeldzug an den Mann bringen, ließ es dann aber sein und erteilte stattdessen Mirjam das Wort, die scheinbar teilnahmslos dastand und zunächst nicht auf seine Bitte reagierte.

„Mirjam, erzähl dem Kommissar von den anderen Rachebekenntnissen!“, meinte er schließlich, schon ein wenig gereizt und endlich erwachte die Oberkommissarin aus ihrer Trance.

„Wir haben“, erklärte sie zögerlich, „im Laufe der Ermittlungen herausbekommen, dass die auf Wand und Zettel geschmierten Initialen und Vornamen, die an den Tatorten in Verbindung mit dem Wort Rache gefunden wurden, ihre Entsprechung in der Realität haben, zumindest theoretisch. Wenn wir davon ausgehen, dass mit M wie Marga und Rosi wie Rosemarie Personen gleichen Namens gemeint sind, die wir dem Umfeld der Mordopfer zuordnen können und diese die Mädchen missbraucht haben, was im Fall von Clio Schieferhals sogar bewiesen ist, ergibt sich ein erstklassiges Motiv für die Bluttaten, egal, wer die Kerle letztlich umgebracht hat! Wir müssen also möglichst schnell herausfinden, ob es im Umfeld von Stockmann und Kohn eine Hannelore gibt und sie gegebenenfalls ohne Vorwarnung als Zeugin befragen. Damit sind wir zwar den eigentlichen Täterinnen noch nicht auf der Spur, aber vielleicht weiß diese Frau etwas über sie und

verplappert sich, wenn wir sie überraschen...“

„Auf keinen Fall“, ergänzte Becker, „darf mehr als bisher an die Öffentlichkeit! Wenn es diese Hannelore wirklich gibt und sie etwas mit der Sache zu tun hat, ist sie sich vielleicht noch nicht sicher, ob der Doppelmord etwas mit ihr zu tun hat, es könnte ja sein, dass die Verbrecher nach der Tat noch keinen Kontakt zu ihr aufgenommen haben, aber wenn sie auch von den anderen Schlachtfesten weiß und von den Details des neuesten Massakers hört, ist sie natürlich gewarnt!“

Hauptmann murrte ein wenig, weil er die viele Arbeit sah, die auf ihn und seine wenigen Mitstreiter zukommen würde, aber Becker roch den Braten mit seinem untrüglichen Instinkt und reagierte goldrichtig.

„Ich hätte“, meinte er eher beiläufig, „einen Vorschlag zur Güte! Der Fall gehört Ihnen natürlich allein und ich würde mich nie ungebeten einmischen, aber wenn Sie mich und meine Leute zur Verstärkung Ihres Teams anfordern, stehen wir natürlich Gewehr bei Fuß!“

Hauptmann, der sich am Ziel seiner Träume wähnte, wollte vor Freude am liebsten in die Luft springen, riss sich aber, um den Schein zu wahren, mit großer Mühe zusammen und zog seine Stirn in Falten, ehe er nach einigem Zögern seinen Segen zu Beckers Plan gab. Dann bat er um Verständnis dafür, dass es einige Tage dauern könne, bis es zum Amtshilfeersuchen seines Innenministeriums an die Berliner Kripo komme und versprach, sich nach der Rückkehr ins Polizeipräsidium sofort der Angelegenheit anzunehmen.

Becker nickte, gab Hauptmann vorsorglich seine private Telefonnummer, fragte die Umstehenden, ob er noch gebraucht werde und verabschiedete sich mit einer jovialen Handbewegung, bevor er mit Mirjam in den Golf stieg und in die Hauptstadt zurückfuhr.

33.

24 Stunden später nippte Mirjam im Newton an ihrem Getränk, einer Mixtur aus exotischen Fruchtsäften, wenig Whisky und viel Zuckerrohrschnaps und lächelte ihren Begleiter an, als sie auf die Cocktailbar in Hamburg zu sprechen kam, in der die Affäre mit ihm begonnen hatte. Sie musste unbedingt herausbekommen, wie empfänglich er noch für ihre Reize war und weckte deshalb mit dem Timbre des Begehrens in der Stimme die Erinnerung an die Episode im Erotikladen und die anschließende Liebesnacht, füßelte dabei unterm Tisch und hatte schließlich Mühe, sich wieder zurückzunehmen, um ihr Pulver nicht vorschnell zu verschießen. Aber immerhin wusste sie, als sie sich von Becker kurz nach Mitternacht vor ihrer Haustür verabschiedete und er sich für ihr Geburtstagsgeschenk, eine selbstgefertigte Seidenkrawatte, mit einem feuchten Kuss bedankte, dass sie ihn notfalls, solange sich seine Frau in Westfalen um ihre Mutter kümmerte und sein Hormonspiegel auf gleicher Höhe wie jetzt blieb, zu jeder Schandtät überreden konnte.

Von dieser Erkenntnis beschwingt, stürmte sie die Treppe zu ihrer Wohnung hinauf, gönnte sich trotz des von den Cocktails herrührenden Schwipses noch ein Glas Rotwein und legte sich dann, froh wie lange nicht mehr, schlafen. Bald träumte sie von glücklichen Ferienaufenthalten am Meer, Momenten der Geborgenheit auf dem Schoß der Mutter und ihrer Beförderung zur Kriminalrätin, doch plötzlich veränderten sich die Farben in ihren Visionen, bis graue und schwarze Töne vorherrschten und Becker, mit seinem abgetrennten, blutverschmierten Glied in der Hand, über sie Gericht hielt. Was sie als Entschuldigung für ihren Verrat vorzubringen habe, wollte er von ihr wissen und ob sie ahne, welche Verletzungen sie ihm und den anderen Kollegen mit ihrem Vertrauensbruch zugefügt habe. Sie zappelte auf der Armesünderbank herum, versuchte ihren Gewissenskonflikt zu erklären, verhedderte sich zunehmend in Widersprüche und musste schließlich ohnmächtig mit ansehen, wie der von den Ermittlern als Scharfrichter bestimmte Sauerbrei sich vor ihr entblöbte und mit seinem dolchähnlichen Glied in sie eindrang. Mit einem Schrei, der durch Mark und Bein ging, schreckte sie aus dem Alptraum hoch, wählte sich wegen

der Finsternis um sie herum bereits in der Hölle und brauchte lange Zeit,
um sich zu erholen und wieder einzuschlafen...

34.

Der Doppelmord in der Schorfheide war in den folgenden Wochen in aller Munde und weil die Polizei auf Anraten Beckers faktisch eine Nachrichtensperre verhängt hatte, schossen die Spekulationen über das Verbrechen schnell ins Kraut. Da war von einem neuerlichen Fall von Kannibalismus die Rede, von gegenseitiger Sterbehilfe zweier verzweifelter Männer und von einer neuen Variante des Satanskults, der sich noch übers ganze Land ausbreiten würde, wenn die Polizei dem Treiben nicht bald ein Ende machte.

Und wie es bei der alle Voyeursgelüste befriedigenden Darstellung von Mord und Totschlag in den Massenmedien nicht verwundern kann, fehlten den toten Jägern, wollte man den Erzählungen der Menschen Glauben schenken, wahlweise Arme, Beine, Lunge und Herz. Und in Neuwiese hielt sich sogar lange Zeit das Gerücht, die Täter seien nach dem Vorbild des schauerlichen Romans Hannibal von Thomas Harris vorgegangen und hätten ausgehungerte Wildschweine auf die gefesselten Waidmänner gehetzt... Hannelore Jakob wusste es natürlich besser und musste sich oft auf die Zunge beißen, wenn sie den Unsinn der herum schwafelnden Dörfler vernahm, aber letztlich gelang es ihr, das düstere Geheimnis für sich zu behalten und sich wenigstens keine Blöße zu geben, bevor die Kriminalbeamten anrückten, um sie zu vernehmen. Manchmal, wenn sie des Nachts die stickige Luft in ihrer Kate nicht mehr ertrug und auf der Liege im Garten zur Ruhe kommen wollte, schloss sie die Augen und versuchte sich vorzustellen, wie sie die Beamten an der Nase herumführte. Doch immer, wenn sie sich halbwegs erfolgreich eingeredet hatte, heil aus der Sache herauszukommen, bekam sie es wieder mit der Angst zu tun, fürchtete sie, ihre Söhne zu verlieren und ihre Verzagtheit wuchs noch, als sie von den Berliner Spezialisten hörte, die ihren Brandenburger Kollegen demnächst bei den Ermittlungen helfen sollten. Doch noch klopfte kein grimmig dreinschauender Kommissar an ihre Tür und deshalb überwogen in ihren Überlegungen trotz allem Pessimismus Freude und Genugtuung über das Ende von Stockmann und Kohn, die hoffentlich irgendwann zusammen mit den Mördern ihres afrikanischen Riesen in der Hölle schmoren würden...

35.

Zur ersten gemeinsamen Lagebesprechung von Brandenburger und Berliner Akteuren fanden sich auch hohe Beamte der Innenressorts beider Länder ein, um die Bedeutung der Zusammenarbeit hervorzuheben. Becker war heilfroh, dass die Politiker wenigstens nicht vorhatten, hinterher die Presse mit Informationen zu spicken, denn wenn die Medien mitbekamen, dass für die Massaker in Hamburg, Berlin und in der Schorfheide wahrscheinlich ein und dieselben Täter verantwortlich waren, gab es hier bald einen unerträglichen Rummel und eine unbekannte Frau namens Hannelore konnte sich in aller Ruhe auf die Fragen vorbereiten, die seine Kollegen ihr stellen würden.

Nach einem als Aufmunterung gedachten Appell an die Ermittler, bei Misserfolgen nicht gleich zu verzagen, verabschiedeten sich die Vertreter der Innenministerien und der Berliner Hauptkommissar übernahm verabredungsgemäß die Sitzungsleitung im großen Saal des Polizeipräsidiums von Eberswalde. In ihm schien, ging es Becker durch den Kopf, die Zeit stehen geblieben zu sein, fehlte doch nur noch ein Foto von Erich Honecker an der Wand und die Heldin des Films Good bye Lenin hätte sich heimisch gefühlt wie in der aus ihrer Sicht guten alten Zeit. Der Hauptkommissar bat Ermittler, Staatsanwälte, Techniker und Gerichtsmediziner, sich kurz vorzustellen und kam danach auf die bisherigen Erkenntnisse bei der Suche nach der Frau zu sprechen, deren Rufname auf den Hintern des Bürgermeisters gesprüht worden war. Er bat Hauptmann, der neben ihm saß, den aktuellen Sachstand vorzutragen und der eifrige Kriminalbeamte ließ es sich nicht nehmen, die Sitzungsteilnehmer auf den neuesten Stand der Dinge zu bringen und dabei ein wenig zu glänzen:

„Wie Sie wissen, meine Damen und Herren, gehen wir von der These aus, dass es sich bei der von den Tätern Hannelore genannten Frau um keine fiktive Gestalt, sondern um ein Wesen aus Fleisch und Blut handelt! Und wir glauben, dass sie irgendwann zum Objekt sexueller Übergriffe der beiden toten Männer wurde, auch wenn es nie zu einer Strafanzeige gekommen ist. Das war in den anderen Fällen nicht anders und vielleicht hat das Schweigen der missbrauchten Frauen und Mädchen erst zur schrecklichen Mordserie geführt! Ich will damit sagen,

dass sich in Hannelore, Clio und den anderen Frauen wegen der Scham, die sie daran gehindert hat, zur Polizei zu gehen, eine irrwitzige Wut angestaut haben muss! Und irgendwann brauchte diese Aggression wohl ein Ventil und sie vertrauten sich jemandem an, der sich ihren Zorn zu eigen machte!

Noch wissen wir nicht, wieweit die Mädchen und Frauen aus dem Umfeld der Ermordeten in die Bluttaten verwickelt sind, aber sicher ist meines Erachtens, dass es eine Verbindung zwischen ihnen und den eigentlichen Tätern gibt. Deshalb haben wir den Recherchen zu dieser Hannelore absolute Priorität eingeräumt und ich bin froh, dass wir ihr wahrscheinlich schon dicht auf den Fersen sind...“

An dieser Stelle legte Hauptmann eine Kunstpause ein und genoss die Neugier, die er bei den Kollegen geweckt hatte.

„Nun kommen Sie schon raus mit der Neuigkeit!“, mahnte Becker, den Hauptmanns Geltungsbedürfnis zunehmend nervte und der Kommissar tat ihm den Gefallen gern:

„Ich habe heute Morgen in meinem Briefkasten ein anonymes Schreiben gefunden und es sofort ins Labor gegeben, mir aber vorher den Inhalt eingepägt! Der unbekannte Verfasser behauptet, dass eine Frau namens Hannelore Jakob, die wie die Ermordeten in Neuwiese lebt, von ihnen vergewaltigt wurde! Er wisse zwar nicht, wann und wo die Männer über sie hergefallen seien, doch habe der Bürgermeister mehrfach am Stammtisch mit dem Verbrechen geprahlt!“

Becker war ebenso verblüfft wie die anderen Sitzungsteilnehmer und schüttelte verärgert den Kopf.

„Sie haben uns also“, blaffte er, „stundenlang wichtige Informationen vorenthalten! Stellen Sie sich vor, dass der Laborant, dem Sie den Brief gegeben haben, mit Frau Jakob befreundet ist, dann hat er sie womöglich längst gewarnt! Ich hoffe für Sie, dass ich mich irre, weil Sie sonst bald ein Disziplinarverfahren am Hals haben!“

Hauptmann begriff immer noch nicht, was er angerichtet hatte, wollte es sich aber keinesfalls mit Becker verderben und bat ihn deshalb mit gespielter Reue um Vergebung, die ihm schließlich auch, weil der Hauptkommissar die Kooperation mit der Brandenburger Polizei nicht belasten wollte, gewährt wurde. Dann fragte Becker, wer sich auf den Weg zu Hannelore Jakob machen und sie vernehmen wolle und

registrierte erfreut, dass sich Mirjam sofort meldete.

„Und wer möchte Oberkommissarin Berndt begleiten?“, wollte er wissen und sofort streckte Hauptmann, der mit seiner Beflissenheit wieder Boden gut machen wollte, den rechten Arm in die Höhe. Doch auch Mirjam meldete sich wieder und Becker erteilte ihr noch einmal das Wort.

„Ich halte“, murrte sie, „überhaupt nichts davon, dass wir zu zweit bei Frau Jakob auftauchen, weil sie dann bestimmt gleich die Schotten dicht macht! Stattdessen sollte ich allein zu ihr fahren und das Gespräch von Frau zu Frau suchen, sodass sie glaubt, nur als Zeugin vernommen zu werden!“ Mirjams Worte leuchteten Becker ein und er fragte Hauptmann, ob er sich mit dem Vorschlag anfreunden könne.

„Wenn es der Wahrheitsfindung dient!“, knurrte der Kommissar in ungewollter Anspielung an ein vierzig Jahre altes Zitat des Kommunarden Fritz Teufel und wunderte sich über die Duldsamkeit, die sein Kollege der Oberkommissarin gegenüber an den Tag legte, enthielt sich aber vorsorglich jedes weiteren Kommentars...

Mirjam hatte sich den Weg nach Neuwiese von Hauptmann ausführlich beschreiben lassen und sich trotzdem zweimal verfahren, eine Schwäche, über die sie sich immer wieder ärgerte. Trotz allen kriminalistischen Spürsinns hatte sie sogar in Berlin Schwierigkeiten, sich mit dem Auto zurechtzufinden und wenn sie auf der Landstraße unterwegs war, geschah es trotz aller Mühe öfter, als ihr lieb war, dass sie verkehrt abbog oder ihr ein anderer Orientierungsfehler unterlief.

Aber jetzt stand sie am Gartenzaun, der das Anwesen Hannelore Jakobs zur Straße hin abgrenzte und fieberte der Begegnung mit ihr entgegen. Als sie vor zwei Monaten Clio Schieferhals vernommen hatte, war sie noch unsicher gewesen, ob sie auf dem rechten Pfad wandelte, aber jetzt waren alle Zweifel von ihr abgefallen, begriff sie sich als heimliche Komplizin der missbrauchten Frauen, deren Schicksalsgenossin sie war. Hin und wieder fragte sie sich, wie lange sie ihre Kollegen noch ungestraft hinters Licht führen konnte und nach dem Alptraum mit ihrem Chef als Richter und Sauerbrei als Henker war sie nahe dran gewesen, alles hinzuschmeißen, aber das waren letztlich nur kleinbürgerliche Gedankengänge, gemessen an der Größe ihrer Mission, die sie mit ein wenig Glück bald zum engeren Kreis der Verschwörerinnen führen würde. Sie wusste zwar immer noch nicht, was genau sie dann machen würde, aber dass sie die Racheengel nicht der Polizei ans Messer liefern würde, stand für sie außer Frage.

Mirjam überlegte, wie sie bei der Vernehmung vorgehen sollte, entschied sich nach einigem Hin und her dafür, das Aufnahmegerät wie bei der Befragung von Clio nur laufen zu lassen, wenn es für die Verdächtige nicht gefährlich war und betrat das Grundstück. Im selben Augenblick wurde die Haustür einen Spalt breit geöffnet und eine erkennbar unter Anspannung stehende Frau lugte heraus.

„Sind Sie Frau Jakob?“, wollte Mirjam wissen und die für ihr Alter recht verlebt aussehende Hausherrin nickte zur Bestätigung, fragte misstrauisch, was sie wolle und gewährte ihr mit der flapsigen Aufforderung: „Na, dann kommen sie mal rein!“ erst Einlass, als sie den vor ihre Nase gehaltenen Dienstausweis aufmerksam geprüft hatte. In der winzigen Küche bot Jakob ihr mit mürrischem Gesicht einen

wackligen Stuhl an und Mirjam fragte, um das Eis zwischen ihr und der Verdächtigen zu brechen, ob sie einen Kaffee haben könne. Jetzt huschte zum ersten Mal ein Lächeln über das Gesicht der Frau, deren Söhne draußen im Freien Einkriegen spielten und sich dabei die Seele aus dem Leib schrien.

„Aber gern“, meinte sie, „wenn es Ihnen nichts ausmacht, Muckefuck zu trinken!“

„Muckefuck?“

„Sie haben richtig gehört, ich meine das Gebräu, dass in den Nachkriegsjahren überall und in der DDR bis zur Wende in Mode war! Ich bin also dran gewöhnt und das Zeug ist erheblich billiger als Bohnenkaffee, was bei meinen Einkommensverhältnissen als Argument ziemlich schwer wiegt...“

„Man lernt nie aus“, bemerkte Mirjam, die lange nach dem Ende des zweiten Weltkrieges im Westen Deutschlands aufgewachsen war, „und ich bin jetzt richtig neugierig auf den Muckefuck!“

„Und weshalb sind Sie sonst hier?“, wollte Hannelore von ihr wissen, während sie den Ersatzkaffee zubereitete und Mirjam beschloss, ihr reinen Wein einzuschenken, soweit sie sich damit für den Fall, dass sie mit ihrer Annahme danebenlag, nicht selbst gefährdete.

„Ich will ganz offen sein! Ich ermittle im Mordfall Stockmann und Kohn und soll Sie als Zeugin befragen! Ich könnte auch sagen, als Verdächtige, aber das wissen Sie besser als ich! Am liebsten würden Sie mich jetzt wutentbrannt vor die Tür setzen, aber das geht nicht, solange Sie nicht wissen, welche Erkenntnisse ich schon habe. Also hören Sie mir gut zu und unterbrechen mich nicht! Sie sind, darauf deutet vieles hin, irgendwann von den getöteten Männern vergewaltigt worden und wie es der Zufall will, liegen die Kerle jetzt tot in einem Kühlfach der Rechtsmedizin und auf dem Allerwertesten einer Leiche sind die Worte Rache für Hannelore zu sehen!

Wenn ich in diesem Zusammenhang an gewisse Morde in Berlin und Hamburg denke, bei denen die Opfer, wie Stockmann und Kohn, ihr eigenes Glied im Mund und ein zur sofortigen Lähmung führendes Gift im Blut hatten, ganz zu schweigen von den hinterlassenen Bekennerschreiben, können Sie sich bestimmt vorstellen, dass die Polizei Ihren Skalp haben will!“

Mirjam hatte Hannelore die ganze Zeit beobachtet und äußerlich kaum eine Regung an ihr bemerkt, doch sagte ihr das Glimmen in den Augen der Verdächtigen, das sie bald zusammenbrechen würde.

„Nun heul schon los!“, meinte sie aufmunternd, erhob sich vom Stuhl und ging auf die leidgeprüfte Geschlechtsgenossin zu, nahm sie in die Arme und augenblicklich bekam Jakob einen Weinkrampf, zeigte so viele Emotionen wie noch nie in ihrem Leben und bot ein Bild des Jammers, das Mirjam in ihrer Überzeugung bestärkte: Die missbrauchten Frauen, die irgendwie schuldhaft in die Racheakte verstrickt waren, gehörten nicht hinter Gittern, sondern in die Hände von Therapeuten, die sich ihres Schmerzes annahmen!

Nach einer Viertelstunde war das Schlimmste endlich überstanden und Mirjam tupfte der gebrochenen Frau das Gesicht trocken, führte sie wie eine Schwerkranke in den Raum, der gleichermaßen als Wohn- und Schlafzimmer diente. Forderte Hannelore auf, sich für einige Minuten hinzulegen und kehrte in die Küche zurück, um den Muckefuck zu holen.

„Nun, wie hat das Zeugs geschmeckt?“, wollte die wieder halbwegs gefasste Hausherrin wissen, als Mirjam ihre Tasse geleert hatte und die Oberkommissarin meinte: „Gar nicht so übel!“, bevor sie die Gastgeberin auf die Zeugenbefragung vorzubereiten begann:

„Ich muss irgendwann das Aufnahmegerät einschalten und dann darfst du dir keine Blöße mehr geben! Sei so ruhig wie möglich und antworte auf meine Fragen so, als seiest du völlig unschuldig und wüsstest gar nicht, was ich von dir will!

Gib zu Protokoll, dass du, wie die anderen Einwohner von Neuwiese auch, den Bürgermeister und seinen Freund gekannt, gelegentlich auch Handlangerdienste für sie verrichtet hast, um etwas zur Sozialhilfe hinzuzuverdienen, ihnen aber nie zu nahe gekommen bist. Und dann beteuere, dass du dich bestimmt gewehrt und den Herren das Gesicht zerkratzt hättest, wenn sie zudringlich geworden wären! Mehr solltest du nicht sagen und jetzt bringen wir es, wenn du einverstanden bist, hinter uns!“

Die Hausherrin nickte und Mirjam sah der 30-Jährigen an, wie erleichtert sie war, fühlte sich wie Franz von Assisi und Mutter Teresa zugleich und dankte Gott im Himmel dafür, dass sie zur rechten Zeit die Fronten

gewechselt hatte...

37.

Wochen später waren die Ermittler keinen Schritt weiter als unmittelbar nach dem Leichenfund in der Schorfheide und die Stimmung im Team verschlechterte sich immer mehr. Berliner und Brandenburger Polizisten warfen sich gegenseitig vor, Informationen zurückzuhalten, schlampig zu arbeiten und jeden Respekt voreinander vermissen zu lassen, die Zeitungen begannen sich auf die Beamten einzuschließen, nachdem Details des Doppelmordes, die auf Verbindungen zu den Bluttaten in Hamburg und Berlin hinwiesen, mit einiger Verspätung zu den Medien gelangt waren und das Betriebsklima in Eberswalde hätte nicht schlechter sein können, als Becker die dreißigste Lagebesprechung der gemeinsamen Mordkommission eröffnete und Hauptmann bat, ausnahmsweise die Sitzungsleitung zu übernehmen.

Es dauerte nicht lange, bis sich die Ermittler wieder in die Haare kriegten und der Lärmpegel im großen Saal erreichte bereits ein beachtliches Niveau, als es dem Hauptkommissar schließlich reichte und er die Streithähne anbrüllte: „Scheiße, Scheiße und nochmals Scheiße! Ich lasse mir doch nicht auf der Nase herumtanzen! Wer bin ich denn?“ „Unser Chef!“, warf Scharf ein, brachte Becker mit seiner flapsigen Bemerkung aber erst recht auf die Palme.

„Das ist es ja, ich bin für die Ermittlungen verantwortlich und zu blöd, mein Team erfolgsorientiert zu führen! Am besten wäre es, mich irgendwohin zu versetzen, wo ich keinen Schaden anrichten könnte! Meinetwegen nach Kleinkleckersdorf oder sonst wohin...“ Jetzt meldete sich Mirjam, der die Erfolglosigkeit der Ermittler im Wesentlichen zuzuschreiben war, und Hauptmann erteilte ihr das Wort.

„Ich finde“, meinte die Oberkommissarin, in deren Plänen der Chef eine zu wichtige Rolle spielte, als dass sie ihn vorzeitig resignieren lassen konnte, „dass wir uns zu einer schonungslosen Bestandsaufnahme durchringen, aber dabei nicht das Kind mit dem Bade ausschütten sollten! Selbstkritik mag mitunter nützlich sein, doch glaube ich nicht, dass wir uns etwas vorzuwerfen haben. Immerhin haben sich schon die Hamburger Kollegen die Zähne an ihrem Fall ausgebissen und ich sehe nicht ein, dass wir in Sack und Asche gehen sollen, nur weil wir auch nicht erfolgreicher sind! Oder haben wir irgendwelche Fehler gemacht,

die mir entgangen sind? Ein wesentliches Merkmal aller Morde, die auf das Konto dieser Racheengel gehen, ist doch die Raffinesse, mit der sie begangen worden sind! Es gibt so gut wie keine Spuren an den Tatorten, mit denen wir die Täter identifizieren könnten, nichts, was sich für eine DNA-Analyse eignen würde und wenn doch einmal ein paar Haare zurückgelassen wurden, dann handelt es sich um die harmlosen Bürger, die selbst nicht wissen, wie die Mörder an Teile ihres Kopfschmucks gekommen sind! Hinzu kommt, dass uns auch die Schmierereien an den Tatorten nicht weitergeholfen haben. Die Frauen, in deren Namen die Ermordeten nach unserer Auffassung getötet wurden, geben sich ausnahmslos unwissend, haben zudem für alle Tatzeiten ein wasserdichtes Alibi und wir können ihnen nicht die geringsten Verbindungen zu den Mörderinnen nachweisen! Was sollen wir denn noch tun, außer, sie zu beschatten, ihre Telefongespräche abzuhören und alle Briefe, die sie schreiben und bekommen, abzufangen? Nicht einmal Emails können die Verdächtigen versenden oder empfangen, ohne dass wir ihnen dabei auf die Finger schauen! Und jetzt sollten die Anderen auch was zum Thema sagen!”

Mirjam hatte sich immer mehr in Rage geredet und Becker wollte sie für ihre couragierte Rede am liebsten herzen, obwohl er mit der Vernehmung Hannelore Jakobs überhaupt nicht zufrieden war und die Oberkommissarin für ihr laxes Vorgehen auch getadelt hatte. Aber letztlich konnte er ihr keine großen Vorwürfe machen, weil ihre Stärke, das ausgeprägte Einfühlungsvermögen, zugleich ihre Schwäche war und er hätte wissen müssen, dass sie nicht mit aller Härte vorgehen würde, wenn ihr eine so bedauernswerte Frau wie Jakob gegenüber saß. Außerdem war es mehr als fraglich, ob er an ihrer Stelle alle Register gezogen hätte, wenn mitten in der Befragung die kaffeebraunen Zwillinge ins Zimmer gestürmt wären. Egal, das Leben ging weiter und vielleicht war es am sinnvollsten, einen Schlusstrich unter die Ermittlungen zu ziehen und auf Kommissar Zufall zu hoffen, der im Verlauf der Kriminalgeschichte wahrscheinlich mehr Verbrechen aufgeklärt hatte als alle Polizeidetektive der Welt zusammen. Becker sah in die betretenen Gesichter der Sitzungsteilnehmer, spürte ihre Frustration und ergriff das Wort: ”Zunächst bitte ich meinen Wutanfall von vorhin zu entschuldigen! Ich weiß, dass so etwas einem alten

Fahrensmann wie mir nicht passieren darf, aber langsam fehlt mir wie allen Kolleginnen und Kollegen eine Müte Schlaf und das ständige Pendeln zwischen dem LKA in Berlin, meinem Zuhause und Eberswalde schlaucht doch mehr, als ich gedacht hätte! Vom Urlaub am Ostseestrand, den ich zum Leidwesen meiner Töchter stornieren musste, will ich erst gar nicht reden...”

Die Zuhörer nickten verständnisvoll, wussten doch alle im Raum um die der Pflegebedürftigkeit seiner Schwiegermutter geschuldeten familiären Probleme und die Mehrbelastung durch Frankensteins Krankheit und so hatte er leichtes Spiel, als er nach einer kleinen Kunstpause den Vorschlag formulierte, der ihm schon seit Tagen durch den Kopf ging: „Ich möchte jetzt auf den Beitrag von Oberkommissarin Berndt zurückkommen! Einige Zwischentöne in ihrer Rede haben mich ein wenig geärgert, aber letztlich hat sie in der Sache Recht! Wir haben es bei den Mördern von Berger, Engholm, von Hoff, Stockmann und Kohn offenbar mit hochintelligenten Verbrechern zu tun, die nichts dem Zufall überlassen und uns wahrscheinlich noch lange zum Narren halten werden! Diese Erkenntnis hat weniger mit Resignation als mit der Einsicht zu tun, dass mit Gewalt kein Ochse zu melken ist und wir die Geduld aufbringen müssen, auf den ersten Fehler der Täter zu warten! Ich will damit sagen, dass wir in den nächsten Tagen einen vorläufigen Schlussbericht über unsere Ermittlungen verfassen, den maßgeblichen Stellen in Berlin und Brandenburg vorlegen und darum bitten sollten, die Sonderkommission Schorfheide aufzulösen. Natürlich würden wir in Verbindung bleiben und die Zusammenarbeit beim Vorliegen neuer Erkenntnisse wieder aufleben lassen, doch sollten wir fürs erste an unsere Schreibtische zurückkehren und all die anderen Gangster fangen, die frei herumlaufen!”

Die Sitzungsteilnehmer starrten Becker eine Weile ungläubig an, doch dann begriffen sie, dass er nur ausgesprochen hatte, was sie alle dachten und applaudierten ihm ausnahmslos für seinen Vorschlag.

38.

Acht Tage nach der Entscheidung, die Sonderkommission aufzulösen, saß Becker abends in seinem Garten und ließ sich von der kühlen Brise verwöhnen, die der sonnenverbrannten Haut schmeichelte. Er hatte nach der Rückkehr ins Landeskriminalamt sofort um eine Woche Urlaub gebeten, ihn zu seinem Erstaunen auch problemlos erhalten und weil er Carmen in langen Telefonaten hatte überreden können, sich für eine Art Heimaturlaub von der Mutter loszueisen, verlebte er jetzt schon den dritten Tag mit ihr und den Kindern, auch wenn die Töchter wegen des Endes der Sommerferien wieder zur Schule gingen und sich so das Gemeinschaftsgefühl, das er an den Urlauben auf Rügen so schätzte, nur bedingt einstellte.

Dafür hatte er gestern endlich Zeit gefunden, sich mit Frankenstein in dessen Kreuzberger Wohnung zu treffen und war im nach hinein froh, sich dazu aufgerafft zu haben, weil er sonst ewig mit einem schlechten Gewissen herumgelaufen wäre. Das änderte nichts daran, dass ihn der Krankenbesuch immer noch erheblich belastete. Gunda Mohr hatte ihn an der Wohnungstür empfangen und, so gut es ging, auf das, was er zu sehen bekommen würde, vorbereitet, doch zeigte sich bald, dass keine noch so blühende Fantasie sich ausmalen kann, wie schwere Leiden Menschen verändern. Dass Frankensteins Schädel infolge der Chemotherapie völlig kahl sein würde, hatte er sich noch denken können, aber dass sich eine hässliche Narbe quer über seinen Kopf zog und er ohne Gehhilfen nicht mehr voran kam, hatte ihm fast den Boden unter den Füßen weggerissen und er fragte sich, ob er die Kraft aufbringen würde, den Freund und Kollegen ein zweites Mal aufzusuchen.

Wenigstens, ging es Becker durch den Kopf, stand die fesche Staatsanwältin fest zu ihrem Partner und opferte jede freie Minute seiner Pflege.

Seit gestern beschäftigte ihn aber noch etwas anderes. In den langen Jahren der Zusammenarbeit war es für ihn zur Routine geworden, die Urlaubsvertretung für Frankenstein zu übernehmen und er hatte das Pensum des Chefs auch in den letzten Monaten neben dem eigenen Job erledigt, ohne einen Gedanken daran zu verschwenden, wie es weitergehen würde, wenn der Vorgesetzte nicht mehr in den Dienst

zurückkehrte. Aber jetzt stand Frankensteins Versetzung in den Ruhestand, wenn er ihn richtig verstanden hatte, unmittelbar bevor und er musste sich zwangsläufig mit den sich aus der neuen Situation ergebenden Konsequenzen befassen. Eigentlich war er mit seiner beruflichen Funktion restlos zufrieden, weil seine Stärken im operativen Geschäft lagen und ihm die Schreibtischarbeit noch nie sonderlich Spaß gemacht hatte, aber er war jetzt Mitte vierzig und viele Chancen, in den höheren Kriminaldienst aufzusteigen, würde er nicht bekommen. Ganz abgesehen davon, dass es ihn maßlos ärgern würde, wenn er sich nicht bewarb und einen Typ wie Sauerbrei oder gar einen jener Streber mit Hochschulabschluss vor die Nase gesetzt bekam, deren Köpfe vor Theorie überquollen. Jedenfalls nahte der Zeitpunkt, an dem er sich entscheiden musste, unerbittlich und er musste bald so oder so Flagge zeigen...

Mit der Frage: „Willst du nicht reinkommen?“ riss ihn Carmen aus seinen Gedanken und er erhob sich schwerfällig, nahm sich zum hundertsten Mal vor, endlich abzuspecken und zog sich ein Hemd über, ehe er ins Haus trat und es sich neben ihr auf der Couch gemütlich machte. Zu seiner Überraschung hatte sie bereits eine Flasche württembergischen Rotwein aufgemacht, der vorzüglich mundete, der im Fernsehen laufende Spielfilm *Zeit der Zärtlichkeit* tat ein Übriges, um ihn der zuletzt schmerzlich vermissten Ehefrau näher zu bringen und so verlagerte sich das Geschehen schließlich ins Schlafzimmer, in dem es hoch her ging wie lange nicht mehr.

Irgendwann nach Mitternacht wachte der Hauptkommissar mit voller Blase auf, wälzte sich aus dem Bett und war auf halbem Weg zur Toilette, als er durch einen Türspalt Licht aus Annettes Zimmer schimmern sah. Missmutig schüttelte er den Kopf, erledigte sein Geschäft und sah dann bei der Tochter nach dem Rechten, die nach seiner festen Überzeugung im Bett lag und einen Groschenroman las, statt zu schlafen, wie es sich für eine 15-Jährige gehörte.

Vorsichtig öffnete er die Tür und staunte über den Anblick, der sich ihm bot. Annette saß vor ihrem Computer, hackte wild auf der Tastatur herum und war so sehr bei der Sache, dass sie sein Kommen gar nicht zu bemerken schien. Er überlegte, ob er die Tochter ausschimpfen oder einige mahnende Worte an sie richten sollte und entschied sich nach

kurzer Bedenkzeit dafür, Milde walten zu lassen. Seine Kinder hatten ihn in den Wochen, in denen er die gemeinsame Mordkommission in Eberswalde geleitet hatte, äußerst selten zu Gesicht bekommen und so konnte es nicht verwundern, dass sie sich die Zeit inzwischen nach eigenem Gutdünken vertrieben.

Becker schlich sich von hinten heran, räusperte sich vernehmlich und befürchtete schon, die Tochter zu sehr zu erschrecken, doch hatte die ihn längst bemerkt, drehte sich lächelnd um und meinte: „Das Internet ist eine Wundertüte voller Überraschungen, Papa! Du weißt gar nicht, was du damit alles anfangen kannst!“

Becker strich dem Teenager übers Haar, genierte sich im selben Moment, weil ihn das Wissen um Kindesmissbrauch in allen Gesellschaftsschichten sogar vor harmlosen Berührungen seiner Töchter zurückschrecken ließ und wollte seine Hand schon vom Kopf nehmen, als ihn Annette bat, weiter zu machen und ihm, als er sie wieder streichelte, die Geheimnisse des weltumspannenden Netzes erklärte: „Du musst wissen, dass es Millionen Adressen gibt, die von Städten und Firmen ebenso wie die von Pornoanbietern und Einzelpersonen, die sich eine eigene Homepage leisten!“

Becker fragte besorgt, ob sie sich etwa irgendwelchen Schmuddelkram herunterlade, doch sie gluckste nur vor Vergnügen, quiekte: „Porno? Igittigitt!“ und setzte dann ihren Privatunterricht fort: „Am tollsten ist ein Chat mit Gleichgesinnten! Ich interessiere mich, seitdem wir uns im Deutschunterricht mit dem Roman Berlin Alexanderplatz und seiner Hauptfigur Franz Biberkopf befasst haben, für seinen Schöpfer Alfred Döblin und bin bei der Suche nach Materialien über ihn auf ein Portal gestoßen, in dem sich junge Menschen wie ich über seine Bedeutung für die heutige Zeit austauschen!“

Becker nickte artig, doch blieben ihm Annettes Ausführungen seltsam fremd. Er konnte zwar mit dem Computer in seinem Büro halbwegs umgehen, aber warm geworden war er mit dem wundersamen Medium nie, weil er sich, als die ersten PC auf den Markt gekommen waren, schon zu alt für den technischen Fortschritt gefühlt hatte. Zum Glück hatte wenigstens seine Tochter das Sprichwort von Hans, der nicht mehr lernt, was Hänschen nicht gelernt hat, frühzeitig beherzigt und so lobte er Annette für ihren Wissensdurst, bevor er sie mit sanftem Druck dazu

brachte, endlich schlafen zu gehen.

Im weiteren Verlauf der Nacht träumte er wie lange nicht mehr. Die ersten Bilder sahen ihn in einem Auswahlverfahren mit Mirjam und seiner Frau als Konkurrentinnen, die nächsten vor Staatsanwältin Mohr knien, die auf Frankensteins Stuhl im LKA saß und die letzten in einer Szene, die ihn beinahe zu Tode erschreckte: Annette saß wieder vor ihrem Computer, erklärte ihm die Funktionen des Internets, rief beispielhaft eine ihr vertraute Website auf und verabredete sich mit dem Hinweis, sie wolle ihren Vater loswerden, zum Chat mit einer Mörderbande...

39.

Marga stand am Fenster und starrte voller Wehmut auf die Kastanie, die sich im Innenhof der Mietskaserne schon erstaunlich lange hielt und im Sommer fast alle Wohnungen mit ihrem dichten Laubwerk verschattete. Eigentlich hätte sie um diese Zeit in der Berufsschule den Monologen von Studienrat Leberecht lauschen sollen, aber danach war ihr heute nicht, jedenfalls noch nicht.

Erst wenn sich ihr Schutzengel endlich meldete, war sie vielleicht in der Lage, wieder an etwas anderes zu denken als an den Tag vor zwei Jahren, aber genauso gut konnte es sein, dass sie über das Verhör, in dem ihr der Fiesling vom Landeskriminalamt stundenlang zugesetzt hatte, nie mehr hinwegkam. Draußen regnete es immer stärker und in ihrem Kopf sammelten sich trübselige Erinnerungen wie Wassertropfen, die erst eine Pfütze, dann einen harmlosen Teich und zuletzt ein feindliches Meer aus Blut und Tränen bildeten. Bereit, alles zu überschwemmen, was sich an Unrat in ihrem Leben angesammelt hatte. Soweit sie zurückdenken konnte, war sie Gefangene des subproletarischen Milieus gewesen, das im Stadtteil Moabit vorherrschte, Körper und Geist zersetzte wie das auf dem U-Bahnhof Turmstraße und im Ottopark gehandelte Rauschgift und in das sie hineingeboren worden war wie eine bizarre Melange aus Essenresten und anderen Abfällen.

Wenn der Nichtsnutz aus Budapest oder woher auch immer ihr Erzeuger gekommen war, ein Kondom benutzt hätte, wäre ihrer Mutter eine Menge erspart geblieben und ihr selbst auch, aber die Beiden waren wahrscheinlich viel zu betrunken gewesen, als dass sie sich über so etwas Banales wie Empfängnisverhütung den Kopf zerbrochen hätten. Am Ende war der Strolch mit dem Aussehen eines Filmhelden und dem Charakter eines Lumpen auf Nimmerwiedersehen verschwunden und Mutter hatte sich nicht einmal bemüht, vor ihr zu verbergen, dass sie die ungewollte Brut hasste wie die Pest. Hatte sich nicht einmal darum geschert, dass ihre Tochter im Nebenzimmer alles mitbekam, wenn sie ihren Kneipenbekanntschaften für ein paar Groschen zu Diensten war und sich beim Vortäuschen des Orgasmus die Seele aus dem Leib schrie. So war es nicht weiter verwunderlich, dass sie früh an falsche Freunde geriet, mit zwölf Mitglied einer Jugendgang wurde und mit 14 Jahren so

viel auf dem Kerbholz hatte wie ein Gewohnheitsverbrecher. Zum Glück erwischte sie die Polizei kurz darauf beim Einbruch in den benachbarten Großmarkt und weil sie jetzt bedingt strafmündig war, beließ es der Jugendrichter nicht mehr bei einem Achselzucken, sondern verurteilte sie zu hundert Stunden gemeinnütziger Arbeit und wies ihr einen Bewährungshelfer zu, der dafür sorgte, dass sie trotz fehlenden Schulabschlusses eine Lehrstelle bekam. Mit den Worten: „Ich gehe jetzt!“ verabschiedete sich ihre Mutter, bevor sie sich auf den Weg zum Jobcenter in der Sickingenstraße machte und sie reagierte mit einem müden „Tschüs!“, ehe sie sich in ihren Gedanken wieder dem Julitag vor zwei Jahren widmete, der als heißester Tag des Sommers in die Annalen eingegangen war. Sie trug damals ein luftiges Kleidchen, das mehr zeigte als verbarg, gab aber nichts darauf, dass der Chef sie mit Komplimenten überhäufte, sondern machte sich sogar einen Spaß daraus, ihn aufzueilen. Schließlich war der Kerl über fünfzig und es für sie undenkbar, dass so einer es ernsthaft mit ihr treiben wollte. Als sie dann um 17 Uhr an der Haltestelle vor dem Firmengelände stand und auf den Bus nach Moabit wartete, der sich wieder einmal verspätete, war es für Berger, als er in seiner Luxuslimousine vor ihr anhielt, ein leichtes, sie mit dem Versprechen ins Auto zu lotsen, sie auf schnellstem Wege nachhause zu bringen. Vielleicht hatte der Kahlkopf anfangs nicht einmal vor, ihr an die Wäsche zu gehen, zumindest ließ sein Verhalten nicht darauf schließen, doch dann stierte er immer häufiger auf ihre nackten Beine, kam dabei offenbar auf dumme Gedanken und änderte plötzlich mit dem Hinweis, noch einen Kunden im Osten Berlins besuchen zu müssen, die Fahrtrichtung.

Irgendwann wusste sie nicht mehr, wo sie sich befand und als der Boss schließlich in einen unbefestigten Waldweg einbog, spürte sie instinktiv, wenn auch viel zu spät, was er mit ihr vorhatte. Im nächsten Augenblick fiel er auch schon wie ein Tier über sie her und dass sie bald darauf ohnmächtig wurde, empfand sie im nach hinein sogar als Gnade, hätte sie sich doch sonst wahrscheinlich zu Tode geekelt.

Vierzehn Tage später beichtete sie alles ihrer Mutter und hoffte inständig, dass Elli ihr beistehen und den Sittenstrolch vielleicht sogar anzeigen würde, doch die gute Frau machte ihr stattdessen Vorhaltungen und meinte dann beiläufig, dass einem vorbestraften Mädchen erheblich

schlimmere Dinge widerfahren konnten, als vom Chef herangenommen zu werden...

Danach versuchte sie lange, die Vergewaltigung zu verdrängen, fuhr sogar weiter zur Ausbildung in die Firma, aber es nutzte nichts. Mit jedem neuen Tag wurde ihr klarer, dass sie erst mit sich im Reinen sein würde, wenn der Chef starb und irgendwann ging alles sehr schnell, gewann sie das Vertrauen ihres Schutzengels und war nach dem schmachvollen Tod des Strolches fest davon überzeugt, dass jetzt alles gut werden würde. An diesem Glauben hielt sie fest, solange es ging, trotz der immer häufigeren Nächte, in denen sie keinen Schlaf fand, aber als sie der Kriminalbeamte vor einigen Wochen zum zweiten Mal nach ihrer Beziehung zu Berger befragte, drehte sie fast durch und war seither zu nichts mehr zu gebrauchen. In ihrer Not versuchte sie gestern Abend, Kontakt zum Schutzengel aufzunehmen, um sich mit ihm auszusprechen, hatte damit aber kein Glück und fuhr deshalb zum Lokal in der Motzstraße, in dem sie den Rächerinnen Rede und Antwort gestanden hatte, schrieb mit krakeliger Handschrift auf einen Zettel, dass sie sich am nächsten Tag um zehn Uhr umbringen werde und übergab ihn der Wirtin.

Jetzt war der neue Tag schon elf Stunden alt und es war klar, dass der Schutzengel ihr keinen Trost mehr spenden würde. Sie war mutterseelenallein mit der Schuld, die sie auf sich geladen hatte und es gab nur einen Ausweg aus dem Dilemma. Wie in Trance füllte sie ein Wasserglas bis zum Rand mit Weinbrand, trank das hochprozentige Gebräu mit wenigen Schlucken aus und schwebte dann, wie es ihr schien, auf das Fenster zu. Von draußen klatschten dicke Regentropfen gegen die Glasscheiben und sie verspürte eine tiefe Sehnsucht nach der Freiheit des Windes, der die Kastanie mit seiner unbändigen Kraft zerzauste, öffnete das Fenster, kletterte auf die Brüstung und wollte, als sie es im letzten Moment mit der Angst zu tun bekam, wieder ins Zimmer zurück, verlor aber wegen ihrer Trunkenheit das Gleichgewicht und stürzte mit einem gellenden Schrei in den Tod...

40.

Am dritten Montag im August brachte Becker seine Frau in aller Herrgottsfrühe zum Hauptbahnhof und fuhr dann weiter zu seiner Dienststelle. Unterwegs fragte er sich, was er in den kommenden Wochen ohne Carmen anfangen sollte und bemerkte gerade noch rechtzeitig, dass er sich in eine Opferrolle drängte, die ihm nicht zustand. Gewiss hatte ihn der Kurzurlaub seiner Frau wieder näher gebracht und er konnte sich nicht erinnern, wann er zuletzt so erregenden Sex mit ihr gehabt hatte, aber das rechtfertigte noch lange nicht, dass er sich jetzt wie ein kleines Kind aufführte.

Immerhin hatte er Carmen im Frühjahr mit Mirjam betrogen und ob die Abende mit der Psychologin aus Wiesbaden so harmlos verlaufen wären, wenn sie sich als männermordender Vamp entpuppt hätte, wagte er auch zu bezweifeln. Becker legte eine CD ein, lauschte den Klängen eines Londoner Orchesters, das die 2. Symphonie von Beethoven meisterhaft interpretierte, ließ noch einmal die Ferientage Revue passieren und wandte sich in seinen Gedanken dann der Arbeit zu, die auf ihn wartete. Viel konnte in seiner Abwesenheit eigentlich nicht geschehen sein, weil sich seine Kollegen sonst bestimmt bei ihm gemeldet hätten, aber auch so erwartete ihn ein von Akten überquellender Schreibtisch und er fragte sich, wie lange er das doppelte Pensum noch durchhalten würde. Was bist du für eine Memme, dachte er im nächsten Augenblick und musste über seine Wehleidigkeit so herzhaft lachen, dass ihn die Fußgänger, die vor ihm den Zebrastreifen benutzten, um über die Straße zu kommen, wahrscheinlich für einen Idioten hielten.

Kurz nach sieben, viel früher als üblich, stellte er seinen Wagen auf dem den Beschäftigten des LKA vorbehaltenen Parkplatz hinter dem Dienstgebäude ab, spürte beim Aussteigen wieder einen stechenden Schmerz im rechten Knie und nahm sich vor, endlich einen Orthopäden zu konsultieren, obwohl er vor der überfälligen Gelenkspiegelung mehr Angst als Vaterlandsliebe hatte.

Wenig später begrüßte er die sichtlich überraschte Sekretärin mit einem saloppen: "Hei, Debora, wie geht's?" und setzte sich, in seinem Büro angekommen, erst einmal hin, um sein Knie, das jetzt teuflisch wehtat, zu entlasten. Planlos nahm er sich den zuletzt auf seinem Schreibtisch

gelandeten Stapel aus Akten und einzelnen Schriftstücken vor, drehte sich eine Zigarette, obwohl er eigentlich längst mit dem Rauchen aufgehört hatte und genoss den ersten Glimmstängel seit acht Tagen ohne jede Reue.

Plötzlich glaubte er, seinen Augen nicht trauen zu können. Zwischen allerlei unwichtigen Notizen und Rundschreiben lag ein unscheinbares Fax der Polizeidirektion City, ein Schreiben, aus dem hervorging, dass Marga Hufschmied, wohnhaft in der Erasmusstraße 4, aus dem Fenster im dritten Stock gestürzt und wenig später an den Folgen ihrer inneren Verletzungen gestorben war! Dass diese Meldung keinem Kollegen aufgefallen war, obwohl es sich bei der Toten um eine Tatverdächtige handelte, regte ihn maßlos auf und er stürmte mit viel Wut im Bauch ins Sekretariat, blaffte die zu Tode erschrockene Sekretärin an, weil sie damit beschäftigt war, ihre Fingernägel zu lackieren und gab ihr in herrischem Ton auf, sofort das gesamte Team zu ihm zu schicken. Die Vorzimmerdame wandte schüchtern ein, dass zu dieser frühen Stunde noch niemand im Hause sei und er wegen der Urlaubszeit ohnehin nur mit Berndt und Fati rechnen könne, worauf Becker den Kopf schüttelte, über die Pflichtvergessenheit seiner Mitarbeiter schimpfte und mit mürrischem Gesicht davon humpelte.

Zurück in seinem Büro, riss er als Erstes die Fenster auf, atmete tief durch und fragte sich, wohin seine Unbeherrschtheit noch führen würde. Er hatte die Sekretärin völlig unnötig angeschnauzt und konnte sich gut vorstellen, dass sie sich auf seinen Wutanfall hin krankschreiben ließ, mit der Folge, dass er sich kurzfristig um Ersatz für die Vorzimmerdame kümmern musste. Was ihn aber noch mehr irritierte, war die Grundlosigkeit der Kritik an den anderen Kollegen. Schließlich waren ihm ähnliche Fehler wie das Übersehen eines Posteingangs bei Urlaubsvertretungen auch schon unterlaufen und wenn er daran dachte, wie viele Überstunden die meisten Teammitglieder inzwischen angesammelt hatten, durfte er sich erst recht nicht über sie beklagen. Gleichwohl setzte er, als wenig später Berndt und Fati wie begossene Pudel in der Tür standen, sein grimmigstes Gesicht auf und wies sie mit einer knappen Handbewegung an, sich zu setzen, ehe er der Oberkommissarin das Fax mit der Todesnachricht wortlos in die Hand drückte. Mirjam erlebte beim Lesen, als würde sie auf diesem Wege

vom Tod ihrer Mutter erfahren, gab den Zettel an Fati weiter und sah Becker mit tränenfeuchten Augen an.

„Was kann ein Mädchen wie Marga nur bewegen, freiwillig aus dem Leben zu scheiden?“, fragte sie schließlich mit brüchiger Stimme und lieferte, als die beiden Männer schwiegen, die Antwort gleich mit: „Ich denke mir, dass sich junge Leute meist dann umbringen, wenn sie mit ihren Problemen allein gelassen werden!“

Letztlich gibt es aus jeder noch so ausweglosen Situation einen Ausweg, aber wenn in der größten Not weit und breit kein Lotse zu sehen ist, der den verzweifelten Menschen an die Hand nimmt, muss sich niemand wundern, wenn es zu Kurzschlussreaktionen kommt...“

„Gut gebrüllt, Löwe!“, meinte Becker und versuchte vergeblich, dabei nicht zynisch zu wirken, drehte sich eine neue Zigarette und erklärte dann, warum er seine Mitarbeiter herbeizitiert hatte: „Die Todesnachricht liegt seit mindestens fünf Tagen auf meinem Schreibtisch und niemand hat einen Blick darauf geworfen, geschweige denn etwas unternommen! Wir müssen also möglichst schnell herausfinden, ob es sich beim Fenstersturz um einen Unfall oder um Selbstmord handelte und für den Fall, dass diese Marga freiwillig in den Tod gegangen ist, ihre Mutter zum Verhör laden! Scharf hat die Dame zwar schon vor einiger Zeit vernommen, aber vielleicht hat sie uns jetzt mehr zu sagen als damals...“

Mirjam verzog ihr Gesicht und Becker sah sie fragend an, schwieg aber, bis sie von sich aus erklärte, warum ihr eine Laus über die Leber gelaufen war:

„Ich halte nichts davon, die trauernde Mutter wie eine Schwerverbrecherin herzubestellen! Ich würde unter diesen Umständen keinen Pieps herausbringen und denke mir, dass es bei ihr genauso wäre!“

„Und was schlägst du vor?“, wollte Becker wissen und die Oberkommissarin druckte eine Weile herum, ehe sie mit der Sprache heraus kam:

„Du hast mich nach der Vernehmung von Frau Jakob zu Recht kritisiert, ich war damals wirklich nicht gut drauf, aber wenn ich mir jetzt Margas Mutter allein vornehmen dürfte, hätte ich bestimmt mehr Erfolg als in Neuwiese!“

Der Hauptkommissar wusste nicht recht, wie er sich zu Mirjams Vorschlag verhalten sollte, sah hilfeschend zu Fati hinüber und gab schließlich, als der junge Mann sich von ihm wendrehete, klein bei, obwohl ihm sein kriminalistischer Spürsinn sagte, dass er sich besser anders entscheiden sollte.

„Aber erst will ich wissen, ob Marga wirklich Selbstmord begangen hat!“, meinte er mit einem kaum wahrnehmbaren Schulterzucken und wählte die Nummer der Direktion City, wurde von der dortigen Telefonzentrale mit dem zuständigen Bearbeiter verbunden und schilderte dem Polizisten am anderen Ende der Leitung sein Anliegen. Danach hörte er seinem Gesprächspartner aufmerksam zu, notierte alles Wesentliche auf einem Schmierzettel und bedankte sich beim Kollegen, ehe er auflegte und sich wieder seinen Mitarbeitern zuwandte:

„Wir können mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit davon ausgehen, dass Marga ihrem Leben vorsätzlich ein Ende gesetzt hat! Eine Hausbewohnerin hat zur fraglichen Zeit ihre Zimmerpflanzen gegossen, dabei aus dem Fenster geschaut und gesehen, wie das Mädchen aufs Fensterbrett kletterte! Das kann es zwar aus Jux und Tollerei gemacht haben und knapp zwei Promille Alkohol im Blut sprechen auch dafür, aber mehrere Nachbarn haben übereinstimmend ausgesagt, dass Marga zuletzt sehr verschlossen war und auch ihre Berufsschullehrer haben den Kollegen von der Direktion City gegenüber das Bild einer zutiefst depressiven jungen Frau gezeichnet...“

41.

Zwei Stunden später war Mirjam mit ihrem Wagen auf dem Weg zu Elli Hufschmied und überlegte, worauf sie vor und bei der Vernehmung achten musste, damit ihr Chef nicht wieder Verdacht schöpfte und ihr womöglich einen anderen Fall zuwies. Vor allem musste sie sich diesmal mehr Zeit nehmen als in Neuwiese, der Frau den Text, den sich die anderen Ermittler später anhören würden, solange einbläuen, bis sie ihn auswendig kannte und die Wohnung erst wieder verlassen, wenn das Tonbandprotokoll uneingeschränkt ihren Wünschen entsprach.

Je näher sie dem Ortsteil Moabit kam, umso weniger wohl fühlte sie sich in ihrer Haut und sie wusste nicht, ob diese Empfindung mit ihrem Frontenwechsel oder den vermummten Frauen zu tun hatte, die den Straßen ein immer orientalisches Flair verliehen, bis sich ein Fremder zuletzt in einer iranischen oder türkischen Stadt wähnen konnte. Wo wird das nur enden, fragte sie sich und sah in ihrer Fantasie vor sich, wie Muslime nach der Machtergreifung durch den Islam die Stadt mit Minaretten überzogen, alle Ungläubigen, die nicht zur neuen Staatsreligion konvertieren wollten, umbrachten und ein patriarchalisches System errichteten, in dem Frauenrechte der Geschichte angehörten und kein Hahn danach krächte, wenn Verbrecher wie ihr Patenonkel sich an kleinen Mädchen vergingen. Mirjam war so in Gedanken, dass sie nicht rechtzeitig in die Erasmusstraße einbog und einen Umweg in Kauf nehmen musste, um an ihr Ziel zu kommen, doch schließlich stand sie vor der Wohnung von Hufschmied, sammelte sich kurz und klopfte dann heftig an der Tür, weil es Klingeln in dem Haus offenbar nicht gab. Zunächst schien es ihr, als müsse sie unverrichteter Dinge wieder umkehren, doch dann hörte sie in der Wohnung eine Frau fluchen und versuchte noch einmal, auf sich aufmerksam zu machen. „Ich komm ja!“, hörte Mirjam die Mieterin brabbeln, doch dauerte es weitere drei Minuten, bis sie ihr endlich öffnete und mit den bei Alkoholikern typischen Ausdünstungen den Atem raubte. Rasend vor Wut, zerrte sie die Säuferin unter die Dusche, drehte den Kaltwasserhahn auf und ließ die klitschnasse Frau erst wieder los, als sie sicher war, wenigstens einen Teil des Fusels, der in den porösen Adern kreiste, aus ihrem Leib heraus getrieben zu haben.

„Was wollen Sie?“, jammerte Margas Mutter später, als sie Mirjam in einer verdreckten, dafür aber trockenen Kittelschürze in der Wohnküche gegenüber saß und die Oberkommissarin herrschte sie an: „Was ich will? Sie haben vielleicht Nerven! Haben Sie schon vergessen, dass Ihre Tochter sich das Leben genommen hat? Marga steckte mittendrin in einer Mordsache und wenn Sie sich nicht kooperativ zeigen, sitzen Sie bald an ihrer Stelle im Gefängnis! Habe ich mich verständlich ausgedrückt?“

Mirjam genierte sich wegen ihres bewusst rüden Vorgehens, brachte die wieder halbwegs nüchterne Frau damit aber schneller als erwartet zum Reden und es dauerte nicht lange, bis Hufschmied freimütig von der Vergewaltigung ihrer Tochter, gewissen Andeutungen nach Bergers Tod und dem mysteriösen, von ihr belauschten Telefonat Margas erzählte, bei dem es um den Mord im Hotel Astor gegangen war.

Mirjam ließ die Frau ausreden, machte sich hin und wieder Notizen, dachte aber nicht daran, das vor ihr auf dem Tisch stehende Aufnahmegerät einzuschalten. Irgendwann versiegte Hufschmieds Redefluss und Mirjam sah die Zeit für gekommen, ihr die Leviten zu lesen.

„Wissen Sie, was Sie mit Ihrem Geschwätz anrichten?“, fragte sie die verdatterte Frau und fuhr dann mit ihrer Philippika fort: „Wenn ich mich nicht verhört habe, ist Margas Chef Opfer eines von ihr beauftragten Killers geworden und hat sich Ihre Tochter aus dem Fenster gestürzt, weil sie mit dieser Schuld nicht länger leben konnte! Ist das richtig?“ Die letzten Worte hatte Mirjam aus sich heraus geschrien und die Trinkerin war jetzt noch eingeschüchterter als zuvor, zitterte am ganzen Leib und hatte Mühe, ihre Tränen zurückzuhalten.

„Heulen Sie nicht rum!“, kreischte Mirjam, ehe sie sich besann und die Verständnisvolle spielte: „Ich habe das nicht so gemeint, aber ich will genauso wie Sie, dass Margas Andenken in Ehren gehalten wird und deshalb muss ich Sie unbedingt für die Vernehmung präparieren!“ Hufschmied sah Mirjam ungläubig an, und langsam dämmerte ihr, dass sie keine Feindin, sondern eine Verbündete vor sich hatte, ergriff gerührt die Hände ihres Gastes und war dann ganz Ohr für die Regieanweisungen der Polizistin.

„Sind Sie jetzt bereit?“, fragte Mirjam schließlich und schaltete, als

Hufschmied sie wie ein reich beschenktes Kind anstrahlte, das Aufnahmegerät ein, nahm zunächst die Personalien der Frau auf und begann dann mit dem einstudierten Frage- und Antwortspiel, bei dem die Mutter ein völlig neues Bild ihrer Tochter entwarf. Nein, zwischen Berger und Marga sei nichts gewesen, dafür lege sie die Hand ins Feuer! Und von sexuellen Übergriffen des Firmenchefs könne erst recht keine Rede sein, ganz zu schweigen von der fixen Idee, die Tochter sei in diese scheußlichen Morde verwickelt! Aber dass ihr Kind wegen einer unerwiderten Liebe dem Alkohol zugesprochen habe, könne sie bestätigen und dafür bringe sie auch Verständnis auf, trotz des tragischen Endes, den die Geschichte genommen habe. Jedenfalls werde sie auch unter der Folter nichts anderes aussagen und wenn doch, dann solle sie dafür in der Hölle schmoren...

Zufrieden mit sich und der Welt, beendete Mirjam das Verhör, sparte anschließend nicht mit tröstenden Worten und bläute Hufschmied, bevor sie sich auf den Rückweg machte, noch einmal ein, unbedingt bei der zu Protokoll gegebenen Version zu bleiben. Sollte sie es sich anders überlegen, müsste sie damit rechnen, wegen uneidlicher Falschaussage im Gefängnis zu landen und das wolle sie doch bestimmt nicht.

Unterwegs im Auto rief Mirjam ihren Chef an und entschuldigte sich vorsichtshalber für eventuelle Fehler bei der Zeugenbefragung, versicherte aber immer wieder, dass sie sich nichts vorzuwerfen habe und beendete das Telefonat schließlich abrupt, als es nötig gewesen wäre.

„Ich halte das nicht länger aus!“, schrie sie danach, aber keiner hörte ihren Hilferuf und so trat sie das Gaspedal durch, als gelte es, die Rallye Monte Carlo zu gewinnen, weil es ihr nur so gelingen konnte, den Geistern zu entkommen, die wegen des Verrats an den Kollegen hinter ihr her waren...

42.

Als sich der August seinem Ende zuneigte und die Berliner nach mehreren regnerischen Wochen für einige Tage nochmals von der Sonne verwöhnt wurden, füllten sich wieder die Reihen der Ermittler und in der letzten Lagebesprechung des Monats konnte Becker schließlich auch Sauerbrei begrüßen und rekapitulierte ihm zuliebe, was sich während seines Urlaubs zugetragen hatte.

Der Oberstaatsanwalt wurde im Laufe der Ausführungen immer mürrischer, beklagte sich anschließend heftig über den vermeintlichen Stillstand der Ermittlungen und drohte am Ende sogar damit, der Sonderkommission den Serienmordfall zu entziehen. Becker und seine Mitarbeiter saßen danach mit langen Gesichtern da, weil sie wussten, wie berechtigt die Kritik war, doch dann erinnerte sich der Hauptkommissar zum Glück an das nächtliche Gespräch mit Tochter Annette, ergriff das Wort und schilderte die unbegrenzten Kommunikationsmöglichkeiten im Internet, von denen seiner Meinung nach auch Marga, Clio und die anderen Frauen Gebrauch gemacht haben könnten.

Vielleicht hätten sie bei einem Chat sogar Rachepläne geschmiedet und es würde gewiss nicht schaden, wenn das Team dieser Spur nachgehen würde. Die meisten Kollegen blieben bei Beckers Ausführungen skeptisch und der Hauptkommissar wollte schon resignieren und seinen Vortrag vorzeitig beenden, als er in den Augen der Kriminaltechnikerin Enz einen Hauch von Verständnis wahrzunehmen glaubte, doch in seiner Rede fortfuhr und die Spezialistin schließlich um ihre Meinung bat. Enz zierte sich zunächst etwas, nahm dann aber allen Mut zusammen und ergriff für Becker Partei:

„Vor einigen Jahren hätte ich nicht mal mit dem Begriff Internet etwas anfangen und mir bis zu dem Tag, als ich erstmals von diesem Kannibalen in Rotenburg hörte, auch nicht vorstellen können, dass Menschen, die ihres gleichen verspeisen wollen, sich mit ihren willfährigen Opfern beim Chat zum Schlachtfest verabreden! Was spricht also dagegen, dass sich rachsüchtige Mädchen in irgendwelchen Foren treffen und gemeinsam Mordpläne schmieden? Wir wissen inzwischen, dass Clio und die anderen Frauen für alle Tatzeiten ein Alibi vorweisen können, aber wer sagt denn, dass sich beim Talk im Netz

nicht andere bereitgefunden haben, die Dreckarbeit zu machen? Vielleicht müssen sich unsere jungen Damen im Gegenzug irgendwann revanchieren und selbst Hand anlegen? Wenn ich dann noch daran denke, dass viele Heranwachsende sich in Internetcafés in solche Foren einloggen und dabei zwangsläufig anonym bleiben...“

Jetzt begriffen auch die anderen Kollegen, worauf Becker hinauswollte und fingen mehr und mehr Feuer für seinen Plan, erhitzen sich bald darüber, wie den Internetverschwörerinnen am ehesten beizukommen sei und Scharf schlug schließlich vor, die wenig geliebten, weil immer arrogant auftretenden Computerexperten des Hauses hinzuzuziehen. Mit dieser Idee stieß er bei den unteren Chargen auf wenig Gegenliebe, doch verständigten sich Sauerbrei und Becker im Interesse der Sache ausnahmsweise darauf, sich über das Mehrheitsvotum hinwegzusetzen und keine Stunde später saß Mackensen, der Chefinformatiker, schon mit ihnen am Tisch.

Der Computerfachmann hörte sich geduldig an, was die Ermittler von ihm wollten, nickte ab und zu und machte sich eifrig Notizen, stellte anschließend einige Verständnisfragen und klang, als er den Auftrag noch einmal beschrieb, so zuversichtlich, dass es nur noch eine Frage von Tagen sein konnte, bis die ungeklärten Fälle der Vergangenheit angehörten. Virtuelle Verabredungen zu allen möglichen Verbrechen seien inzwischen, führte er aus, an der Tagesordnung und grundsätzlich sei es für Profis kein Problem, Kriminelle zu ermitteln, die an einem Chat entsprechenden Inhalt teilnahmen. Seine Leute seien schließlich auch bei der Suche nach Vertreibern und Konsumenten von Kinderpornografie fündig geworden und er könne sich nicht vorstellen, dass irgendwelche rachsüchtigen Frauen raffinierter vorgehen als die Liebhaber kleiner Jungen und Mädchen. Voraussetzung für eine erfolgreiche Recherche sei aber, schränkte er ein, dass mindestens eine Verschwörerin für die virtuelle Kontaktaufnahme den eigenen Computer benutzt habe.

„Sie wollen uns wirklich helfen?“, fragte der Hauptkommissar ungläubig und Mackensen nickte zur Bestätigung, bat um Übermittlung aller vorliegenden Erkenntnisse über die zusammenhängenden Morde und verließ das Team schließlich so beschwingt, dass der nach Monaten des Misserfolgs abhanden gekommene Mut wieder zu Beckers Leuten

zurückkehrte.

Nach der Sitzung fragte der Hauptkommissar Mirjam, ob sie Lust habe, mit ihm den neuen Italiener in der Friesenstraße auszuprobieren und erklärte ihr, als sie ihn fragend ansah, dass er mit ihr das weitere Vorgehen des Teams besprechen wolle. Die Oberkommissarin hatte Mühe, ihre Freude über die Einladung zu verbergen und schlug ihm vor, sie um 13 Uhr abzuholen. Zuvor müsse sie einige dringende Telefonate führen und ihre Freundin benachrichtigen, mit der sie eigentlich verabredet sei. Becker schaute auf seine Armbanduhr, deren Zeiger auf halb zwölf standen, nickte als Zeichen der Zustimmung und schlurfte in sein Büro, um die Zeit bis zum Mittagessen mit der Sichtung der sich auf seinem Schreibtisch stapelnden Eingänge zu überbrücken.

Anfangs kam er gut voran, doch dann schweiften seine Gedanken immer mehr ab, drehten sich am Ende ausschließlich um seine Beziehung zu Mirjam und die ambivalenten Erwartungen, die er an das bevorstehende Treffen hatte. Einerseits freute er sich wie ein Schneekönig, die ehemalige Geliebte wieder einmal allein für sich zu haben und diese Vorfreude wollte er sich auch nicht verderben, doch fragte er sich auch, wie weit er Mirjam ins Vertrauen ziehen konnte. Wochen hatte er darüber weggesehen, dass die Ermittlungen immer dann stockten, wenn die Oberkommissarin sie beeinflussen konnte, doch ließ sich, wenn er an die Vernehmung von Hufschmied dachte, nicht mehr länger leugnen, dass mit Mirjam etwas nicht stimmte.

War sie wirklich noch loyal zu ihm, zuverlässiger Teil des Teams oder spielte sie, warum auch immer, ihr eigenes Spiel? Er konnte sich immer noch nicht vorstellen, dass sie eine Verräterin war, doch gaben ihm die Protokolle der Befragungen von Margas Mutter und Hannelore Jakob immer mehr zu denken. War es wirklich möglich, dass aus einer Vernehmungsspezialistin wie Mirjam plötzlich eine elende Stümperin geworden war oder sabotierte sie neuerding Ermittlungen und verhinderte mit aller Raffinesse einen Fahndungserfolg? Doch warum sollte sie das Team verraten? Weit und breit sah er kein Motiv für die verabscheuungswürdigste Straftat, die ein Staatsdiener begehen konnte und nicht einmal die seelischen Verletzungen, die er ihr vor vier Monaten zugefügt hatte, schienen als Triebfeder auszureichen. Aber vielleicht gebrach es ihm nur an Fantasie, um sich in die Gedankenwelt

einer verlassenen Frau hineinzudenken. Und wenn die Oberkommissarin nur Werkzeug in den Händen eines Karrieristen war, der sie ausnutzte, um ihn zu schwächen und seine Chancen im Auswahlverfahren um die Nachfolge Frankensteins zu schmälern? Wenn er an die Parvenüs im Umfeld des Landeskriminaldirektors dachte und die Politik des Hauses, bei der Besetzung von Führungspositionen vornehmlich auf Hochschulabsolventen zu setzen, war nahezu alles möglich! Fragen über Fragen schossen Becker durch den Kopf und so war es, als er das nächste Mal auf seine Uhr schaute, schon zehn Minuten nach eins und höchste Zeit, um Mirjam abzuholen.

43.

Anders als ihr Chef verträdelte die Oberkommissarin die Zeit bis zum Mittagessen nicht mit unnützen Gedanken, sondern tüftelte an einer Erfolg versprechenden Strategie für das Treffen mit ihm. Ihr war nicht verborgen geblieben, dass Becker ihr spätestens seit Hufschmieds Vernehmung misstraute und weil es angesichts der neuesten Wendung in der Mordsache höchste Zeit war, seinen Verdacht zu zerstreuen, kam der unverhoffte Date für sie wie gerufen.

Wenn sie mit ihrer Intuition nicht völlig danebenlag, hatte sie bald die Chance, die Racheengel persönlich kennen zu lernen, aber das ging nur, wenn Becker ihr blind vertraute und deshalb musste sie dafür sorgen, dass ihre Liebesbeziehung wieder auflebte. Dass sich sein Strohwitwerdasein immer mehr in die Länge zog, half gewiss bei der Umsetzung ihres Plans und dass sie über ihren Schatten springen und entgegen allen Schwüren noch einmal mit einem Mann schlafen musste, um ihn für sich einzunehmen, war kein Zuckerschlecken, aber notwendiges Opfer einer Soldatin, die für die Rechte missbrauchter Frauen kämpfte...

Als Becker dann mit einiger Verspätung ihr Büro betrat und sich für seine Unpünktlichkeit entschuldigte, hatte sie ihren Plan längst im Kopf und blieb deshalb zunächst auf Distanz zu ihm, hakte sich erst bei ihm unter, als sie weit genug vom Dienstgebäude entfernt waren und sie sicher sein konnte, keinem Kollegen über den Weg zu laufen. Der Chef war anfangs noch unschlüssig, wie er auf ihren Annäherungsversuch reagieren sollte, doch dann legte er, wie erhofft, seinen Arm um ihre Schulter und tappte unversehens in die ihm gestellte Falle, ohne es zu bemerken.

„Hast du mich noch lieb?“, fragte sie ihn später im Restaurant und füßelte an seinen Hosenbeinen herum, kam dabei dem Epizentrum seiner Lust gefährlich nahe und hörte mit Genugtuung, wie sehr sie ihn schon im Griff hatte. Natürlich begehre er sie wie eh und je, sei geradezu verrückt nach ihr und ohne die Eifersucht seiner Frau hätte er sich nie von ihr getrennt. Mirjams Fuß hatte jetzt fast sein Ziel erreicht und sie Angst, dass Becker im letzten Augenblick Angst vor der eigenen Courage bekam, doch dann verschwand seinerechte Hand unterm Tisch

und führte ihren Fuß so energisch zu seinem Schoß, dass sie sein Geschlecht unbedingt stimulieren musste...

„Wie willst du vorgehen, wenn die Computerexperten fündig werden?“, wollte sie auf dem Rückweg wissen und schmiegte sich an den Hauptkommissar, der ein letztes Mal zögerte, bevor er alle Bedenken beiseiteschob und sie vollständig in seine Gedankenspiele einbezog:

„Wir sollten, wenn es soweit ist, eine Schauspielerin engagieren, die den Kontakt zu den Tatverdächtigen herstellt und sie dazu bringt, ihr die Geschichte von der sexuell missbrauchten, rachsüchtigen Frau abzunehmen. Ziel der Provokateurin muss es sein, bei den Verbrecherinnen so viel Vertrauen aufzubauen, dass sie ihren Mordauftrag entgegennehmen! Dann brauchen wir nur noch einen Lockvogel, der den Sittenstrolch spielt und schon schnappt unsere Falle zu!“

„Hoffentlich!“, meinte Mirjam und nahm sich vor, Becker die Idee mit der Schauspielerin schleunigst auszutreiben. Wenn es überhaupt eine Frau gab, die in die Rolle des Missbrauchsopfers schlüpfen durfte, dann war sie es...

44.

Der Computerexperte ließ sich zwei Tage nicht blicken, doch dann suchte er Becker am frühen Morgen in seinem Büro auf, erzählte lang und breit, wie schwierig die Recherchen im Internet gewesen seien und präsentierte zum Schluss ein Ergebnis, das weder Fisch noch Fleisch war.

Seine Leute seien, führte Mackensen aus, bei der Verknüpfung der Daten aller vernommenen Frauen und Mädchen mit einschlägigen Internetadressen auf eine Website gestoßen, auf die Clio Schieferhals vor der Ermordung von Hoffs von ihrem häuslichen Computer aus zugegriffen habe. Und weil sie sich auch am Chat des *Jungfräuliche Rache* genannten Portals beteiligt habe, empfehle er der Sonderkommission, hier bei ihren weiteren Ermittlungen anzusetzen. Becker bedankte sich beim Informatiker für die geleistete Amtshilfe, drehte sich, als er wieder allein war, die erste Zigarette des Tages und wusste nicht, ob er zufrieden oder enttäuscht sein sollte. Bei realistischer Betrachtung musste ihm der Spatz, den er jetzt in der Hand hielt, lieber sein als eine Taube auf dem Dach, doch hatte er natürlich gehofft, dass Mackensens Leute mehr herausfinden würden als die Kontaktaufnahme Clios im Internet. Er zündete die Zigarette an, zog an ihr wie ein Junkie und stellte sich die Fragen, auf die er bald die richtigen Antworten geben musste. Wie sollte es jetzt mit den Ermittlungen weitergehen? Welchen Erfolg versprach es, sich bei der Fahndung nach den Mörderinnen auf ein Internetportal zu konzentrieren und alles andere beiseite zu lassen? Handelte es sich bei der sinnigerweise *Jungfräuliche Rache* genannten Website wirklich um eine Anlaufstelle für rachsüchtige Vergewaltigungsopfer oder war sie für Clio nur Zwischenstation bei ihrer Suche nach geeigneten Täterinnen gewesen? Er war sich nicht schlüssig, wie er vorgehen sollte, doch hielt er mit dem Ergebnis der Computerrecherchen womöglich schon seine letzte Trumpfkarte in der Hand und musste, wenn sie nicht stach, seinen Hut nehmen. Es blieb ihm also nichts anderes übrig, als auf sein Glück und den lieben Gott zu vertrauen und den mit vielen Unwägbarkeiten versehenen Plan umzusetzen, den er Mirjam bereits erläutert hatte. Allerdings gab es, bevor er den Herrinnen über Leben und Tod mit seiner ausgeklügelten

Strategie zu Leibe rücken konnte, noch viel zu tun. Zum einen galt es, die für eine Überführung der Täterinnen erforderliche Logistik aufzubauen, zum anderen, einen Lockvogel und eine Frau zu finden, die geeignet war, den Kontakt zu den vermutlichen Mörderinnen herzustellen.

Als er Mirjam nach dem Mittagessen beim Italiener in seine Pläne eingeweiht hatte, wollte er noch eine Schauspielerin für die Rolle gewinnen, doch war er hiervon längst abgekommen, weil die Nachteile dieser Variante ihre Vorteile weit übertrafen, eine Frau ohne kriminalistische Erfahrung in ihrer Unbedarftheit womöglich sogar alles vermässelte. Egal, er musste jetzt handeln und weil er keine Alternative zum beabsichtigten Vorgehen sah, griff er zum Telefon und bat die Sekretärin, zu zwölf Uhr das Team und den Oberstaatsanwalt zu einer außerordentlichen Lagebesprechung zusammenzurufen.

Vier Stunden später war der Hauptkommissar darüber verwundert, wie leicht es ihm fiel, seine Leute zu überzeugen, obwohl er die Erfolgsaussichten des von ihm ausgetüftelten Plans auf Nachfrage von Sauerbrei als nicht sonderlich groß beurteilt hatte. Aber anders als bei ihm hatte der von Mackensen verbreitete Optimismus bei den übrigen Ermittlern Wurzeln geschlagen und so ging es in der Besprechung letztlich nur noch darum, die Rollen im Mörder und Gendarmenspiel optimal zu besetzen und die Einzelheiten des Vorgehens festzulegen. Scharf, Sauerbrei & Co. sparten hierbei trotz des bevorstehenden Wochenendes nicht mit Vorschlägen und wenn auch nicht alle Ideen gleichermaßen zu realisieren waren, kamen die Sitzungsteilnehmer auf diese Weise doch zu teilweise überraschenden und in jedem Fall überzeugenden Lösungen. So empfahl Fati der Runde, den schwerkranken Frankenstein als Lockvogel zu gewinnen und Mirjam brachte sich, zum Unwillen Beckers und Sauerbreis, die aus unterschiedlichen Gründen gegen diese Rollenbesetzung waren, als die Frau ins Gespräch, die den Kontakt zu den Tatverdächtigen herstellen sollte.

Gunda Mohr protestierte, als der Name des Lebensgefährten fiel, sehr heftig, gab ihren Widerstand aber sofort auf, als der vor der Pensionierung stehende Oberrat in einem eilends mit ihm geführten Telefonat seine Zustimmung gab und sich sogar auf die neue Aufgabe

freute. Um die andere Rollenbesetzung tobte dagegen eine längere Redeschlacht und Sauerbrei versuchte mehr als einmal, seine Machtposition als Herr des Verfahrens auszuspielen, geriet aber spätestens, als der Hauptkommissar klein bei gab, in die Defensive und gab irgendwann auch seinen Widerstand auf.

Nachdem die wichtigsten Personalien geklärt waren, ging es noch um taktische Details und schließlich fasste Becker das Ergebnis der Lagebesprechung zusammen: „Erstens: Berndts Wohnung wird so hergerichtet, dass sie ihre Rolle optimal ausfüllen kann. Sobald das Equipment dort installiert ist, wird sie das verdächtige Internetportal besuchen und möglichst schnell mit den Betreiberinnen zu kommunizieren beginnen. Sie wird sich als eine Frau offenbaren, die in jungen Jahren von ihrem Onkel missbraucht wurde, immer noch traumatisiert ist und sich an ihm rächen möchte, sich aber allein nicht traut. Wenn alles gut geht und es sich bei den Frauen, die hinter dem Portal stehen, tatsächlich um unsere Mörderinnen handelt, werden sie früher oder später anbeißen und Mirjam zu sich einladen.

Ich denke, dass der Kontakt zur *Jungfräulichen Rache* auch in den anderen Fällen auf diese Weise hergestellt wurde. Bis zur Verabredung über die Liquidation des fiktiven Onkels dürfte es dann nicht mehr weit sein und entweder schlagen wir erst zu, wenn die Racheweiber Frankenstein ans Leder wollen oder aber, sobald wir gerichtsverwertbare Beweise für die Entgegennahme des Mordauftrags zusammen haben. Jedenfalls werden wir die Oberkommissarin mit einer plausiblen Legende versehen und sie für alle Treffen mit den Mörderinnen so präparieren, dass wir jedes Wort, jede Mimik und jede Handlung der Frauen mitbekommen! Hat noch jemand Fragen?“

Becker musterte die Gesichter der Ermittler und spürte ihr Jagdfieber, doch waren zunächst die von ihm vor der Sitzung angeforderten Spezialisten gefragt, die Mirjams Wohnung in den nächsten Tagen wie einen Spaceshuttle verkabeln und damit die Voraussetzungen für die Umsetzung seines Plans schaffen würden.

„Wie ich sehe“, meinte er schließlich, „ist alles klar und deshalb wünsche ich Ihnen ein erholsames Wochenende!“ Spätestens jetzt war Becker der ungeteilte Beifall aller Ermittler gewiss und er genoss ihn ebenso wie die Vorfreude auf die kommende Nacht, die er zusammen

mit seiner Geliebten verbringen würde.

45.

Nach dem Liebesspiel, bei dem er sich völlig verausgabt hatte, lag Becker noch eine Weile mit dem Kopf auf Mirjams Schoß, in einer Hand die unvermeidliche Zigarette und in der anderen die Fernbedienung für den Portable, den die Kollegin im Schlafzimmer zu stehen hatte. Im ZDF lief seit einigen Minuten die neueste Folge von Bella Block und obwohl deren Ermittlungsmethoden mit der Realität so gut wie nichts zu tun hatten, schien Mirjam die psychologische Raffinesse, mit der die Titelfigur auf Verbrecherjagd ging, zu schätzen. Und weil diese Stunden für Tage, wenn nicht für Wochen die letzten sein würden, die er ungestört mit der Kollegin verbringen konnte, wollte er den Zauber des Augenblicks um keinen Preis der Welt zerstören und verfolgte die Handlung wenigstens in groben Zügen, während er seinen Gedanken nachhing.

Er fragte sich, wie es mit ihm und Mirjam weitergehen würde, wenn Carmen nach dem Tod ihrer Mutter aus dem Münsterland zurückkehrte und ihre älteren Rechte einforderte. Gab es für Paare, die sich einander hingegeben hatten, eine gemeinsame Zukunft jenseits körperlichen Begehrens? Und wenn nicht, wie würde Mirjam eine zweite Trennung von ihm verkraften? Würde sie ihn hassen, bei Carmen anschwärzen oder mit Frustration reagieren und sich womöglich in den Tod stürzen wie Marga Hufschmied? Wenn er Glück hatte, verpuffte die neu entflammte Leidenschaft aber auch ohne sein Zutun, trat ein etwa gleichaltriger Mann in Mirjams Leben, ein Handballer aus ihrem Verein oder ein akademisch gebildeter Kriminalist, mit dem sie realistischere Zukunftspläne schmieden konnte als mit ihm. Doch unabhängig davon, wie sich seine Beziehung zu Mirjam entwickelte, gab es in den nächsten Tagen Wichtigeres zu tun als zu vögeln, weil es galt, alle Kräfte für die hoffentlich letzte Phase der Jagd nach den irren Mörderinnen zu bündeln...

„Hat dir der Film gefallen?“, wollte die Gastgeberin von Becker wissen, als sie wieder mit ihm auf der Wohnzimmercouch saß und sich daran machte, die zweite Flasche Chianti des Abends zu leeren. Letztlich erwartete sie keine aufrichtige Antwort, weil sie zum Ende des Films hin bemerkt hatte, dass er nicht ganz bei der Sache war, doch musste sie

unbedingt mit ihm ins Gespräch kommen, um zu erfahren, ob er ihrem Vorschlag, die Rolle der missbrauchten Frau zu übernehmen, aus Überzeugung zugestimmt hatte oder aus anderen Beweggründen. Aus ihrer Sicht gab es mindestens drei Möglichkeiten für Beckers Sinneswandel.

Entweder hatte er ihre Absichten von Anfang an durchschaut und wollte ihr eine Falle stellen, war er blind vor Liebe oder aber, aus welchen Gründen auch immer, wieder von ihren Fähigkeiten als Kriminalbeamtin überzeugt!

„Was soll ich sagen“, meinte Becker, „ich habe während des Films ab und zu geträumt, aber eine Episode ist dennoch in meinem Gedächtnis haften geblieben, das erste, exzellent geführte Verhör der Mörderin! So gut wie diese Bella Block könntest du auch werden, wenn du an dir arbeitest!“ Mirjam hätte vor Freude jauchzen können, weil von Becker keine Gefahr mehr auszugehen schien, spielte aber sicherheitshalber den braven Lehrling, der wegen des Kompliments pflichtgemäß errötete und den Wechsel auf die Zukunft bescheiden ausschlug: „Du übertreibst gewaltig, Liebling! Sollte ich jemals so gut wie diese Kommissarin werden, müsstest du mich mit Frau Bundeskanzlerin ansprechen...“ „Klar doch“, lästerte Becker, „in direkter Nachfolge von Frau Merkel...“ und Mirjam lachte erleichtert, goss auch ihrem Geliebten Wein nach und stellte sich sein dummes Gesicht vor, wenn er viel zu spät erkannte, welche Rolle er in ihren Plänen gespielt hatte...

46.

In den nächsten Tagen verwandelte sich Mirjams Zuhause in ein Hightech-Domizil. In die Abstellkammer, in der sonst Sportkleidung, Strickzeug und einige Leitz-Ordner Platz fanden, stellten als Möbelträger getarnte Bereitschaftspolizisten Computertisch, Drehstuhl und PC, Spezialisten komplettierten die Einrichtung des Raums, indem sie für nicht Eingeweihte unsichtbare Kameras und Wanzen installierten und als die Kollegen auch noch den Rest ihrer Wohnung verkabelten und verdrahteten, fragte Mirjam sie mit von Sorgen zerfurchter Stirn nach dem Sinn des betriebenen Aufwandes, bekam aber statt einer vernünftigen Erklärung nur belanglose Floskeln zu hören.

Das an George Orwells 1984 erinnernde Überwachungsszenario beunruhigte Mirjam mehr, als sie sich eingestehen wollte, kamen in ihr doch erneut Zweifel an Beckers Vertrauen in ihre Loyalität auf und so rief sie ihn, als die Installateure ihre Wohnung am Montag verlassen hatten, sofort an und beschwerte sich lautstark. Warum, fragte sie immer wieder, trafen die Kollegen Vorkehrungen, als ob es sich bei ihr um eine zu überwachende Schwerverbrecherin und nicht um eine Polizistin handelte, die den ersten Kontakt zu den Betreiberinnen eines Internetportals herstellen sollte?

Und warum sollte sie sogar observiert werden, wenn sie sich auf der Straße die Beine vertrat? Becker, dessen Argwohn gegen Mirjam sich entgegen ihren Befürchtungen in Grenzen hielt, konnte durchaus nachfühlen, wie es ihr ging, bat sie aber dennoch um Verständnis für die absurd erscheinende Überwachung. Er könne nicht ausschließen, dass sie einer der verdächtigen Frauen schon über den Weg gelaufen sei und deshalb sei es sogar nötig gewesen, im Landeskriminalamt das Gerücht zu streuen, sie habe sich mit ihm überworfen und bummele Überstunden ab, um später neue Aufgaben in einer Polizeiwache am östlichen Stadtrand zu übernehmen. Außerdem halte er es für denkbar, dass sich die Mörderinnen nach ihren Lebensumständen erkundigten, sie vielleicht sogar besuchten, um sich nicht zu gefährden und das sah die Oberkommissarin letztlich ein, auch wenn es jetzt für sie galt, einige Vorkehrungen zu treffen, bevor sie im Internet zu surfen anfing und dann nicht mal aufs Klo gehen konnte, ohne den neugierigen Blicken

irgendwelcher Polizeispitzel ausgesetzt zu sein...

47.

Becker verfolgte Mirjams zunächst ergebnislose Bemühungen, zu den Tatverdächtigen Kontakt aufzunehmen, von seinem Büro aus und wirkte sehr enttäuscht, als er nach den ersten Tagen in einer Lagebesprechung ein ernüchterndes Fazit zog.

Insgeheim hatte er wie die Kollegen gehofft, dass die vermeintlichen Mörderinnen schnell nach dem ausgelegten Köder schnappen würden, doch dachten die Frauen gar nicht daran, Mirjam ohne Weiteres in ihren Chatraum zu lassen und so durfte sie sich, wann immer sie das Portal aufrief, zwar am professionell gestalteten Internetauftritt der *Jungfräulichen Rache* erfreuen, blieb aber außen vor, wenn andere Besucherinnen sich über Gott und die Welt austauschten.

„Das wird nichts mehr!“, unkte Thomas Scharf, als er sich am späten Mittwochabend von Becker verabschiedete, doch öffnete sich wenig später für Mirjam endlich der Chatraum und die wenigen im LKA verbliebenen Kriminalbeamten starrten gebannt auf ihre Monitore, als die Oberkommissarin und die Betreiberinnen des Internetportals erste Nachrichten austauschten:

„Wer bist du?“

„Eine Frau, die sich auf der Suche nach Gerechtigkeit befindet!“

„Und was willst du?“

„Mitteilen, wie es mir geht!“

„Und wie geht es dir?“

„Warum fragst du so?“

„Weil du seit Tagen versuchst, in unseren Chatraum zu kommen!“

„Das stimmt!“

„Siehst du, wir müssen vorsichtig sein! Aber wir wollen dir gern helfen!“

„Ihr wollt mir wirklich helfen?“

„Wir haben kein anderes Ziel!“

„Und wie könnte diese Hilfe aussehen?“

„Das kommt darauf an!“

„Wie?“

„Wir richten uns danach, was du willst! Vielleicht möchtest du dich nur erleichtern, aber einige Frauen und Mädchen wollen natürlich mehr...“

„Was denn?“

„Die brauchen psychologische Beratung und derlei Zeug!“
„Das könnt ihr auch?“
„Und ob!“
„Und wenn Ihr nicht weiterwisst?“
„Dann vermitteln wir unsere Klientinnen an andere Expertinnen! Aber wir sind fast immer selbst in der Lage, was zu tun!“
„Was denn?“
„Du bist ziemlich neugierig!“
„Sicher!“
„Du brauchst aber Geduld, sehr viel Geduld...“
„O Gott!“
„Was kann er dafür? Meinst du, dass er seine Augen überall hat?“
„Na ja...“
„Vergiss es! Außerdem ist er ein Mann...“
„Was meinst du damit?“
„Er könnte vielleicht für seine Geschlechtsgenossen Verständnis haben...“
„Das hältst du für möglich?“
„Alles ist möglich!“
„Wie heißt du eigentlich?“
„Und du?“
„Nenn mich einfach Mathilde!“
„Warum nicht Mirjam? Das klingt doch viel hübscher!“
„Du kennst meinen Namen? Wie hast du den herausbekommen?“
„Das verrate ich dir vielleicht später...“
„Und wer bist du?“
„Vielleicht Cassandra, wer weiß! Aber du darfst mich Debbie nennen!“
„Danke, Debbie!“
„Schon gut! Wann wirst du dich wieder melden?“
„Muss ich jetzt schon aufhören?“
„Na hör mal! Es ist gleich zwölf und ich muss sehr früh aus den Federn!“
„Ich leider nicht...“
„Arbeitslos?“
„nicht wirklich, aber mein Chef hat mich aus seinem Kommissariat rausgeekelt und jetzt sitze ich zuhause herum...“
„Du bist Polizistin?“

„Ist das schlimm?“

„Nicht unbedingt, wir kämpfen letztlich alle an einer Front!“

„Kämpfen?“

„Ob du einen Schwerverbrecher fangen oder ein missbrauchtes Mädchen aufrichten willst, ist letztlich einerlei! Aber jetzt ist es wirklich genug!

Melde dich morgen Abend nach 22 Uhr wieder! Gute Nacht, Mirjam!“

„Gute Nacht, Debbie!“

Becker wollte vor Freude in die Luft springen, ließ es wegen seines lädierten Knies aber sein und genehmigte sich dafür einen doppelten Cognac, den er sich, wie er fand, redlich verdient hatte. Wenn ihn sein Gefühl nicht täuschte, hatte Mirjam das Tor zur Hölle einen Spalt weit geöffnet und dafür gesorgt, dass die Jagdsaison bald beginnen konnte...

48.

Die Glocken der Heiliggeistkirche läuteten den vierten Sonntag im September ein und eine Nachtigall auf dem nahen Brixplatz stimmte mit ihrem Gesang in die Lobpreisung Gottes ein, doch war Fatima, die sich in ihrem Bett hin und her wälzte, nicht nach religiöser Erbauung zumute. Seit sie wie ihre Freundinnen den Marxschen Kernsatz verinnerlicht hatte, dass es nicht darauf ankomme, die Welt zu interpretieren, sondern zu verändern und aus einer harmlosen Selbsthilfegruppe eine veritable Mörderinnenbande geworden war, hatte sie oft geglaubt, die Häscher seien ihr auf den Fersen, doch hatte sie noch nie so große Angst wie jetzt, von der Polizei geschnappt zu werden.

Sie fragte sich, woher ihr Misstrauen gegen die Frau kam, die sie in wenigen Stunden treffen würde. Lag es an Mirjams fast identischer Leidensgeschichte? An dem von ihr behaupteten Rausschmiss aus dem LKA, den sie als Motiv für ihre Rachsucht angegeben hatte? Natürlich hatte sie sich beim Chat vorsichtiger, unverfänglicher ausgedrückt, allenfalls anklingen lassen, wonach ihr der Sinn stand, aber wenn die Mitglieder der Gruppe etwas gelernt hatten, dann war es das Entschlüsseln von Codes und zumindest für Edeltraut als frisch examinierter Psychologin war klar, das der vom Chef heraus geekelten Polizistin das Internetportal der *Jungfräulichen Rache* wie die Himmelspforte vorkam.

Wie aber kam es, dass sie sich trotzdem vor dem Treffen mit Mirjam fürchtete? Lag es daran, dass sie, wenn sie in sich hinein hörte, das dumpfe Grollen vernahm, das sie schon immer vor unbekanntem Gefahren gewarnt hatte? Sie musste an den Ausflug mit ihren Eltern zum Titisee denken. Um keinen Preis der Welt hatte sie damals mitkommen wollen und ihren Protest so auf die Spitze getrieben, dass Vater ihr den Hintern versohlte, doch dafür hatte sie den Eltern und Geschwistern wahrscheinlich das Leben gerettet. Eine Cessna hatte sich zur selben Zeit auf der Straße in den Hochschwarzwald in einen Tanklastzug gebohrt und sie wären bei planmäßiger Abfahrt mittendrin im Inferno gewesen, das die Kollision ausgelöst hatte. Zum Dank hatten die Eltern sie in den nächsten Ferien zum Vetter nach Anatolien geschickt, den sie später einmal heiraten sollte und der abgrundtiefhässliche Mann hatte nichts

Besseres zu tun gehabt, als sie bald nach ihrer Ankunft unter einem Vorwand in den Keller zu locken und sich an ihr zu vergehen! Wie verletzt hatte sie sich danach gefühlt! Wie entehrt und gedemütigt! Kein aufrechter Muslim würde sie je begehren, geschweige denn zur Ehefrau nehmen! Und die Eltern würden ihr auch noch die Schuld an allem geben, weil das Wort eines Mannes bei ihnen mehr galt als die hysterische Anklage eines Mädchens, das nicht hatte warten wollen, bis sie dem Vetter nach alter Tradition zugeführt wurde...

Als Letztes hörte sie vor dem Einschlafen das Schnarchen der Cousine, die bei ihr zu Besuch war und so wunderte sie sich nicht darüber, dass dieses Geräusch, vielfach verstärkt, in ihrem Traum wiederkehrte. Doch dann ließ der Regisseur des Films, in dem sie die tragische Heldin spielte, die Szene mit gigantischen Scheinwerfern ausleuchten und sie sah sich, mit einem Schlachtmesser in den filigranen Händen, über Mirjams laut schnarchenden Onkel gebeugt. Sie stach, wie sie es der Kriminalbeamtin versprochen hatte, mit aller Kraft zu, doch bevor die scharfe Klinge in den Leib des Sittenstrolchs eindringen konnte, erwachte das scheinbar wehrlose Opfer und entriss ihr das Mordwerkzeug. In größter Todesangst flehte sie den Mann an, ihr Leben zu schonen, doch der kannte kein Erbarmen, richtete die Klinge des Messers gegen sie und schlitzte ihren Bauch so auf, wie sie es bei Engholms Hinrichtung vorexerziert hatte...

49.

Der Morgen des 28. September graute und Mirjam kam es vor, als ob nicht nur das erste Treffen mit einer Vertreterin der Frauengruppe unerbittlich nahte, sondern auch die Entscheidung über den Weg, den sie fortan beschreiten würde. Noch hatte sie es in der Hand, ihre Befindlichkeiten zurückzustellen und ihr Amt so auszuüben, wie sie es vor einigen Jahren geschworen hatte, aber daran glaubte sie nicht mehr ernstlich.

Sie hatte den Limes, hinter dem das Land der archaischen Vergeltung lag, längst passiert gelassen und war in Bereiche vorgestoßen, aus denen es kein Entkommen gab, weder im Guten noch im Bösen. Um sieben Uhr würden zwei Kolleginnen vorbeikommen und sie verkabeln, würden erste Polizisten mit Feldstechern auf dem Waldfriedhof an der Olympischen Straße Posten beziehen und die vom Geheimdienst ausgeborgten Spezialisten das in den Wipfeln der Bäume rund um das Ehrengrab von Joachim Ringelnatz angebrachte Equipment ein letztes Mal auf seine Tauglichkeit überprüfen. Und sie selbst? Sie hoffte inständig, dass die Frau, mit der sie sich verabredet hatte, schlau genug war, nicht schon los zu plappern, bevor sie die Möglichkeit hatte, ihr einen bedeutungsschweren und zurzeit noch in der Vagina verborgenen Zettel zustecken. Auf dem Friedhof würde sie der Fremden den Kassiber nicht übergeben können, ohne dass es die Häscher bemerkten und weil die Initiative zu einem Ortswechsel nicht von ihr ausgehen durfte, musste sie der Frau durch minimale Gesten deutlich machen, dass der Kirchhof nicht der richtige Platz war, um miteinander ins Gespräch zu kommen.

Was aber, wenn nichts so war wie es schien? Wenn es sich bei der *Jungfräulichen Rache* nicht um eine Mörderinnenbande handelte, sondern um eine ehrenwerte Gesellschaft geschändeter Frauen, die Schicksalsgenossinnen Trost spenden wollten und sonst nichts? Oder, noch schlimmer, wenn Becker, dem sie sich, um an ihr Ziel zu kommen, widerwillig noch einmal hingegeben hatte, ein ebenso falsches Spiel mit ihr trieb wie sie mit ihm? Sie hörte im Geiste schon die Handschellen klicken und zitterte am ganzen Körper, doch dann riss sie sich zusammen, zog das nach schlafloser Nacht verschwitzte Nachthemd aus

und duschte ausgiebig, um halbwegs fit zu sein, wenn sie in zweieinhalb Stunden auf dem Friedhof eintraf. Anschließend frühstückte sie ohne jeden Appetit, trank dafür aber drei Tassen starken Kaffee und öffnete dann den beiden Frauen, die sie in eine mobile Abhörstation verwandeln sollten.

Die Kolleginnen entschuldigten sich vielmals dafür, dass sie ihre Intimsphäre verletzen mussten, doch heuchelte Mirjam Verständnis und nach einer halben Stunde war auch diese Prozedur überstanden. Kurz nach halb neun stellte sie ihren Wagen in der Nähe des Friedhofs ab, schlenderte noch ein wenig auf der Olympischen Straße herum, wunderte sich darüber, dass Monate nach dem Volksentscheid immer noch Plakate mit Thesen für und wider die Offenhaltung des Flughafens Tempelhof an den Laternenmasten hingen und betrat dann die Begräbnisstätte, an deren Eingang ein Schild vor Wildschweinen warnte.

Mirjam ging ihrem Ziel auf Umwegen entgegen, stellte beim Betrachten der Grabsteine fest, dass viele prominente Berliner auf dem terrassierten Friedhofsgelände ihre letzte Ruhestätte gefunden hatten, lauschte den Kohlmeisen und Rotkehlchen, die hoch über ihr zwitscherten und schritt dann gemächlich dem vereinbarten Treffpunkt entgegen. Am Grab von Ringelnetz angekommen, versuchte sie die Kameras zu orten, mit denen ihre Begegnung gefilmt werden sollte, fand aber keine und musste den Experten, die für die Verstecke verantwortlich waren, unwillkürlich Respekt zollen. Auch die Polizisten hatten sich hervorragend getarnt, waren zumindest von ihrem Standort aus nicht zu sehen, aber sie würde trotzdem alle überlisten, weil der verfluchte Patenonkel nicht ungestraft davonkommen durfte! Mirjam knöpfte ihre Jacke zu, um sich vor der vom Boden aufsteigenden Kälte zu schützen und verharrte dann regungslos am Fuße des Grabes, in dem der Schöpfer von Kuttel Daddeldu und anderen skurrilen Gestalten lag.

„Schöner Tag heute!“, flüsterte jemand hinter ihr und Mirjam drehte sich langsam um, meinte, die orientalische Schönheit schon einmal gesehen zu haben und flüsterte das vereinbarte Codewort „Sansibar!“, worauf die Frau, deren Namen Debbie mit Fatima angegeben hatte, sie wie eine alte Bekannte umarmte.

„Entschuldige bitte!“, röchelte Mirjam plötzlich, löste sich von der vermeintlichen Rachegöttin und hustete, was das Zeug hielt, fasste sich

ab und zu an die Brust und hoffte, dass Fatima das Signal verstehen würde.

„Es ist kalt hier“, meinte die Deutsch-Türkin nach einer Weile, „wir sollten uns die Beine vertreten und über unsere Selbsthilfegruppe sprechen! Okay?“

Und ob Mirjam einverstanden war! Vertraulich hakte sie sich ein und Fatima führte sie schweigend zum Ausgang, wandte sich dann nach links und bald hatten sie den zu dieser Tageszeit menschenleeren Olympischen Platz vor sich, auf dem ihnen weder Gefahr von im Hinterhalt lauenden Ordnungshütern noch von irgendwelchen versteckt angebrachten Überwachungskameras drohte. Ich habe sie übertölpelt, jubelte Mirjam insgeheim und hoffte jetzt nur noch, dass Fatima wirklich zu den Rächerinnen gehörte und nicht als Undercoveragentin für die Polizei tätig war.

Misstrauisch ließ sie ihren Blick schweifen, sah weit und breit nichts Verdächtiges und steckte der Orientalin unauffällig den Zettel zu, den sie auf der Fahrt zum Friedhof aus ihrer Scheide entfernt hatte. Fatima zuckte fast unmerklich zusammen, begriff aber schnell, worum es der Oberkommissarin ging und fragte sie, ob es in der Nähe eine Toilette gebe. Mirjam überlegte kurz, erinnerte sich an das Restaurant Stadionterrassen an der Südseite des Olympiastadions und schlug der Begleiterin vor, dort mit ihr ein zweites Frühstück einzunehmen. Fatima nickte als Zeichen der Zustimmung, überbrückte den Weg zum Lokal mit belanglosem Small Talk und verschwand, am Ziel angelangt, sofort auf der Damentoilette, während Mirjam einen Tisch aussuchte, von dem aus sie den Eingangsbereich gut im Blick hatte. Fatima ließ sie einige Minuten allein und sie befürchtete schon das Schlimmste, doch dann kam die Frau endlich wieder aus dem Klo heraus und formte die Finger der rechten Hand zum Siegeszeichen, strahlte dabei übers ganze Gesicht und tänzelte wie ein junges Füllen auf Mirjams Tisch zu.

„Hast du schon was ausgesucht?“, wollte die Orientalin wissen und Mirjam überlegte nicht lange, bestellte bei der schon wartenden Kellnerin zwei Garnituren Englisches Frühstück und wandte sich dann wieder Fatima zu.

„Schön, dass du gekommen ist!“, meinte sie ehrlichen Herzens und streichelte eine Weile die Hände der Fremden, bevor sie weitersprach:

„Irgendwie hatte ich dich mir anders vorgestellt, aber das ist letztlich egal! Für mich zählt nur, dass Ihr mir helfen wollt, wie ihr das im Einzelnen macht, will ich gar nicht wissen! Hauptsache, Ihr seid die Besten und ich komme endlich von meinem Trauma los!“

Fatima musterte Mirjam amüsiert und nahm den Ball auf: „Wir sind wirklich die Besten! Aber leider haben wir viele Neider, die uns am liebsten die Polizei auf den Hals hetzen würden...“

Mirjam blieb vor Schreck fast die Luft weg, doch konnte Fatima sie schnell beruhigen:

„Du musst um uns keine Angst haben! Wir sind viel zu schlau für die Ordnungshüter! Die merken nie, dass wir gegen alle möglichen Beratungsvorschriften verstoßen und professionellen Therapeuten das Geschäft verderben! Oder wirst du uns bei deinen Kollegen verpfeifen?“

„Wie sollte ich!“, empörte sich Mirjam und erzählte Fatima dann ihre erfundene Leidensgeschichte, schmückte die Story noch mit viel Fantasie aus und war fest davon überzeugt, dass die Ermittler ihr zu dem gelungenen Auftritt gratulieren würden...

50.

Becker und seine Leute gaben sich, als sie am Tag danach in einer Lagebesprechung die Aufzeichnungen vom Friedhof auswerteten, alle Mühe, aus ihnen die richtigen Schlüsse zu ziehen, waren am Ende aber immer noch uneins, ob die Schöne aus dem Morgenland angebissen hatte oder nicht.

Zwar hörten sich ihre Ausführungen so an, als ob sie Vertrauen zu Mirjam gefasst hätte und es auf der nächsten Plenarsitzung der Selbsthilfegruppe zum Schwur kommen würde, doch gab es etliche Ungereimtheiten, die vor allem Scharf und Becker misstrauisch werden ließen. Am wenigsten verstand der Hauptkommissar, dass Mirjam ohne Not und gegen jede Verabredung den Friedhof verlassen, sich so den sie observierenden Polizisten und den Kameras entzogen hatte und er wusste schon jetzt, dass er ihr, wenn alles vorbei war, für ihr Fehlverhalten gehörig den Kopf waschen würde.

„Ich halte die Sache trotz aller Bedenken für kosher“, meinte schließlich Sauerbrei, „weil es nicht den geringsten Hinweis darauf gibt, dass meine Patentochter ihre Kontaktperson gewarnt haben könnte! Einen Kassiber kann sie ihr jedenfalls nicht zugesteckt haben, dafür bürgen die Damen, die sie verkabelt und die Herren, die ihr Auto in der Nacht zum Sonntag auf den Kopf gestellt haben! Wir sollten also das zweite Treffen in der Motzstraße abwarten, bevor wir uns ein endgültiges Urteil bilden!“

Becker war der Einzige in der Runde, bei dem auch nach Sauerbreis Machtwort die Skepsis überwog, doch sah er ein, dass sich auf Intuition keine kriminalistische Arbeit aufbauen ließ und fügte sich deshalb der Mehrheit, arbeitete an den folgenden Tagen Aktenrückstände auf und hoffte wie die anderen, dass der nächste Sonntag endlich den Durchbruch bringen würde. Zwei Tage vor Mirjams Treffen mit der Frauengruppe rief er seine Geliebte in ihrer Wohnung an, erkundigte sich nach ihrem Befinden und hörte geduldig zu, als sie sich über ihren Hausarrest erregte und damit drohte, alles hinzuschmeißen, wenn sie sich nicht bald wieder frei bewegen könnte. Dann fragte er sie, obwohl das Telefonat abgehört wurde, ob sie ihn noch liebe und sie versicherte ihm unter Tränen so glaubhaft, dass es in ihrem Leben keinen anderen Mann

mehr geben werde, dass er alle Regeln der Polizeiarbeit über Bord warf und entgegen seinem kriminalistischen Spürsinn darauf verzichtete, in der Kneipe der Selbsthilfegruppe zusätzlich zu den Mikrofonen, die an Mirjams Körper angebracht sein würden, versteckte Kameras installieren zu lassen...

51.

Debbie Meier war erfahren genug, um auf unvorhergesehene Situationen angemessen reagieren zu können und so lenkte sie die Freundinnen, als sie sich kurz vor dem Treffen mit Mirjam über den Kassiber und das weitere Vorgehen der Gruppe in die Haare kriegten, mit einer humorigen Bemerkung ab, ehe sie auf die einzelnen Argumente einging und die hitzige Diskussion zusammenzufassen versuchte.

Sie führte aus, sich noch keine abschließende Meinung gebildet zu haben, sich aber nicht vorstellen zu können, dass von der Polizistin zurzeit eine Gefahr ausgehe. Fest stehe aber, dass ihnen im Gespräch mit ihr keine Fehler unterlaufen dürften, schon wegen der mithörenden Spitzel im Landeskriminalamt und sich deshalb alle an die Regieanweisungen halten müssten. Die Leitwölfin der Jungfräulichen Rache sah sich in der Runde um, und bemerkte zunächst keinen Widerspruch, doch dann meldete sich Edeltraut zu Wort und stellte alles wieder in Frage. Sie empfinde, führte die Psychologin aus, das Diktat der Polizistin als Erpressung und sei nicht gewillt, diesem Druck ohne Weiteres nachzugeben.

Debbie bat die anderen Frauen, sich zu Edeltrauts Meinung zu positionieren, doch die zuckten nur mit den Schultern und so übernahm sie als Gruppensprecherin es wohl oder übel, die Jüngste im Bunde auf den Boden der Tatsachen zurückzuholen. Sie habe großes Verständnis für ihre Gefühle, doch sei eine Fortsetzung des Rachefeldzuges angesichts der polizeilichen Erkenntnisse ohnehin mit viel zu hohen Risiken behaftet und komme deshalb unabhängig von Mirjams Bedingungen nicht in Frage. Was die zweite Auflage der Kriminalbeamtin angehe, seien dagegen noch nicht alle Messen gesungen, doch halte sie es für denkbar, auch dieser nachzukommen, wenn sich die Polizistin nicht noch als Agent Provokateur entpuppe. Im Übrigen werde der Brief, den sie dem LKA zu schreiben gedenke, dafür sorgen, dass die Bäume für Mirjam nicht in den Himmel wachsen. Edeltraut schien ihrem Gesichtsausdruck nach immer noch nicht überzeugt zu sein, doch darauf konnte Debbie kurz vor dem Eintreffen des Gastes keine Rücksicht nehmen und schloss deshalb die Sitzung mit einigen Worten, die versöhnlich stimmen sollten, ohne ihre Position

noch einmal aufzuweichen.

Vierzig Minuten später, die Wogen hatten sich wieder geglättet, begrüßte Debbie die Polizistin, geleitete sie zum Tisch, an dem die Frauen saßen und überreichte ihr einen Brief, den die junge Frau erst überflog, dann ernsthaft studierte und dabei keine Miene verzog:

Liebe Mirjam, vielen Dank für deine Warnung! Wir werden, wenn auch schweren Herzens, auf deine Bedingungen eingehen! Jetzt aber zu unserem Gespräch: Wir wollen mit deiner Hilfe ein Bild der Gruppe entwerfen, das uns nachhaltig vor den Nachstellungen deiner Kollegen schützt! Trage nach einer Vorstellungsrunde zu Beginn der Unterredung bitte vor, was dein Chef gern von dir hören möchte und lasse uns dann gemeinsam versuchen, ihn davon zu überzeugen, dass wir ein Verein altruistischer, überaus harmloser Frauen sind. Wenn du einverstanden bist, unterschreibe bitte diese Zeilen, ansonsten müsstest du uns leider wieder verlassen!

Deine Racheengel

Mirjam ließ sich mit ihrer Unterschrift viel Zeit und Debbie befürchtete schon, dass die Polizistin ein Haar in der Suppe gefunden haben könnte, doch dann griff sie nach dem ihr hingehaltenen Kugelschreiber und setzte ihren Namen unter den Text, formte spaßeshalber mit ihren Fingern das V-Zeichen und endlich fiel Debbie ein Stein vom Herzen. Mit diesem patenten Mädchen ließ es sich gut zusammenarbeiten und eigentlich war es schade, dass alles bald vorbei sein würde. Sie goss sich und den anderen Kaffee nach, sammelte sich einige Momente und fing dann an, das vereinbarte Repertoire abzuspulen: „Liebe Freundinnen! Ich schätze mich glücklich, heute einen Gast in unserer Runde begrüßen zu dürfen, der wie wir sexuell missbraucht wurde! Bevor ich Mirjam bitte, uns von sich zu erzählen und ihre Wünsche vorzutragen, sollte sie wissen, mit wem sie es zu tun hat. Wir sollten uns ihr also kurz vorstellen! Seid Ihr damit einverstanden?“

Die anderen Frauen nickten eifrig und Debbie begann mit der Vorstellung, um ihrer Vorbildfunktion gerecht werden.

„Ich heiße Debbie und führe die Geschäfte der Gruppe. 1999 wurde ich von einem Unbekannten vergewaltigt und musste anschließend in eine Therapie, in deren Verlauf ich meine Freundinnen kennen lernte! Am Ende beschlossen wir, das Projekt *Jungfräuliche Rache* ins Leben zu

rufen, um anderen Opfern sexueller Gewalt zu helfen. Vielleicht sind wir nicht so professionell wie ausgebildete Therapeutinnen, dafür aber Betroffene, deren Sicht keine noch so gute Schulung ersetzen kann! Ansonsten spiele ich in meiner Freizeit Theater, meist Stücke von Brecht und Dürrenmatt! Willst du noch mehr wissen?“

Mirjam verneinte die Frage und Debbie gab das Wort an Edeltraut weiter, die sich wegen ihrer Bedenken gegen die Bedingungen der Polizistin zunächst zierte, sich auf Debbies Drängen aber doch vorstellte: „Also, gut, ich heiße Edeltraut und bin das Nesthäkchen! Außerdem habe ich Psychologie studiert und lese gerne irische Märchen, male Aquarelle und liebe Katzen!“

„Wie heißt dein Stubentiger?“, fragte Mirjam aus einer spontanen Eingebung heraus und Debbie spürte die Gefahr, in die sie sich begaben, wenn sie vom Drehbuch abwichen, verriet dem Gast, dass der Kater auf den Namen Fridolin höre und sah dann Antje an, die zum Erstaunen der anderen Frauen ungehemmt losplapperte: „Ich heiße Antje und bin die Seniorin der Gruppe, aber noch ziemlich gut drauf, wenn ich von einem gewissen Trauma absehe. Ich unterrichte an der Heinrich-Seidel-Schule im Stadtteil Gesundbrunnen und meine Freundinnen beklagen sich darüber, dass ich sie wie Schülerinnen behandle! Willst du noch mehr wissen?“

Mirjam verneinte wieder und Debbie überlegte, wen sie als Nächste reden lassen sollte, entschied sich nach kurzem Zögern für Sigrun, die erst einmal hüstelte und sich dann bemerkenswert kurz fasste: „Ich bin Sigrun, arbeite als Anwältin und kann mit meinen juristischen Kenntnissen einiges für unsere Klienten herausholen. Das sollte fürs erste reichen!“

Debbie wunderte sich über die Aggressivität der Rechtsexpertin und fragte sich, welche Befürchtungen sie hegte. Ging es ihr nur, wie sie vorhin in der Debatte geltend gemacht hatte, um die Sicherheit der Gruppe oder doch eher um ihre persönliche Zukunft? Aber es war müßig, hierüber zu spekulieren und deshalb war sie froh, als die Russin als Nächste das Wort ergriff:

„Ich heiße Jelena und bin Gynäkologin, was sich bei dem, was wir treiben, als sehr nützlich erweist. Manche Opfer lassen sich sogar von mir untersuchen, bevor sie zur Polizei gehen, weil die meisten Ärzte

wenig zartfühlend mit vergewaltigten Frauen umgehen...“

„Und was magst du?“, wollte Mirjam wissen, worauf sich das Gesicht der Frau verklärte und sie sich zu den Gefühlen bekannte, die sie für ihre sibirische Heimat empfand.

„So, das wäre es meines Erachtens!“, meinte Debbie, die davon ausging, dass Fatima und Mirjam sich am letzten Sonntag persönlich schon näher gekommen waren, doch wollte es sich die Orientalin partout nicht nehmen lassen, wenigstens einige Worte über sich loszuwerden und hob brav wie eine Pennälerin den Arm, bis die Sprecherin ihre Wortmeldung bemerkte und die Deutsch-Türkin sich der Oberkommissarin endlich richtig vorstellen konnte: „Ich heiße Fatima und habe, wie du dir denken kannst, türkisches Blut in meinen Adern. Ansonsten stecke ich in den Vorbereitungen für das zweite juristische Staatsexamen, schätze zeitgenössische deutsche Literatur und liebe die vielen exotischen Pflanzen in meiner Wohnung, um die mich meine Freundinnen beneiden!“

Debbie dankte den Frauen für ihre Beiträge, straffte sich und bat Mirjam, noch einmal in groben Zügen ihre Leidensgeschichte zu erzählen. Die Oberkommissarin errötete, fand nur schwer einen Anfang, doch dann sprudelte alles aus ihr heraus, was Becker ihr eingebläut hatte und Debbie fühlte sich immer wohler. Die Kriminalbeamtin hatte offenbar großes schauspielerisches Talent und wenn sie ihr vermeintliches Anliegen, das die Gruppe natürlich entschieden zurückweisen würde, ebenso überzeugend vortrug wie die frei erfundene Vergewaltigung, würde kein Kollege im LKA auf die Idee kommen, dass sie falsch mit ihm spielte.

Nach einer Viertelstunde versiegte Mirjams Redefluss und Debbie ließ die junge Frau ein wenig verschnaufen, erzählte, um die Zeit zu überbrücken, einen jiddischen Witz und bat die Polizistin dann, zu ihrem Anliegen zu kommen. Jetzt geht es um die Wurst, dachte Debbie und auch Mirjam schien sich der Bedeutung des Augenblicks bewusst zu sein, nestelte nervös an ihrem Rocksäum und brach dann so überzeugend in Tränen aus, dass kein Kommissar dieser Welt auf die Idee kommen würde, Ohrenzeuge einer Schmierkomödie zusehen. Die besorgten Freundinnen sprachen ihr gut zu, trösteten sie, so gut es ging und schließlich fasste sich Mirjam wieder und gab mit stockender Stimme

zum Besten, was sie entsprechend den Weisungen ihres Vorgesetzten von der *Jungfräulichen Rache* wollte: „Ich habe, ich habe mir gedacht, also ich meine, der Name des Internetportals, da bin ich auf die Idee gekommen, es mit euch zu versuchen! Seit der Kindheit ermorde ich den Onkel in meinen Träumen, bin aber viel zu feige, ihn wirklich zu töten! Wenn Ihr aber die seid, für die ich euch halte, werdet Ihr mir vielleicht helfen, ihn endlich zur Strecke zu bringen! Auf eine Leiche mehr oder weniger kommt es doch nicht mehr an...“

Wieder begann Mirjam zu schluchzen, doch spendete ihr diesmal niemand Trost. Empört wandten sich die Frauen von ihr ab, beschimpften sie als mordgeiles Miststück, das keinen Deut besser als ihr Peiniger sei und schließlich war es Debbie, die Mirjam mit deren Einverständnis eine schallende Ohrfeige verpasste und sie aufforderte, das Lokal zu verlassen...

52.

Becker brauchte Tage, um über seine Enttäuschung wegzukommen. Er hatte, als er die Strategie entwickelte und die Kollegen von ihr überzeugte, alles auf eine Karte gesetzt, gehofft, mit dem Vorgehen gegen die *Jungfräuliche Rache* zum großen Befreiungsschlag auszuholen, doch war jetzt zu seinem Verdruss das Gegenteil eingetreten.

Er stand mit seinem Team wieder am Anfang der Ermittlungen, musste sich zudem um einen Perversen kümmern, der die Objekte seiner Begierde vornehmlich in Seniorenheimen fand und zu allem Überfluss würde Carmen nach dem Tod ihrer Mutter am Wochenende nach Berlin zurückkehren, sodass er sich weitere Rendezvous mit seiner Geliebten abschminken konnte. Aber war Mirjam noch seine Geliebte? Seit dem letzten Sonntag verhielt sie sich ihm gegenüber sehr reserviert, schien sie ihm nachzutragen, dass er sie beim Treffen im Kolibri in eine unmögliche Situation gebracht hatte und vielleicht war es unter diesen Umständen das Beste für alle, dass er künftig die Finger von ihr ließ. Diesem Gedanken hing er nach, als er lustlos die Posteingänge durchsah, doch dann elektrisierte ihn ein Schreiben des Rechtsanwalts Dr. Goldberg, der von der Selbsthilfegruppe *Jungfräuliche Rache* e.V. mit der Wahrnehmung ihrer Interessen betraut worden war und behauptete, seine Mandantinnen seien Opfer eines illegalen Lauschangriffs und weiterer polizeilicher Übergriffe geworden. Zudem habe eine Beamtin des LKA im Auftrage ihrer Behörde versucht, die Frauen zu einer schweren Straftat anzustiften, weshalb er um Unterzeichnung und Rücksendung der beigefügten Unterlassungserklärung bitte.

Becker wollte seinen Augen nicht trauen, sah sich schon als Angeklagter auf der Armesünderbank im Gericht sitzen und überlegte fieberhaft, wie er sich aus der misslichen Situation befreien konnte. Natürlich würde er den Justitiar des Hauses und auch Sauerbrei um Rat fragen, nichts ohne vorherige Abstimmung mit ihnen unternehmen, doch lag es letztlich an ihm, die Richtung vorzugeben. Sicher war, dass er nicht ohne Weiteres vor dem Anwalt kapitulieren durfte, dazu stand für ihn viel zu viel auf dem Spiel, aber er musste natürlich auch bedenken, welche Folgen es hatte, wenn er in seiner Antwort alles abstritt und Mirjam den schwarzen

Peter zuschob. Am besten wäre es, Sauerbrei anzurufen, ging es ihm durch den Kopf und er wählte dessen Rufnummer, erreichte ihn zu seiner Verblüffung sofort und schilderte ihm den Sachverhalt, worauf der Oberstaatsanwalt ebenfalls seine Felle davon schwimmen sah und Becker mit dem Brief zu sich bestellte, um mit ihm das weitere Vorgehen abzustimmen.

Sauerbrei wirkte, als der Hauptkommissar sein Büro betrat, noch besorgter als er selbst, las das Anwaltsschreiben ein ums andere Mal durch und wollte schließlich wissen, ob sich sein Gesprächspartner schon Gedanken über die einzuschlagende Strategie gemacht habe. Becker druckste herum, murmelte, dass er seine Geliebte eigentlich nicht in die Pfanne hauen wolle und stellte dann doch seinen Plan vor, bei dessen Realisierung als einzige Mirjam auf der Strecke bleiben würde. Sauerbrei war, als Becker wieder schwieg, nahe daran, Krokodilstränen zu vergießen, beklagte die Ungerechtigkeit der Welt, unter der seine Patentochter zu leiden habe, stimmte aber den Ausführungen des Hauptkommissars zu und bot sich an, die Beantwortung des Briefes zu übernehmen, worauf sich Becker gern einließ.

Zurück in seinem Büro, rief der Hauptkommissar den Justitiar an und informierte ihn über das Gespräch mit dem Oberstaatsanwalt, erhielt umgehend grünes Licht für das geplante Vorgehen und schlurfte dann misstrauisch zu Mirjam, die in ihrem Zimmer die Pflanzen goss und ihn, als er eintrat, ignorierte. Nach einigen Sekunden räusperte Becker sich, bat die Mitarbeiterin, ihm ihr Ohr zu leihen und kam zunächst auf die Rückkehr seiner Frau zu sprechen, was Mirjam zu der Bemerkung veranlasste, dass er sie dann wohl wieder abschieben werde. Der Hauptkommissar behauptete fest und steif, an einen solchen Schritt noch nicht gedacht zu haben, gab aber zu bedenken, dass es besser sei, für eine Weile Abstand voneinander zu halten und kam dann auf den eigentlichen Zweck seines Besuchs zu sprechen. Der Anwalt der *Jungfräulichen Rache* bezichtige das Landeskriminalamt, Mirjam als Agent Provokateur eingesetzt und ihr aufgegeben zu haben, die Frauen zum Mord anzustiften, was die Behörde natürlich abstreiten werde. Weder der Innensenator noch der Polizeipräsident würde ihren Kopf für eine illegale Aktion hinhalten und deshalb müsse die Legende, die das Team für Mirjam gestrickt habe, zur Realität werden. Die Oberkommissarin

sah ihren Chef ungläubig an und wollte wissen, wie sie seine Ausführungen verstehen solle, worauf Becker ein trauriges Gesicht aufsetzte und um Verständnis dafür warb, dass sie unter den gegebenen Umständen nicht im LKA bleiben könne, sondern zu einer anderen Dienststelle wechseln müsse. Dafür garantiere die Staatsanwaltschaft ihr, kein Strafverfahren wegen versuchter Anstiftung zum Mord einzuleiten und sie auch sonst von jeder Haftung freizustellen.

„Das hast du dir ausgedacht, um mich loszuwerden!“, schrie Mirjam, schüttete ihm das restliche Blumenwasser über den Kopf und drohte für den Fall, dass er nicht sofort ihr Büro verließ, den Einsatz noch stärkerer Waffen an...

53.

Der Herbst brachte nicht nur durch die Zuspitzung der internationalen Finanzkrise, zu deren ersten Opfern das im Umfang von 15.000 € Umfang Aktien einer amerikanischen Pleitebank haltende Ehepaar Berndt gehörte, einschneidende Veränderungen mit sich, sondern auch in den Lebensumständen der Berliner, die sich seit dem Frühjahr in der Sonderkommission des LKA mit der Aufklärung der weiterhin ungelösten Mordfälle befasst hatten.

Mirjam fügte sich nach anfänglichem Widerstand in ihr Schicksal und wechselte noch im Oktober mit der Aussicht, binnen eines Jahres zur Hauptkommissarin befördert zu werden, zu einer Außenstelle der Direktion Ost im Stadtbezirk Lichtenberg, ließ sich bis dahin aber krankschreiben und würdigte ihre bisherigen Kollegen keines Blickes mehr. Sauerbrei überraschte das Team wenig später mit der Nachricht von seiner Berufung zum Vorsitzenden einer Spruchkammer am Landgericht und machte seinen Platz für einen Nachfolger frei, der zuvor in Bremen als Oberstaatsanwalt gearbeitet hatte, wegen seiner Lebensgefährtin in die Hauptstadt wechselte und auf den unaussprechlichen Namen Zbigniew hörte. Gerstenmaier kehrte dafür der Spreemetropole, in der er nie richtig warm geworden war, wieder den Rücken und Frankensteins Zustand verschlechterte sich so sehr, dass er kurz vor Weihnachten wieder ins Krankenhaus kam.

Und auch Becker spürte den Wind des Wandels, ließ sich zuerst nur privat, dann aber auch beruflich von einer Frau an die Kandare nehmen. Carmen nahm ihm seine Beteuerung, während ihrer Abwesenheit treu geblieben zu sein, nicht ab und setzte sich, um den Wahrheitsgehalt seiner Aussage zu überprüfen, hinter seinem Rücken mit Mirjam in Verbindung, erfuhr von ihr, was zwischenzeitlich geschehen war und deckte ihn fortan so mit häuslicher Arbeit ein, dass er auf keine dummen Gedanken mehr kommen konnte. Sie redete ihm zudem seinen Plan aus, sich um Frankensteins Stelle zu bewerben und so machte zur Überraschung aller Ermittler Gunda Mohr das Rennen, die sich zuvor vergeblich um Sauerbreis Posten beworben hatte.

Die ehemalige Staatsanwältin setzte nach ihrem Dienstantritt, dem Becker mit gemischten Gefühlen entgegengesehen hatte, sofort neue

Akzente und die erste heilige Kuh, die sie schlachtete, war die vom Hauptkommissar entwickelte und von Frankenstein nie in Frage gestellte Prioritätenliste der Sonderkommission. Auf ihr standen immer noch die Morde von Hamburg, Berlin und Eberswalde an oberster Stelle, obwohl das Team sich längst nicht mehr so intensiv um die Fälle kümmerte wie bis zur missglückten Attacke auf die *Jungfräuliche Rache* und als Becker, hierauf angesprochen, die Diskrepanz zwischen den von ihm gesetzten Prioritäten und der tatsächlichen Bearbeitungsdichte nicht erklären konnte, machte sie kurzen Prozess und kündigte zum Verdruss des Hauptkommissars an, künftig selbst zu entscheiden, welche Ermittlungen Vorrang haben sollten.

Noch mehr als dieser Machtverlust, den er als Affront betrachtete, wurmte Becker aber, dass Mohr ihn auch sonst spüren ließ, wer im Team das Sagen hatte und im Januar war er soweit, dass er am liebsten alles hingeschmissen, um seine Entlassung gebeten und das lukrative Angebot eines privaten Sicherheitsdienstes angenommen hätte...

54.

Der Winter hatte Berlin nach einigen Vorfrühlingstagen wieder fest im Griff und auch Mirjam blieb von den Unbilden der Witterung nicht verschont. Ausgerechnet an ihrem 30. Geburtstages hatte ihr Wagen, als sie ihn für die Heimfahrt starten wollte, gestreikt und so fuhr sie zum ersten Mal seit langem mit der S-Bahn, um von ihrer Dienststelle zurück in die Innenstadt zu gelangen.

Sie hatte schon die abenteuerlichsten Geschichten über dieses Verkehrsmittel gehört, von Glatzköpfen, die ihnen unliebsame Fahrgäste belästigten, zerkratzten Scheiben und aufgeschlitzten Polstern, aber das waren, wie sie jetzt aus eigenem Erleben wusste, nur Ammenmärchen, allenfalls Halbwahrheiten, saß sie doch unbehelligt in ihrem Abteil und döste vor sich hin, während der Schnee die an ihr vorbeiziehende Stadtlandschaft in ein gespenstisches Weiß hüllte.

Sie musste unwillkürlich an Becker denken, der sie mit fadenscheinigen Begründungen davongejagt hatte, erst als Liebhaberin und dann als Kollegin und aus ihrer Sicht alle Charakterschwächen vereinte, die Männer zu Eigen waren. Eigentlich durfte sie ihm seinen hemmungslosen Opportunismus nicht übel nehmen, hatte sie doch auch ein böses Spiel mit ihm getrieben, aber das wusste er damals noch nicht und deshalb gab es für ihn keine mildernden Umstände. Vielleicht würde er in einem Prozess, in dem sie dem Gericht vorsah, mit dem Leben davonkommen, aber sein Glied verlieren wie Berger, Engholm und die anderen Schweine würde er allemal. Sie fragte sich, was die Schicksalsgenossinnen von der *Jungfräulichen Rache* jetzt wohl machten. Waren sie nach dem Treffen mit ihr für immer auseinander gegangen und gehörten jetzt zur anonymen Menge, die abgestumpft vor sich hin lebte, während Sittenstrolche ungestraft Hand an kleinen Mädchen legten?

Oder hatten sie den ihnen zugesteckten Kassiber zum Anlass genommen, um über ihre Irrtümer nachzudenken und es bei der Fürsorge für Opfer sexueller Gewalt zu belassen? An den tagelang in ihrer Scheide versteckt gehaltenen Zettel hatte sie seit der Zusammenkunft im Kolibri überhaupt nicht mehr gedacht und jetzt große Mühe, sich an den Wortlaut des für die Racheengel bestimmten Textes zu erinnern.

Sicher war nur, dass sie damals den Stand der polizeilichen Ermittlungen preisgegeben und das Stillschweigen über ihr Wissen an die Bedingung geknüpft hatte, dass Debbie und ihre Freundinnen von weiteren Akten der Selbstjustiz absahen. Dass sie den Freundinnen zugleich Sauerbrei zum Fraß vorgeworfen hatte, stand auf einem anderen Blatt, aber darüber wollte sie nicht mehr nachdenken. Schließlich war der Patenonkel, wie sie kürzlich von ihrer Mutter gehört hatte, bei bester Gesundheit und sie konnte beruhigt davon ausgehen, dass die Racheengel ihren Mordauftrag nicht sonderlich ernst genommen hatten.

Auf dem Bahnhof Alexanderplatz stieg sie um, fühlte sich in der überfüllten U-Bahn wie in einer Sardinenbüchse und war deshalb froh, dass es bis zum Zielbahnhof nur vier Stationen waren. Trotzdem war ihr von den Ausdünstungen der anderen Fahrgäste immer noch übel, als sie durch den Schnee nachhause stapfte und sich vornahm, ihren Wagen möglichst schnell wieder flott zu bekommen, damit sie nicht länger auf die öffentlichen Verkehrsmittel angewiesen war.

Neben der Übelkeit machte ihr zu schaffen, dass sie den Abend allein verbringen würde. Mit der Vergesslichkeit der Kollegen, die ihr nicht zum Geburtstag gratuliert hatten, konnte sie notfalls leben, weil sie für die von der Volkspolizei übernommenen Beamten eine Fremde geblieben war, ein Spitzel aus dem Westen, der auf sie aufpassen sollte. Aber dass ihre Eltern trotz des runden Geburtstages der Tochter in den Wintersport gefahren waren und nicht einmal die

Mannschaftskameradinnen ihr Kommen angekündigt hatten, schmerzte sie sehr. Vor einiger Zeit hatte sie in einer psychologischen Abhandlung gelesen, dass Menschen nirgendwo so einsam waren wie in einer Großstadt und wenn sie an das Heer der unfreiwilligen Singles dachte, die vielen Menschen, die mit leeren, ausdruckslosen Gesichtern durch die Straßenschluchten des Molochs Berlin hetzten, immer auf der Hut vor Taschendieben, Betrügern und anderem Gesindel, erschien ihr diese These sogar schlüssig. Vor ihrem Wohnhaus lief sie einer greisen Nachbarin in die Arme und freute sich, wieder ein paar Worte mit einem Menschen wechseln zu können, nahm der alten Dame die Einkaufstasche ab und versprach ihr, sie bis zur vierten Etage zu begleiten, bat sie im Hausflur, als sie die Post aus dem Briefkasten nahm, um ein wenig Geduld und hakte sich dann bei der alten Frau ein, um ihr das

Treppensteigen zu erleichtern.

In ihrer Wohnung angekommen, freute sich wenigsten der Stubentiger auf sie und deshalb versorgte sie ihn zunächst mit dem Nötigsten, bevor sie sich an die Post machte. Zwei Briefe und fünf Glückwunschkarten hielt sie in ihrer Hand, darunter eine vom Vorsitzenden des Handballvereins und eine von ihren Eltern und bald hatte sie, bis auf ein unbeschriebenes Kuvert, die gesamte Post durch. Sie fragte sich, was in dem Umschlag sein mochte, dachte einige Sekunden sogar an eine Briefbombe und wollte ihn schon wegwerfen, als doch noch ihre Neugier siegte und sie ihn mit spitzen Fingern öffnete. Drinnen befand sich ein Zettel und als sie ihn endlich auseinandergefaltet hatte, schrien sie die aus einer Zeitung herausgeschnittenen Buchstaben geradezu an:

HEUTE STIRBT ER!

Mirjam begann, wie Espenlaub zu zittern, wünschte sich erst, nie geboren worden zu sein und dann, nur zu träumen, was sie vor sich sah. Doch sie schlief nicht und würde aus ihrem Alptraum nicht mit Herzrasen, ansonsten aber unbeschadet erwachen, sondern sich der Realität stellen, mit der Situation zurechtkommen müssen, die sie selbst heraufbeschworen hatte. Entgegen ihren Erwartungen hatten die Frauen von der *Jungfräulichen Rache* den ihnen erteilten Mordauftrag für bare Münze genommen und sich die Hinrichtung, wie es sich für ein furioses Finale gehörte, für den Geburtstag ihrer Auftraggeberin aufgespart! Jetzt werde ich auch zur Mörderin, ging es Mirjam durch den Kopf und sie suchte verzweifelt nach einem Ausweg aus dem Dilemma, in dem sie steckte. Natürlich konnte sie ihre alten Kollegen anrufen und sich nach den Adressen der Frauen erkundigen, aber das würde die Ermittler vielleicht doch noch auf die Spur der Racheengel bringen und das wollte sie auf keinen Fall. Aber vielleicht tagten sie gerade in der Motzstraße, gingen im Kolibri noch einmal durch, wie sie Sauerbrei ins Jenseits befördern würden? Hektisch suchte sie nach der Telefonnummer des Lokals, fand sie nach einiger Zeit bei den Stricksachen in der Abstellkammer und rief das Restaurant an, erreichte aber nur die Wirtin, die ihr mitteilte, dass Debbie und die anderen Frauen schon lange nicht mehr bei ihr verkehrten. Mirjam überlegte fieberhaft weiter und endlich fiel bei ihr der Groschen! Sie musste sich über das Internet mit den Racheengeln in Verbindung setzen! Leider hatte ihr Computer immer

noch keinen Netzanschluss, sodass sie jetzt darauf angewiesen war, das Internetcafé in der Urbanstraße aufzusuchen, in dem meist nur arbeitslose Jugendliche herumhingen und die Zeit totschlügen. Oder sollte sie Sauerbrei anrufen und ihn vor dem geplanten Mordanschlag warnen? Sie war drauf und dran, zum Telefon zu greifen und die Nummer des Patenonkels zu wählen, doch dann dachte sie an die Folgen des Anrufs und verwarf ihren Plan, zog stattdessen wieder ihren Mantel an und verließ die Wohnung. Die dreihundert Meter zum Internetcafé legte sie im Eiltempo zurück, war deshalb nassgeschwitzt und außer Atem, als sie den Laden betrat und dankte Gott im Himmel, dass ein Computer frei war, sie also ohne Weiteres die Website der Mörderinnen aufrufen konnte. Zum Glück erinnerte sie sich an die Internetadresse der Selbsthilfegruppe, rief www.jungfraeuliche-rache.de auf und erstarrte vor Schreck! Das Portal gab es nicht mehr und Sauerbreis Hinrichtung rückte unerbittlich näher! Jetzt konnte sie nur noch ihrem Glück vertrauen und hoffen, dass die Frauen inzwischen unter einer anderen Adresse firmierten, doch egal, welche Begriffe sie der Suchmaschine vorgab, es fand sich keine Website, die von der Beschreibung her zu Debbie und ihren Freundinnen gepasst hätte! Das Gesicht voller Tränen, verließ sie das Internetcafé, stolperte wie eine Betrunkene nachhause, hatte dort Mühe, die Treppe hinaufzukommen und glaubte, als sie sich in ihrer Wohnung im Spiegel betrachtete, ein Gespenst vor sich zu sehen, dass Tod und Verderben mit sich brachte.

„Ich kann nicht mehr!“, schrie sie immer wieder, während sie die Schränke nach den verfluchten Schlaftabletten durchsuchte und wollte nach einer halben Stunde schon resignieren, als sie die Pillen doch noch in einer Schublade des Wohnzimmerchranks fand und darüber nachzudenken begann, welche Dosierung sie für ihr Vorhaben benötigte. Am Ende entschied sie sich dafür, alle Tabletten zu nehmen, füllte ein Wasserglas mit Orangensaft und Wodka und gab die Schlaftabletten hinein, verrührte sie, bis sie sich in der Flüssigkeit aufgelöst hatten und griff nach einem leeren Blatt Papier und ihrem Füllfederhalter, ehe sie den mörderischen Cocktail herunterschluckte.

Danach verfasste sie mit immer krakeliger werdender Handschrift einen Abschiedsbrief, ließ nichts aus, was ihr wichtig erschien und hatte, als sie fertig war, gerade noch Kraft genug, um Beckers häusliche

Rufnummer zu wählen. Sechsmal ertönte das Freizeichen und Mirjam wollte schon auflegen, als Carmen sich am anderen Ende der Leitung meldete und sie sich, so gut es ging, bemerkbar machen konnte.

„Ich möchte“, lallte sie, „Egon, ä, Herrn Becker sprechen!“ Die Gattin des Hauptkommissars schien über ihren Anruf nicht beglückt zu sein, gab das Telefon aber doch an ihren Mann weiter, der sich mit der Frage: „Mit wem spreche ich?“ meldete und, als Mirjam kein Wort herausbekam, schon wieder auflegen wollte, als seine Verfllossene doch noch ihren Namen herausbrachte und ihre Lippen zu einem Bekenntnis formte, das Becker in seinen Grundfesten erschütterte. Sie sprach von Liebe und Tod, Glück und Verrat und als ihr schließlich der Hörer aus der Hand glitt, war sie christlicher Verheißung zum Trotz schon auf dem Weg zur Hölle, obwohl sie nur eine arme, bemitleidenswerte Sünderin war...

„Wer war das denn?“, fragte Carmen den in viel zu großen Jogginghosen steckenden Gatten, als er nach dem Telefonat den Kopf in die Küchentür steckte und ihrem Gesicht war wieder die Eifersucht anzusehen, die ihn langsam, aber sicher zum Wahnsinn brachte. Becker überlegte, ob er mit seiner Antwort Salz in ihre Wunde streuen sollte, sah aber keine Alternative hierzu und ließ sie deshalb wissen, dass er dringend zu Mirjam Berndt fahren müsse.

Die Oberkommissarin habe sich möglicherweise mit Tabletten vergiftet und er wolle vor der alarmierten Feuerwehr bei ihr sein.

„Bleibe hier, du Schuft!“, schrie Carmen ihm nach einer Weile hinterher, doch da war Becker längst in seinem Wagen und so musste sie den ganzen Abend rätseln, ob ihr Gatte irgendwo dringend benötigt wurde oder eine billige Ausrede gesucht hatte, um sich mit der verhassten Nebenbuhlerin treffen zu können.

Dem Ehemann gingen auf dem Weg nach Kreuzberg ganz andere Gedanken durch den Kopf. Wollte sich Mirjam wirklich umbringen oder mit ihrem Anruf nur ein Notsignal senden? Ihrer Stimme nach zu urteilen, sprach einiges für die erste Annahme, weil er sie noch nie so apathisch reden gehört hatte. Genauso konnte sie aber sturzbetrunken sein und wenn er daran dachte, dass sie heute ihren 30. Geburtstag feierte, sprach vieles dafür, dass sie mit ihren neuen Kollegen gefeiert und das Trinkgelage zuhause fortgesetzt hatte. Aber nein! Mirjam mochte ein ausgebufftes Luder sein, die alles tun würde, um ihn wieder an sich zu binden, aber dass sie ihn unter dem Vorwand, im Sterben zu liegen, von zuhause loseiste, konnte er sich beim besten Willen nicht vorstellen!

Mit klammem Gefühl bog er in die Straße ein, in der Mirjam wohnte, sah im selben Augenblick die flackernden Lichter der Einsatzfahrzeuge und wusste endgültig, dass die Verfllossene keinen Spaß gemacht hatte.

Er brachte den Wagen kurz vor dem Ziel zum Stehen, kam bei diesem Manöver wegen der vereisten Fahrbahn fast ins Schleudern, legte die letzten zwanzig Meter zur Haustür im Laufschrift zurück und hastete die Treppe hoch, als wäre der Teufel hinter ihm her. Vor der offenen Wohnungstür stand ein baumlanger Polizist und versperrte ihm mit grimmiger Miene den Weg, doch hatte er zum Glück seine Dienstmarke

dabei und durfte, als er sie zückte, sofort passieren.

In der Wohnung tummelten sich Feuerwehrleute und Polizeibeamte, dazu ein Mittvierziger in weißem Kittel, der sich aber nicht um die neben dem Telefon auf dem Teppichboden liegende Mirjam kümmerte.

Wütend fuhr er den Mediziner an und warf ihm unterlassene Hilfeleistung vor, doch der schüttelte nur traurig den Kopf, sprach in dürren Worten vom Exitus der Selbstmörderin und an die Stelle gerechten Zorns trat augenblicklich tiefe Trauer, gepaart mit dem seinem Verhalten geschuldeten schlechten Gewissen.

„Ist sie tot?“, wollte er dennoch wissen und der Arzt nickte mitfühlend, fragte ihn, ob er der Kriminalbeamte sei, der die Feuerwehr alarmiert habe und übergab ihm, als Becker seine Identität bestätigte, mit den Worten „das ist, nehme ich an, was für Sie!“ einen beschriebenen Zettel, den Mirjam in den Händen gehalten hatte, als die Rettungskräfte sie fanden. Der Hauptkommissar schüttelte wegen der krakeligen Schrift den Kopf, fragte die Umstehenden, ob sie ihm helfen könnten und gemeinsam gelang es schließlich, den Text zu entziffern:

Lieber Vater, liebe Mutter, ich habe alles verraten, was mir heilig war und kann deshalb nicht weiterleben! Hauptkommissar Becker denkt bis jetzt, dass es sich bei der Jungfräulichen Rache um eine harmlose Selbsthilfeorganisation handelt, aber das stimmt nicht! In Wirklichkeit verbergen sich dahinter feige Mörderinnen, die Aufträge rachsüchtiger Vergewaltigungsopfer entgegennehmen und die Peiniger der Mädchen und Frauen bestialisch umbringen! Und jetzt kommt das Schlimmste: Ich bin schuld, wenn Eurem Freund Gunnar heute etwas Schreckliches zustößt! Im Grunde hat er das Ganze natürlich selbst zu verantworten, denn wenn er mich nicht, als ich sechs Jahre alt war, nach dem Zoobesuch in seiner Villa missbraucht hätte, wäre ich gar nicht auf die Idee gekommen, ihn ermorden zu lassen! Aber ich weiß natürlich, dass ich...Ihr müsst mich auch verstehen, ich kann nicht.

alles Gute, Eure Tochter

Becker starrte auf den Abschiedsbrief, versuchte vergeblich, zu begreifen und bat schließlich einen Polizisten, ihm sein Funkgerät auszuleihen. Der Ordnungshüter sträubte sich zunächst, lenkte aber ein, als er die Dienstmarke sah und plötzlich wirkte der Hauptkommissar wie ausgewechselt.

Alles hat seine Zeit, fuhr es ihm durch den Kopf, als er mit Mohr sprach und er würde bestimmt noch um Mirjam trauern, aber jetzt galt es, ein Gewaltverbrechen zu verhindern! Er gab dem Polizisten, der ihm das Funkgerät geliehen hatte, zu verstehen, dass er dringend einen Einsatzwagen brauchte, um zu Sauerbreis Villa zu kommen, erklärte sich damit einverstanden, dass der uniformierte Kollege ihn hin brachte und wenig später jagte der BMW des Oberwachtmeisters schon mit Blaulicht und Sirene dem Landhaus des Juristen entgegen...

56.

Debbie und ihre Freundinnen diskutierten lange darüber, ob sie auch auf Mirjams zweite Bedingung eingehen sollten und zerstritten sich dabei so sehr, dass eine Frau nach der anderen sich von der Gruppe zurückzog und schließlich nur noch Fatima, Antje, Jelena und Debbie das Fähnlein der Aufrechten bildeten. Die therapeutischen Angebote der *Jungfräulichen Rache* waren ohnehin schon zum Erliegen gekommen und so galt es nur noch, als die vier übriggebliebenen Verschwörerinnen sich auf den Weg zu Sauerbreis Villa machten, Mirjams Testament zu vollstrecken und danach für immer auseinander zu gehen.

„Hoffentlich hat sich Rosi nicht zu dumm angestellt!“, meinte Fatima und verärgerte mit ihrer Kleinmütigkeit Jelena, die sofort gegen hielt: „Sei nicht immer so pessimistisch! Wir haben alles so eingefädelt, dass der geile Bock Rosi für das ihm von der Agentur geschickte Mädchen hält und können von Glück reden, dass sie sich bereit erklärt hat, bis zu unserem Eintreffen in die Rolle der Lolita zu schlüpfen! Oder glaubt jemand, dass der Herr Richter uns die Teenager abgekauft hätte?“

„Hört mit dem Streit auf!“, mahnte Debbie und brachte den Kleinbus vierhundert Meter von Sauerbreis Anwesen entfernt zum Stehen, vergewisserte sich, als alle ausgestiegen waren, dass sie die Behälter mit den selbst genähten Kinderkleidern, den Masken und dem bewährten Werkzeug bei sich hatten und gab dann das Zeichen zum Aufbruch. Leichtfüßig schlichen sie im Schein der Taschenlampen durch den Schnee auf das Landhaus zu, vergewisserten sich immer wieder, dass ihnen niemand folgte und erreichten nach wenigen Minuten ihr Ziel. Als Anke die Klinke der eichenen Eingangstür herunterdrückte, gab es noch einmal Herzklopfen, doch hatte Rosi offenbar ganze Arbeit geleistet und dafür gesorgt, dass die Tür unverschlossen war.

Drinnen im Haus studierten sie noch einmal den Lageplan, versuchten auf dem Weg ins Untergeschoss, so wenig Lärm wie möglich zu machen und standen schließlich vor dem Raum, den der Richter zur Befriedigung seiner abartigen Triebe als Kinderzimmer ganz eigener Art eingerichtet hatte.

Vorsichtig griffen die Frauen nach den Rohren mit den Giftpfeilen, führten sie behutsam zum Mund, konzentrierten sich noch einmal und

stürzten auf Debbies Zeichen in das Verlies, in dem die wie ein Baby angezogene Rosi mit einem Reisigbesen zwischen den Beinen herum hüpfte und sich mit dem nackten Richter neckte. Sauerbrei erkannte die von den Frauen ausgehende Gefahr erstaunlich schnell, hatte gegen Debbies schon im Tiergarten bewiesene Treffsicherheit aber keine Chance und so hatten die Rächerinnen keine Mühe, ihn in die gewünschte Position zu bringen.

Ehe sie mit ihrer tödlichen Prozedur begannen, bedankten sie sich herzlich bei Rosi, wünschten ihr für die Zukunft alles Gute und zogen sich um, sodass der bewegungsunfähig auf seinem Riesenkinderbett liegende Sauerbrei vier gleichaussehende Frauen vor sich hatte, deren aus Latex geformte Gesichter dem Antlitz seiner Patentochter nachempfunden waren und deren Kleider dem, das Mirjam bei ihrem Zoobesuch getragen hatte, entsprachen...

57.

Vor Sauerbreis Villa warteten schon die Beamten des SEK, Mohr und Fati auf Becker und die Chefin empfing ihn mit den Worten „Das wurde aber auch Zeit!“, ehe sie ihn bat, kurz die Lage zu erläutern, was er ohne Zögern tat. Der Einsatzleiter der schwer bewaffneten Spezialtruppe zog sich für einige Minuten mit seinen Mannen zurück und beriet sich mit ihnen, kam dann wieder zurück und verkündete, dass er jetzt den Befehl zum Stürmen des Hauses geben werde.

Die Kriminalbeamten sollten bis zum Ende der Aktion am besten draußen bleiben oder sich, wenn sie es doch vorzogen, mitzukommen, wenigstens im Hintergrund halten, bis seine Leute ihren Job erledigt hätten. Becker nickte zustimmend, auch Mohr hatte gegen ein rasches Vorgehen nichts einzuwenden und so war Sekunden später in der Villa die Hölle los, explodierten Blendgranaten, hallten Schreie durch die Zimmerfluchten und fielen sogar vereinzelt Schüsse, die aber, wie sich später herausstellte, niemanden verletzten. Dann lag wieder friedliche Stille über dem Landhaus und Becker, der sich während des Kampfgetümmels im Eingangsbereich aufgehalten hatte, folgte den von den Spezialpolizisten hinterlassenen Fußspuren, die ihn ins Untergeschoss und dort in einen offenstehenden Raum führte. In dem riesigen Gitterbett, das nahezu dessen Hälfte einnahm, lag mit angstvoll geweiteten Augen der Richter, der sein schlaffes Glied im Mund hatte, aber noch bei Bewusstsein war und im Gegensatz zu den anderen Opfern der Jungfräulichen Rache vielleicht sogar überlebte. Viel faszinierender als diesen Anblick empfand Becker aber den der vier Frauen, denen das SEK bei ihrem blutigen Handwerk in die Quere gekommen war und die jetzt, angetan mit niedlichen Kinderkleidern und weniger schönen Handfesseln, auf ihren Abtransport warteten...

Epilog

Becker lief seit einer Woche wie ein geprügelter Hund herum, war für nichts zu interessieren, zu nichts zu gebrauchen und wenn es die Umstände ermöglichten, verkroch er sich in das nächste Mauselloch, als wäre ihm jeder menschliche Kontakt zuwider.

Sieben Tage war es jetzt her, dass seine Chefin ihm vom baldigen Ende Frankensteins erzählt hatte, ganz unspektakulär zwischen zwei Terminen und er musste zugeben, dass er die Krankheit seines Freundes bis dahin verdrängt hatte wie eine Prüfung, auf die er nicht vorbereitet war. Doch jetzt war die Zeit der Ausflüchte vorbei und deshalb humpelte er einen endlos langen Flur der Charité entlang, sein vor vielen Wochen gegebenes Versprechen einzulösen, anstatt für die Familie zu kochen.

Eine feine Tomatensuppe mit einem Schuss Gin und dem obligatorischen Sahnehäubchen obendrauf hatte er Frau und Töchtern servieren wollen, danach Sahnescnitzel und als Dessert Karamellpudding. Der Bibelspruch, dass jegliches seine Zeit habe, ging ihm wie einst in Mirjams Wohnung durch den Kopf und seine Beine wurden immer schwerer, als ob die Racheengel ihm zu guter Letzt auch das Gift gespritzt hätten, aber das war natürlich Unsinn, weil sie längst hinter Schloss und Riegel saßen.

Wenn er nachts schlaflos in seinem Bett lag und die letzten Monate Revue passieren ließ, fragte er sich oft, wo die Grenze zwischen Gut und Böse verlief, ob sie von Soldaten bewacht wurde oder es ein Niemandsland voller Zwischentöne gab, in dem keine Heiligen und Todsünder, sondern normale Menschen zuhause waren. Ob er auch zu dieser Spezies gehörte, wagte er in selbstkritischen Momenten zu bezweifeln, war er doch in vielerlei Hinsicht maßlos, im Essen und Trinken wie beim Rauchen und im Zorn, den Carmen und die Kinder ebenso fürchteten wie die Kollegen. Und noch ein Charakterzug war dazugekommen, der früher nur in ihm geschlummert hatte, ein Egoismus, der ihn zur Not sogar über Leichen gehen ließ! Vor allem gegenüber Mirjam war dieser Wesenszug zum Tragen gekommen, hatte er die junge Frau doch wie ein Schwein behandelt, sie erst verführt, dann fallengelassen wie eine heiße Kartoffel und sich schließlich in ein neues Abenteuer mit ihr gestürzt, um sie ohne Skrupel zu einer anderen

Dienststelle abzuschieben, als sie zur Gefahr für seine private und berufliche Existenz zu werden drohte.

Gewiss hatte Mirjam ihn auch benutzt, aber das sprach ihn nicht frei von Schuld, weil die Oberkommissarin, bei Licht betrachtet, nur bedingt für ihr Handeln verantwortlich zu machen war.

Jetzt, nach einer kleinen Ewigkeit, stand er vor der Tür, hinter der sich das Grauen verbarg, schwitzte und fror zugleich, drückte die Klinke im Zeitlupentempo herunter und endlich war es geschafft, stand er vor dem Bett des Freundes, der schon vom Tod gezeichnet, aber offenbar noch klar im Kopf war und sich riesig über seinen Abschiedsbesuch zu freuen schien. Becker half Frankenstein sich aufzurichten, spürte das nahe Ende sogar im verschwitzten Nachthemd des Mannes und versuchte krampfhaft, die richtigen Worte zu finden. Frankenstein beobachtete ihn mit Argusaugen, lächelte verschmitzt und meinte dann:

„Sag schon, dass ich Scheiße aussehe! Um das herauszufinden, muss ich nicht in den Spiegel sehen, sondern nur in dein käseweißes Gesicht!

Ansonsten fühle ich mich wohl, die Ärzte haben heutzutage tolle Möglichkeiten, einem Sterbenden den Abgang zu erleichtern, du hast weder Schmerzen noch Angst, aber trotzdem finde ich es doof, bald von der Bühne abtreten zu müssen! Doch keine Sorge, ich werde im Himmel auf euch aufpassen, damit Ihr nicht so viel Käse macht wie bei diesen Racheengeln...“

Becker schluckte, wagte aber nicht zu widersprechen und Frankenstein schien jetzt richtig in Fahrt zu kommen, wollte alles Mögliche von ihm wissen und zuletzt auch, wie es mit den Frauen weitergehen werde, die Debbie Meier und die anderen Protagonistinnen der Jungfräulichen Rache zu ihren Taten angestiftet hatten.

Der Hauptkommissar schüttelte betrübt den Kopf und meinte, dass sie mit vier oder fünf Jahren davonkommen könnten.

„Richter! Hör mir auf mit diesen Ganoven!“, röchelte Frankenstein und zog Becker an sich heran, um ihm eine letzte Neuigkeit zu entlocken.

„Erzähl mir was über Sauerbrei!“, bat er seinen Freund, der die letzte Neugier des Todgeweihten mit großer Freude stillte: „Dem geht es nicht gut, kein Wunder nach der Amputation seines besten Stücks! Außerdem hat er den Druck der Öffentlichkeit nicht ausgehalten und seine Entlassung als Richter beantragt!“

„Gott sei Dank!“, flüsterte Frankenstein, lächelte milde und ließ bei Becker, als er den Sterbenden verließ, das Gefühl zurück, doch mit der Welt im Reinen zu sein...

Ende

